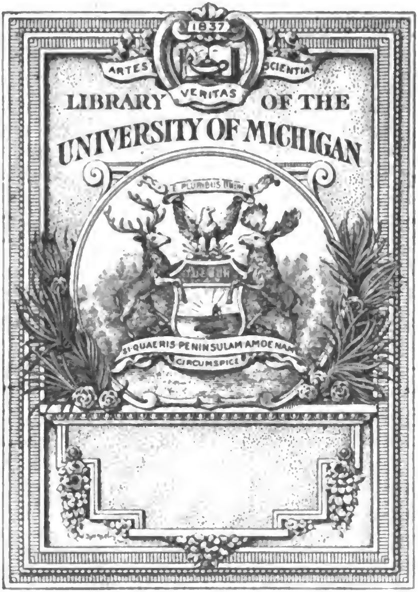
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

beleh
die
stell
Freud
geisti
edel
Meist
hohen
haber
geri
volle
wärti
in's
zeug
mit
in be
Priva
billig
des V
Band
welch

liefer
durch
Bän
Besit
reich
halt
bieten



r und
unsch,
rift=
Die
je die
e der
t den
norm
rlieb=
ßerst
erth-
egen=
ens"
u Er=
dung
zwar
jede
ublich
reisen
ndene
s, zu

ande,
ichen
n den
einen
nter-
sens

Hermann Schönleins Nachfolger.

Bezugs-Bedingungen.

Die mit gegenwärtigem Bande ihren **dreizehnten Jahrgang 1889** beginnende

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

erscheint vollständig in **13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden** mit **Goldrücken** und **Deckelpressung.** Jeder Band besitzt einen Umfang von 16 Bogen.

Um die Anschaffung auch dem wenigst Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

nur 75 Pfennig pro Band.

Indem wir zu recht zahlreicher Betheiligung am Abonnement auf den neuen Jahrgang hiermit freundlichst einladen, bitten wir nur noch, wenn durch irgend welche Umstände **Unterbrechungen im Empfange der Bände** eintreten und letztere von der bisherigen Bezugsquelle nicht mehr zu erlangen sein sollten, sich an **eine beliebige nächstgelegene** Buchhandlung, oder in Ermangelung einer solchen an einen benachbarten Buchbinder, Journal-Expeditor, Colporteur &c. mit dem Ersuchen zu wenden, die ferneren Bände zu besorgen. Dieser Wunsch wird stets gern und sofort erfüllt werden, denn es liegen nicht die geringsten Schwierigkeiten im Wege, da die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung mit allen Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und des übrigen Auslandes in Verbindung steht. Es gilt dies besonders für den Fall, daß die Zusendung der Bände ausbleibt, nachdem man den **ersten Band** durch einen **Subscribentensammler** erhalten.

Stuttgart. Die Verlagsbuchhandlung:

Hermann Schönleins Nachfolger.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1889.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

Parasiten.

Roman
von
Johannes Emmer.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Der Park des in der Nähe der großen Residenzstadt gelegenen Lustschlosses Ferdinandsburg prangt in vollem Lenzesschmuck. Wohin das Auge sich wendet, schaut es entzückende Bilder. Das Gezweige der alten knorrigen Stämme, welche auf den weiten Rasenflächen verstreut stehen, schwankt und zittert, und dabei glänzt das lichte Laub wie Millionen grüner Spiegelchen. Man sieht die Finken und Amseln zwischen den Zweigen sich wiegen und schaukeln. Das dichte Buschwerk, welches die Wege einsäumt, bedeckt ein Blüthenmeer, von dem köstliche Wohlgerüche ausströmen; der große Weiher schimmert in bläulichem Glanze, und wenn die Schwäne die Fläche furchen, so zeigen sich Silberstreifen.

Am Rande des Weihers, gegenüber der Insel, welche das romantische Bauwerk einer Ritterburg trägt, sitzt unter einer breitästigen Linde eine Dame. Sie hat eine kleine Mappe vor sich aufgeschlagen und zeichnet eine

Baumgruppe, welche den Eingang zu einer künstlichen Grotte halb verdeckt. Bisweilen läßt sie den Stift ruhen und blickt dann sinnend hinaus in die Landschaft, über welcher Sonnenglanz und stiller Friede liegen. Selten nur sieht man einen Menschen auf den breiten Wegen; es ist ja der Morgen eines Arbeitstages und da sind die Einen in ihre Geschäftsstuben gebannt und die Anderen, die der Freiheit genießen, pflegen selten früh sich zu erheben. Der Wächter der Kähne, die am Ufer bereit liegen, raucht seine Pfeife und blickt ab und zu herüber nach der Dame. Er hat seine besonderen Gedanken über diese Künstlerin; er wartet auf etwas, das nach seiner Ueberzeugung kommen muß.

Wie er wieder einmal herüberschaut, nickt er befriedigt. „Ich hab' es mir ja gleich gedacht," sagt er halblaut vor sich hin, drückt den Tabak in seiner Pfeife mit dem einen Finger fest und geht dann lächelnd in die kleine Hütte. Er hat bemerkt, wie ein Herr zwischen den Bäumen hindurch geradewegs auf die Linde losging und mit höflicher Verbeugung die Dame begrüßte.

Die Dame hatte den Gruß mit einem Lächeln erwiedert. „Sie hier? Was führt Sie nach Ferdinandsburg?"

„Ich könnte sagen, ein glückliches Ungefähr verschafft mir das Vergnügen, Sie hier zu treffen; doch ich will offen sein: ich wußte, daß ich Sie hier finden werde."

„Sie wußten dies?"

„Ja, ich hörte, wie Sie neulich mit unserem Meister Schindler, dem Maler des Frühlings, über Landschaften sprachen und dabei erwähnten, daß Sie eine Skizze aus

dem Parke von Ferdinandsburg begonnen hätten und an dem nächsten schönen Morgen vollenden wollten. Dieser ‚nächste schöne Morgen‘ war der heutige.“

„Sie kamen also in der bestimmten Absicht —“

„In der bestimmten Absicht, Sie hier zu sprechen,“ ergänzte er.

Die Dame schloß die Mappe und steckte den Stift in die Klappe. „Was haben Sie mir zu sagen?“

„Es ist wenig und doch viel. Ein paar Worte nur —“

„Die Sie mir in der Stadt nicht sagen konnten?“

„Nein! Wenn wir uns drinnen sahen, da waren stets Dutzende von Augen auf uns gerichtet; da lauschte man auf jedes Wort, beobachtete jede Miene. Sie wissen ja, die Menschen vermögen auch mit den Augen zu hören; die Blicke, Züge, Geberden reden für Jene eine verständliche Sprache.“

„Es soll also Niemand hören, was Sie mir zu sagen haben?“

„Meine Worte würde ich gerne vor aller Welt gesprochen haben, aber Ihre Antwort wollte ich *allein* hören.“

„Meine Antwort? Ist die Frage, die Sie an mich richten wollen, so verfänglich?“

„Habe ich diese Frage nicht schon seit dem ersten Tage, an dem ich Ihnen vorgestellt wurde, an Sie gerichtet, so oft ich Sie sah? Stumm zwar, nicht mit Worten, aber mit jedem Blicke, mit jeder Bewegung, mit —“

„Sie halten mich vielleicht gar noch für fähig, auch Gedanken lesen zu können,“ warf die Dame lächelnd ein.

„Ja," erwiederte er ernsthaft; „ich bin überzeugt, Sie wissen, was ich dachte, oder wahrhaftiger gesagt: fühle."

Die Dame schwieg eine Weile, dann sagte sie leiser als vorhin: „Auf jene stumme Frage wollen Sie also eine laute Antwort? Wenn ich nun auch Ihnen zumuthen würde, meine Gedanken zu errathen —?"

„Dann würde ich die Antwort lesen: Ja!"

„Ja? — Sie sind kühn —!"

Sie sahen sich einige Sekunden lang in die Augen, dann wandte die Dame den Kopf etwas seitwärts, während der Herr sich näher zu ihr neigte.

„Es ist doch so! Wir haben uns gefunden und wir sind für einander bestimmt. Meine Worte mögen kühn klingen, aber sie sagen nur, was ich als Wahrheit fühle. Diese Wahrheit macht mich schwindeln vor dem Glücke, das sie für mich enthält. Es kann ja nicht anders sein; wenn mit solch' unbezwinglicher Macht die Liebe eine Mannesseele ergriffen hat, wie sie mich erfaßte, dann übt sie auch ihre geheimnißvolle Anziehungskraft auf das geliebte Wesen aus: und dieses muß dem Banne der wonnigen Zauberin verfallen. Ich wußte, daß Sie mich lieben werden, weil Sie es — müssen."

Die Dame sah wieder auf, sie war ein wenig erröthet und ihr Auge leuchtete. „Ich hielt mich gefeit gegen solchen Zauber," bemerkte sie leise.

„Zürnen Sie darob, daß Sie ihm unterlagen? Nein, meine Theure, Sie dürfen nicht klagen, daß auch für Sie der Frühling kam. Ich weiß, daß Sie bisher un=

berührt blieben von den Empfindungen, welche jedes junge Weib ergreifen, weil es die ewigen Gesetze der Natur so heischen; Sie haben kalt und stolz auf Frauenglück verzichten wollen und doch ist das Glück gekommen. Für Sie und für mich! Wollen Sie es abweisen? Es läßt sich nicht abweisen, es erzwingt den Eintritt in unser Herz."

„Es kann aber wieder gehen, so rasch und unvermuthet als es kam."

„Darum muß man es festhalten und ihm eine Heimstätte bereiten. Wollen Sie dies thun?" Er hatte die Hand der Dame ergriffen, die sie ihm nicht entzog.

„Sie sagten ja, ich müsse der Macht folgen, die Sie über mich gewonnen."

„Sie folgen mir also?" Er rief es fast jubelnd hinaus.

„Kann ich denn anders?"

Er küßte die Hand, die er in der seinen hielt, und küßte sie immer wieder. „Also mein! Mein!"

„Ich begehe ein Unrecht —"

„Nicht so sprechen, Theure!" bat er in flehendem Tone.

„Aber ich muß Dich ja lieben," schloß sie.

„Wie dies Wort mich glücklich macht!"

Nach einer Weile fing er wieder an. „Du bist mein für immer und ewig! Dieser Ring hier" — er zog einen schmalen Reif mit einem kleinen Diamanten in der Mitte vom Finger — „soll Dich fesseln für alle Zeit. Laß mich mit ihm diesen lieben Finger schmücken."

Sie duldete es lächelnd. „Ich bin gefesselt, und Du? Ich besitze ja leider nicht einmal einen Ring, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

Er hielt noch ihre Hand gefaßt. „Sieh da, dieser Armreif soll meine Fessel sein. Sie ist ja noch stärker als jene, die ich Dir anlegte,“ fügte er scherzend hinzu.

„Sei es denn! Ich gebe, was ich selbst empfing als Geschenk von Jemand, der auch mich liebt.“ Sie löste das Armband ab und legte es um sein Gelenk. „Es ist fast zu eng und wird Dich drücken.“

„Wolltest Du glauben, daß mir diese Fessel jemals drückend werden könnte?“

Die Beiden gebrauchten ohne Weiteres das vertrauliche „Du“, als wäre dies immer so gewesen. Es mochte der Mann doch wohl Recht haben mit seiner selbstbewußten Behauptung, daß die Dame schon längst die unausgesprochene Frage: „Liebst Du mich?“ in ihrem Herzen beantwortet habe: „Ja, ich liebe Dich!“

Hand in Hand saßen sie da. Drüben war der Wächter wieder aus seiner Hütte getreten und hatte einen Blick herüber geworfen. „Ein paar glückselige Menschen, die den Himmel offen sehen,“ dachte er und that einen kräftigen Zug aus seinem Pfeifchen. „Wie lang wohl die Glückseligkeit dauern wird? Hm!“ — Dann begann er die Ruder, die an der Hüttenwand lehnten, in die Kähne zu vertheilen.

„Wir müssen jetzt auch an die Zukunft denken, meine Theure!“ fing der Herr an. „Willst Du mir vertrauen, so recht ganz und voll vertrauen?“

„Ich werde thun, was Du vorschlägst," erhielt er zur Antwort.

„Wenn es sich aber um noch mehr handeln würde —"

Sie sah ihn fragend an. „Ich verstehe nicht, was damit gemeint ist."

„Es könnten Ereignisse eintreten, welche Dein Vertrauen auf eine Probe stellen würden."

„Das wäre?"

Er zog ein kleines Briefchen aus der Tasche und hielt es ihr hin. „Heute früh, bevor ich hierher fuhr, bekam ich diese Warnung. Lies!"

Das Briefchen war mit unsicherer Hand flüchtig gekritzelt und trug keine Unterschrift. „Reisen Sie sofort ab, wenn möglich, von einer Nebenstation aus, man beabsichtigt, Sie zu verhaften." Das war Alles, was auf dem Papiere stand.

„Werden Sie abreisen?" fragte die Dame.

„Du beginnst bereits an mir zu zweifeln."

„Wie so?"

„Du gebrauchst wieder das förmliche ‚Sie'."

„Ah! — Nun denn: wirst Du abreisen?"

„Nein!"

„Wenn aber wirklich das einträte, was der Warner vorhersagt?"

„Es wird eintreten, ich glaube daran; wenn ich aber fliehen würde, dann läge darin das Bekenntniß einer Schuld."

„Warum will man gegen Dich so vorgehen?"

„Glaubst Du, ich hätte keine Feinde? — Eben deshalb

fragte ich Dich, ob Du mir voll und ganz vertrauen willst. Man wird Dir über mich allerlei Schlimmes sagen, mich schlecht machen; bist Du stark genug, um Dein Ohr den Verdächtigungen zu verschließen?"

„Ich werde nichts hören!"

„Tausend Dank für dieses Wort. Ich will Dir's lohnen."

„Was kann ich für Dich thun?"

Er schien nachzusinnen über die Antwort auf diese Frage. „Wenn ich nun in der That eine Bitte hätte —?"

„Sprich sie aus!"

„Angenommen, man verhaftet mich wirklich, so werde ich doch binnen Kurzem wieder frei sein. Als freier Mann will ich dann die Stadt verlassen. — Ich sagte, binnen Kurzem würde ich frei sein. Es können ein oder mehrere Tage darüber vergehen, ich weiß es nicht. Während dieser Zeit würdest Du das Gerede der Welt hören müssen, und dies dürfte Dir Schmerz bereiten. Dann ist noch Eines. Ich will nicht, daß unsere Verbindung verzögert und — von der Welt besprochen werde. Es erschiene mir wie ein Raub an unserem Glücke, wenn die Neugierde und Klatschsucht sich an uns herandrängen würde. Wenn ich Dich nun bäte, abzureisen, sobald ich Dir es sage: wolltest Du es thun?"

„Es soll also Niemand etwas erfahren, auch nicht —"

„Niemand!" Er betonte das Wort scharf. „Vertraue mir auch in diesem Punkte! Es sind gute Gründe, die mich zu dieser Bitte bestimmen. Weiß Gott, ich bin es gewohnt, Hindernisse und Schwierigkeiten zu bekämpfen,

besser ist es aber, ihnen aus dem Wege zu gehen. Ist unsere Verbindung vollzogen, dann mögen die Anderen davon erfahren."

Die Dame zögerte mit ihrem Entschlusse. „Ist diese Heimlichkeit nothwendig?"

„Mich ängstigt der Gedanke, ich könnte Dich verlieren, und deshalb würde es mich beruhigen, wenn ich Dich fern von einem Orte wüßte, an dem meine Feinde thätig sind."

Sie reichte ihm die Hand. „Ich will thun, was Du wünschest."

Er küßte zärtlich diese Hand und hielt sie fest. „Jetzt mag kommen, was da will. Nun kann ich ruhig sein, mein Glück ist gesichert. Ich werde Dir also, wenn es Zeit ist, kurze Nachricht geben. Reise dann sofort ab nach dem Orte, den ich Dir bezeichnen werde. Dort erwarte mich: in wenigen Tagen werde ich Dir folgen, und dann soll unser Bund vor Gott und der Welt besiegelt werden."

Die Dame nickte zustimmend, dann verließen Beide den Platz und schritten dem Ausgange des Parkes zu, Arm in Arm, bis sie zu dem Schloßhofe gelangten. Hier schieden sie und schlugen verschiedene Wege nach der Station ein, in welcher eben ein Zug zur Abfahrt bereit stand. Jedes nahm ein anderes Coupé; Niemand von den Mitfahrenden hätte vermuthen können, daß die beiden Menschen an diesem Morgen einen Bund für das Leben geschlossen hatten.

— — — — — — — — — — — —

Der Herr kehrte in seine Wohnung zurück und schrieb einige Briefe. Einen derselben versiegelte er, versah ihn mit der Adresse und steckte ihn zu sich; die anderen übergab er dem Diener zur Besorgung, dann begab er sich zu einem Freunde.

Am nächsten Tage meldeten die Abendblätter der Hauptstadt, daß frühmorgens eine in der Gesellschaft viel genannte Persönlichkeit aus noch unbekannten Gründen verhaftet worden sei. Am dritten Tage beförderte ein Freund des Verhafteten ein Billet zur Post, nachdem er mit einer Art spöttischen Lächelns die Adresse desselben gelesen hatte.

2.

In dem Zimmer Numero 13 des Landesgerichtsgebäudes saß der Auskultant Doktor Siegfried Lämmermeyer und beschnitt mit einem Taschenmesser seine Fingernägel. Ab und zu besah er auch seine Fußspitzen — genauer gesprochen die modisch spitzen Schuhe — oder schaute nach der alten Wanduhr, die zwischen den beiden Fenstern hing, deren Zeitangaben aber nur die Eingeweihten richtig zu deuten wußten, da sie je nach Umständen bald eine halbe Stunde vor, bald ebenso viel hinter der astronomischen Zeit war. Heute zeigte sie schon zehn Uhr Vormittags — draußen schlug die Thurmuhr halb zehn Uhr — und Herr Doktor Siegfried Lämmermeyer fand Anlaß zu unfreundlichen Gedanken über die Rücksichtslosigkeit von Landesgerichtsräthen, welche ihre Auskultanten auf Punkt neun Uhr in das Bureau bestellen, ohne Bedacht zu nehmen, ob nicht ein solcher Auskultant infolge

einer längeren vorabendlichen Kneipe das lebhafte Bedürfniß nach einem ausgedehnten Morgenschlafe und einem „Katerfrühstück" hege.

Herr Doktor Siegfried warf plötzlich das Taschenmesser auf den Tisch, gähnte, streckte die Arme weit in die Luft und schwor sich im Stillen zu, künftig der Klügere zu sein und lieber den Herrn Landesgerichtsrath warten zu lassen, als selbst zu warten, insbesondere wenn am Vorabend eine Kneipe stattgefunden habe.

Ein kräftiges Klopfen veranlaßte ihn, sich umzuwenden. Im selben Augenblicke trat auch schon der Besucher ein.

„Guten Morgen, Siegfried! Herr des Himmels, machst Du Augen!"

„Kam spät nach Hause," murrte Herr Siegfried; „was willst Du? Ist etwas Neues los?"

„Neues? Nicht viel. In Frankfurt wurde unser bester Record für Bicycle auf zehn Kilometer um eindreiviertel Sekunden geschlagen; und aus Sophia meldet man —"

„Laß mich damit in Ruhe!" wehrte Herr Siegfried ab.

„Das sind Nachrichten, welche heute Nacht zu spät für das Morgenblatt eintrafen; die also außer uns Leuten von Fach noch Niemand weiß; folglich für Einen, wie Du, der zum gemeinen Publikum zählt, neueste Neuigkeiten, die eines besseren Dankes werth wären."

„Das von Frankfurt ist ja ganz interessant," bemerkte Herr Siegfried.

„Dafür hoffe ich von Dir auch etwas Interessantes zu erfahren,“ fiel der Andere rasch ein. „Dein Rath hat ja die Untersuchung gegen Herrn v. Romano zu führen, nicht wahr?“

„Ja. Du wirst aber erstens wissen, daß wir vom Gericht nicht plaudern dürfen, und zweitens weiß ich selbst nichts.“

„Das Zweite wäre vielleicht ein Grund, den ich gelten lassen könnte, aber ich glaube nicht daran. Sei vernünftig, Siegfried! In Deiner Hand liegt es, ob mein Blatt heute in der Frage, die alle Welt beschäftigt, das bestunterrichtete sein soll oder nicht, und wenn ich für unser Abendblatt etwas Neues bringen kann, was die Anderen nicht wissen, so ist mir eine Zulage von hundert Mark monatlich sicher. Würdest Du mich für diesen Ausfall aus Deiner Tasche entschädigen? — Nein; folglich rede!“

„Ich weiß aber nichts, rein gar nichts!“

„Hat der Kater Dein Gehirn verzehrt?“ spottete der Besucher. „Nun, so werde ich Deinen Rath selbst fragen.“

„Du wirst doch das nicht wagen! Du kennst ihn ja, daß er —“

„Alle Reporter hinausbefördert,“ ergänzte der Andere. „Mir wird dies nicht widerfahren, verlaß Dich darauf. Kurzum, ich wag's.“

„Thu's lieber nicht,“ mahnte Herr Siegfried, „wenigstens dann nicht, wenn er seinen Kneifer gerade auf der Nase sitzen hat, denn dann ist er sicher schlecht gelaunt. Je schiefer er ihn trägt, desto besser ist die Stimmung.“

„Ein Winkelmaß für die Laune! Das ist nicht übel.“

Die Thüre öffnete sich, Herr Landesgerichtsrath Heinrich v. Kaineck betrat sein Bureau. Der erste Blick der beiden jungen Leute galt dem Kneifer; er war tief herabgesunken, stand fast senkrecht auf die Gesichtsebene. „Also gutes Wetter,“ dachte Jeder.

Der Herr Landesgerichtsrath v. Kaineck war eine jener Persönlichkeiten, deren äußere Erscheinung Aufmerksamkeit erregt, weil sie ungewöhnlich ist. Herr v. Kaineck war in der That ganz ungewöhnlich häßlich. Klein von Gestalt, hager bis an die Grenze der Möglichkeit, mit einem Kopfe, dessen Schädel ausgeprägte Formen aufwies, und Zügen, die einem altehrwürdigen Gnomen, nicht einem Menschen anzugehören schienen. Dazu wurde das Gesicht noch umrahmt von einem krausen schwarzen Barte, der weit über die Wangen hereinwucherte; auf der aufgebogenen stumpfen Nase aber balancirte der Kneifer, und Jedermann fand es räthselhaft, wie derselbe überhaupt nur eine Sekunde lang auf solcher Grundlage sich erhalten könne.

Wer Herrn v. Kaineck zum ersten Male von Angesicht sah, der betrachtete ihn sicher mit einer Art von schreckhaftem Staunen, fühlte sich aber auch gebannt durch ein unerklärliches Etwas, welches unwillkürlich reizte, den Mann zu studiren. Aus diesem Gnomenantlitze mit der gefältelten Stirne und den komischen Nasenflügeln leuchteten zwei Augen, klein, blitzend wie Diamanten, deren sprühendes Feuer nichts Anderes war, als der Widerschein des Geistes, der diesen Mann beseelte. Ein bedeutender

Geist und ein eherner Charakter — das gestanden ihm auch seine Feinde zu, die willig oder widerwillig ihm ihre Achtung zollen mußten.

Herr v. Raineck erwiederte kurz den Gruß seines Auskultanten und musterte schief von unten herauf den Besucher.

Doktor Siegfried beeilte sich, seinen Freund vorzustellen. „Doktor Benno Gottwald, ein alter Kollege, der mir Neuigkeiten aus dem Radfahrer-Club überbrachte."

„Ah, Doktor Gottwald! Wenn ich nicht irre, haben wir uns bereits gesehen; Sie sind Redakteur der ‚Deutschen Zeitung'?"

„Jawohl, Herr Landesgerichtsrath, ich hatte bereits die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden; es war bei der hygienischen Ausstellung."

„Daß Sie auch noch Zeit finden, sich mit der Radfahrerei abzugeben! Ich dachte, das sei nur ein Sport für Auskultanten, die nichts zu thun haben."

Doktor Siegfried Lämmermeyer nahm die Miene eines unschuldig Gekränkten an.

„Ich werde es auch kaum zu einer Meisterschaft bringen," erwiederte lächelnd Doktor Gottwald, „für uns Menschen von der Feder ist es aber oft sehr dienlich, mit Sportkreisen Fühlung zu haben, wir verschaffen uns damit Zutritt auch dort, wo man uns sonst die Thüre weisen würde; zum Beispiel — hier!"

„Ah!" — Herr v. Raineck zog gemächlich seinen Rock aus, um ihn mit dem Amtsrocke zu vertauschen, wobei Herr Doktor Siegfried Lämmermeyer dienstbeflissen mithalf.

„Ich gestehe es offen," fuhr Doktor Gottwald kühn fort, „daß ich mit einer Nebenabsicht hierher kam; ich gab mich der Hoffnung hin, in der Angelegenheit Romano's etwas zu erfahren."

„Ich versicherte bereits, daß nicht das Geringste mitgetheilt werden könne," fiel hastig Doktor Siegfried ein, indem er seinem Freunde einen mißbilligenden Blick zuwarf.

„Das glaube ich Ihnen gerne, da Sie ja nichts wissen," erhielt er zur Antwort.

„Aus diesem Grunde erlaubte ich mir zu warten, bis Herr Landesgerichtsrath kämen," bemerkte Doktor Gottwald.

Raineck sah sich den kühnen Jüngling etwas verwundert an. „Von mir" — das Wort wurde besonders betont — „wollen Sie etwas erfahren?"

„Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir — selbstverständlich insoweit es die Amtspflicht gestattet — irgend welche Mittheilungen machen würden. Ich weiß ja, daß Sie die Bedeutung der Presse sehr wohl zu würdigen wissen, und es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß gerade dieser Fall das Interesse der ganzen Gesellschaft lebhaft erregt."

„Leider Gottes haben Sie Recht; heutzutage dürfen Verbrecher, wenn sie nur recht abgefeimte Schurken oder Scheusale sind, auf die Theilnahme der ‚Gesellschaft' rechnen; und das haben zum größten Theile die Herren von der Presse auf dem Gewissen. Sie vernichten das Gefühl für Recht und Sitte, indem sie für den Auswurf der Menschheit Partei ergreifen."

Doktor Gottwald zuckte lächelnd mit den Schultern. „Man nennt die Presse gar oft die öffentliche Meinung, und in der That ist sie ja doch nur der Dolmetsch dessen, was die ‚Gesellschaft‘ denkt. Wir müssen schreiben, wie man es eben wünscht.“

„Traurig genug; ich hätte eine bessere Auffassung von der Aufgabe der Presse. Sie sollte solchen Verirrungen entgegen treten, anstatt ihnen zu huldigen.“

„Da kämen wir schlecht an! Nehmen wir beispielsweise den erwähnten Fall. Alle Welt nimmt Partei für Herrn v. Romano, man ist von seiner Unschuld überzeugt!“

„So? Wirklich! Man hält ihn also für ganz und gar unschuldig!“

„Nun, mindestens für entschuldbar! Es sei nicht so arg, meint man, daß es gerechtfertigt erschiene, ihn wie einen Verbrecher zu behandeln, und alle Welt erwartet, daß er bald wieder in Freiheit gesetzt wird.“

„Ei! Und ist man dessen so sicher?“

„Allerdings, und wenn es mir gestattet ist, meine persönliche Ueberzeugung auszusprechen, so geht diese auch dahin, daß Herr v. Romano nicht vor die Geschworenen gestellt werden wird.“

„Nun, darin könnten Sie sich vielleicht täuschen! Es findet zwar heute das erste Verhör statt, und ich will daher kein Urtheil abgeben, aber dessen dürfen Sie versichert sein, daß mich das, was alle Welt meint oder wünscht, nicht im Geringsten kümmert.“

„Ich danke sehr für Ihre Mittheilungen —“

„Danken? Wofür?"

„Ich erfuhr ja zwei wichtige Dinge: erstens, daß heute das erste Verhör stattfindet, zweitens, daß der Untersuchungsrichter von der Schuld des Verhafteten überzeugt ist. Das Uebrige —"

„Wird dazu erfunden, um einen pikanten Artikel zu geben. Nicht so?"

„Wir erfinden nicht, wir kombiniren nur!"

„Der unhöfliche Deutsche nennt es — lügen."

„Heutzutage ist man eben höflich," erwiederte mit einer Verbeugung Doktor Gottwald. „Wenn ich mir noch eine Bemerkung gestatten darf," fügte er hinzu, „so möchte ich Sie ergebenst aufmerksam machen, daß es auch in Ihrem Interesse gelegen sein dürfte, dem Urtheile der Gesellschaft einige Aufmerksamkeit zu schenken. Die Welt nimmt es oft übel, wenn man ihr Unrecht gibt, und sie — rächt sich."

Herr v. Raineck setzte seinen Kneifer gerade auf die Nase. „Was meinen Sie damit? Was hätte ich zu fürchten von der Welt?"

„Zu fürchten? Wenn nicht gerade das, aber zu riskiren —"

„Und das wäre?"

„Ihre Zukunft!" Herr Doktor Gottwald verbeugte sich tief und ging, wobei ihm sein Freund das Geleite gab.

Wortlos und ohne ein Zeichen von Erregung ging der Landesgerichtsrath zu seinem Schreibtische, suchte ein Aktenbündel hervor und streckte eben die Hand nach dem Klingelzuge aus, als es wieder an der Thüre klopfte.

„Ich wollte doch einmal nachsehen, wie es Dir geht."

Mit diesen Worten führte sich der neue Besucher ein, indem er dem Landesgerichtsrath die Hand schüttelte. „Es sind mindestens sechs Monate her, daß wir uns nicht mehr begegneten. Du hast ja wohl einige Minuten zum Plaudern übrig; Deine Klienten werden es schon erwarten können, bis Du ihnen die Daumschrauben anlegst."

„Da seid ihr Herren im Ministerium freilich übler daran; die Parteien murren schon, wenn sie nur eine Stunde im Vorzimmer warten müssen, und wollen nicht begreifen, daß ein Hofrath doch nicht vor elf Uhr im Bureau erscheinen kann."

Der Hofrath im Ministerium des Innern, Herr Karl v. Schneid, nahm diese Anspielung gar nicht übel, im Gegentheile, er lachte herzlich und klopfte dem Freunde leicht auf die Schulter. „Das verstehst Du nicht, mein Lieber," erwiederte er, „man hätte ja gar keinen Respekt vor uns, wenn wir gar so leicht zugänglich wären. — Du erlaubst wohl, daß ich mich setze."

Herr v. Raineck deutete mit der Hand auf den Stuhl, der neben dem Schreibtische stand, und setzte sich selbst gleichfalls nieder.

„Hast Du das neue Stück von Schönthan schon gesehen?" begann der Hofrath wieder das Gespräch.

„Nein, ich hatte noch keine Zeit dazu!"

„Schade; ich hätte gerne Dein Urtheil gehört, Du giltst ja in dieser Hinsicht als eine Autorität." Der Hofrath trommelte mit den Fingern auf der Kante des Schreibtisches, Raineck prüfte angelegentlich die Schneide eines Falzbeins und schwieg.

„Wo wirst Du den nächsten Sommer verbringen!" fragte nach einer Pause der Besucher.

„Im Gebirge, wie immer!" Der Herr Landesgerichtsrath wandte mit dem Falzbein die einzelnen Bogen des Aktenbündels um, wie mit einer Wurfschaufel; Herr v. Schneid zupfte an den Enden seiner Handschuhe.

„Du hast wohl einen interessanten Fall in der Arbeit?" bemerkte der Hofrath, blickte aber dabei nicht auf.

„Nichts ungewöhnliches; Schwindeleien, wie sie heutzutage so häufig vorkommen."

„Ah, da fällt mir eben ein, daß, wie ich hörte, Du die Untersuchung gegen Romano führst. Ist's wahr?"

„Jawohl."

„Bei dem gestrigen Abendempfang meines Ministers wurde davon gesprochen, Seine Excellenz äußerte, daß er von der Unschuld des Verhafteten überzeugt sei und bedaure, daß bei uns offenbar ein Mißgriff mit dieser Verhaftung begangen worden sei."

„Die Verhaftung erfolgte auf Antrag der X.'schen Gerichtsbehörden, welcher ordnungsmäßig der Staatsanwaltschaft zugekommen war, und diese hat nur ihre Pflicht erfüllt," erwiederte mit etwas scharfer Betonung Herr v. Raineck.

„Pardon, es sollte ja auch kein Tadel gegen irgend wen damit ausgesprochen werden, das lag auch Seiner Excellenz gewiß ferne. Die allgemeine Ansicht, die eben auch Seine Excellenz theilt, geht aber dahin, daß die erhobenen Beschuldigungen grundlos seien, und Seine Excellenz glaubt daher auch, daß die Untersuchung bald eingestellt werden müsse."

„Hat Seine Excellenz Dich beauftragt, mir dies zu sagen?“

„Wo denkst Du hin! Der Minister des Innern hat ja kein Recht, in richterlichen Angelegenheiten —“

„Gottlob,“ unterbrach Herr v. Raineck seinen Freund, „daß die Staatsgrundgesetze uns Richtern die Unabhängigkeit gewährleisten.“

Der Hofrath lächelte, um eine gewisse Verlegenheit zu verbergen. „Ich wünsche nicht, daß ich mißverstanden würde. Ich hatte geglaubt, es würde Dir vielleicht angenehm sein, zu erfahren, wie man in maßgebenden Kreisen über den Fall denkt.“

„Ich würdige vollkommen Deine freundschaftliche Gesinnung, die Dich bewog, mich eigens zu besuchen, um mir die Ansicht Seiner Excellenz mitzutheilen, die demnach lautet, daß die Untersuchung eingestellt werden — müsse!“

„Von Zwang kann natürlich keine Rede sein, es ist eben eine Ansicht, ein Wunsch —“

„Ah! Und Du warst beauftragt, mir diesen Wunsch zur Kenntniß zu bringen!“

„Du bist ein eigenthümlicher Mensch!“

Das war nun allerdings eine diplomatische Antwort, deren wirkliche Deutung Herrn v. Raineck sicherlich nicht schwer fallen konnte.

„Wenn Du das ‚eigenthümlich‘ nennst, daß ich mich in der Ausübung meiner Pflicht weder durch Ansichten noch durch Wünsche beirren lasse, so magst Du immerhin Seiner Excellenz sagen, daß der Raineck ein gar ‚eigenthümlicher Mensch‘ sei.“

Das war deutlich, wenn auch vielleicht nicht diplomatisch. Herr v. Schneid erhob sich und reichte dem Freunde die Fingerspitzen. „Ich will Dich nicht länger stören, Du Pflichtgetreuer; ich glaube, es könnte Dir aber nicht schaden, wenn Du auch ein wenig an Dich, und nicht blos immer an die sogenannte Pflicht denken würdest. Man hat in der Regel wenig Dank dafür."

Das war eine Mahnung, die Herr v. Kaineck verstehen mußte. Er verstand sie auch, denn er warf das Falzbein heftig auf den Tisch und richtete seinen Kneifer gerade.

Auf der Schwelle begegnete der Herr Hofrath einer Dame, welche er mit großer Höflichkeit grüßte, indem er gleichzeitig den Thürflügel weit öffnete. Auch Herr v. Kaineck fühlte sich veranlaßt, der Eintretenden einige Schritte entgegen zu gehen und, um seine Verbeugung ehrerbietiger zu gestalten, den Kneifer abzunehmen.

Die Dame nahm ohne Weiteres den Stuhl in Beschlag und schlug den Schleier halb zurück; ein Artillerist würde gesagt haben: sie demaskire ihre Batterien. Und diese waren nicht ungefährlich; Herr v. Kaineck wußte gut genug, daß die Augen der Gräfin Lorrain schon so Manchem verderblicher geworden waren, als die feindlichen Linien auf dem Schlachtfelde. Auf diesem setzte man Leib und Glieder auf das Spiel, jene mordeten den Verstand und vergifteten die Seele. Die Gräfin war seit drei Jahren die unbestrittene Königin der Gesellschaft, und wer seiner nicht ganz sicher war, der mied ihre Nähe. Der ganze sinnliche Zauber des Orientes umfloß dieses

Weib, das ein französischer Gesandtschafts-Attaché in irgend einem Bojarenschlosse der Wallachei entdeckt und in die fremde Welt des Abendlandes geführt hatte, in der, zum Staunen des Gemahls selbst, auch der Geist dieses seltenen Geschöpfes sich wunderbar entwickelte. Graf Lorrain wurde seines Besitzes nicht froh, ein Jahr darauf starb er, wie man sagte, von Eifersucht getödtet. Die Wittwe blieb in der Residenz, vielbegehrt und umworben, aber kalt-grausam, wie man sie nannte, ließ sie sich huldigen, ohne Erhörung zu gewähren. Ihren Ruf offen anzutasten, wagte Niemand, nur im Geheimen zischelten die Abgewiesenen, wußten aber auch keinen anderen Beweisgrund anzuführen, als daß unmöglich ein solches Weib, dem die verzehrende Gluth der Leidenschaft aus den Augen sprühte, unempfindlich sein könne. „Sie ist vorsichtig und schlau," sagten die Zweifler und blinzelten sich zu.

Diese Dame saß nun Herrn v. Raineck gegenüber und ließ ihm Muße, den ganzen Reiz ihrer Erscheinung zu studiren, der durch die gesucht einfache, aber tadellos geschmackvolle Kleidung noch mehr hervorgehoben wurde.

In breiten Falten fiel der glatte, weiche, mehrfarbene Rock nieder, gerade so weit, um den schmalen, zierlichen Fuß dem Blicke noch freizugeben; eng umschloß die volle Büste eine braunrothe Jacke aus Sammet, und ein niederes Filzhütchen, das als Schmuck eine mattgoldene Agraffe auf einer dunkelrothen Sammetschleife zeigte, saß auf der Fülle der schwarzblauen Flechten, die schwer in den Nacken herabhingen. Ein leichter Schimmer färbte

die Wangen, die vollen Lippen waren etwas eingezogen und die Flügel der edel geschnittenen Nase zuckten, vor Allem aber war es der märchenhafte Glanz der Augen, in die man hineinsah wie in einen Abgrund, dessen Tiefe eine Hölle oder ein Paradies bergen kann — man weiß es nicht — und welcher selbst eine so eisenfeste Natur, wie Herr v. Kaineck, ein wenig erglühen ließ.

„Können Sie liebenswürdig sein?“ lautete die Frage, welche jetzt die Gräfin Lorrain stellte, und der Landesgerichtsrath antwortete — vielleicht halb unbewußt, von dem augenblicklichen Eindrucke bestimmt —: „Wer müßte es nicht sein, Ihnen gegenüber, Frau Gräfin!“

„Wollen Sie damit sagen, daß ich verwöhnt bin, alle meine Wünsche erfüllt zu sehen? — Nun ja, Sie mögen vielleicht Recht haben; ich bin ein wenig verwöhnt, wer weiß aber, ob ich nicht heute die demüthigende Lehre empfange, daß Wünsche auch versagt werden können.“

„Und ich soll dieser grausame Lehrmeister sein?“

„Sie selbst! Ich bin gekommen“ — sie hielt inne und sah zu Boden, um desto wirkungsvoller den Aufschlag der Augen zu gestalten, die sie jetzt fest auf Kaineck richtete — „Romano's wegen.“

„Ah! Ich konnte es mir denken!“ Herr v. Kaineck hatte in diesem Augenblicke seine kühle Fassung wiedergewonnen, und an dieser prallten, wie an einem ehernen Schilde, selbst die Pfeile dieses Augenpaares ab. „Ich konnte es mir denken!“ Das klang so spöttisch, so überlegen abwehrend, daß die Gräfin Lorrain unmuthig die Lippen zusammenkniff.

„Ich sehe, Sie sind nicht liebenswürdig; Sie wollen mich nicht hören!“

„O doch, Frau Gräfin; ich bin ganz Ohr.“

„Sie machen es mir wahrhaftig schwer, zu sprechen.“

Herr v. Kaineck war in der That unliebenswürdig genug, keinen Schritt entgegenzukommen; er schwieg.

„Nun denn,“ fuhr die Dame in etwas gereiztem Tone fort, „ich möchte erfahren, wann der Skandal ein Ende haben wird, daß man einen Kavalier, wie Herrn v. Romano, unter einem nichtswürdigen Vorwande behandelt wie — wie —“

„Wie einen Verbrecher, wollen Sie wohl sagen! — Sie werden sich eben gedulden müssen, gnädigste Frau Gräfin, bis die Frage entschieden ist, ob dieser Herr v. Romano ein Kavalier oder nur ein Spitzbube ist.“

„Können Sie darüber in Zweifel sein? Alle Welt ist darin einig, daß ein grobes Unrecht begangen wurde, eine Schändlichkeit —“ sie brach jäh ab und schlug plötzlich einen sanften, bittenden Ton an — „in Ihrer Macht liegt es, dem schwer Gekränkten Sühne zu bieten; Sie müssen ihn freilassen!“

„Das wünschen Sie, gnädigste Frau Gräfin?“

„Nun ja denn, ich wünsche es!“

„Gestatten Sie mir zu bemerken,“ Herr v. Kaineck klemmte den Kneifer fest zwischen die Augenwinkel, „daß in diesem Zimmer, in diesem Rocke ein Mann Ihnen gegenüber steht, der rücksichtslos sein muß; dem die Ehre gebietet, selbst dann unliebenswürdig zu sein, wenn es den höchsten Preis, das eigene Glück, kosten würde. Um so weniger“

— diese Wendung war im Grunde eine Beleidigung, und Gräfin Lorrain fühlte sie in ihrer ganzen demüthigenden Schwere — „vermag ich Ihren Wunsch zu erfüllen."

„So hatte ich Recht, als ich sagte, daß ich heute eine Niederlage erleiden würde." Die Gräfin hatte sich erhoben, und zog den rothen Schleier herab.

„Sie verlangten Unmögliches!" war die ruhige Antwort.

„Ich bereue es dennoch nicht, hierher gekommen zu sein, habe ich doch erfahren, daß es auch Männer gibt, welche ‚Nein' sagen können. Glauben Sie, daß sich Viele Ihres Gleichen finden?"

„Das vermag ich nicht zu sagen."

„Ich glaube es nicht; denn so viel ich weiß, ist wohl eher Jemand in der Lage, zu gewähren, als zu versagen, denn dazu gehört eine Macht, die durch keine höhere gebrochen werden kann."

„Sie wollen mir damit andeuten, daß meine Macht nicht groß genug sei, um die Erfüllung ihres Wunsches zu vereiteln."

Die Gräfin lächelte ein wenig spöttisch. „Eben deshalb bewundere ich Sie. — Ein Anderer würde vielleicht die Bitte gewährt haben, um sich den — Dank zu sichern. Wissen Sie nicht, daß eine Frau eine gefährliche Feindin werden kann?"

„Ich weiß es, aber ich habe niemals Feinde gefürchtet."

„Ein stolzes Wort!" Die Gräfin streckte ihm ihre schmale Hand hin. „Seien wir also Freunde! Sie sehen, daß ich einen ganzen Mann zu schätzen weiß."

Der Rath konnte nicht anders, wollte er nicht unhöflich erscheinen, als mit einer leichten Verneigung den Händedruck entgegennehmen.

„Ich hoffe, daß Sie ebenso loyal als Freund, wie als Gegner sind. Der Richter hat mir einen Wunsch versagt. Der Kavalier wird nicht so ungalant sein, die Einladung der Freundin abzulehnen, sich an dem Empfangstage in ihrem Salon einzufinden."

Sie reichte ihm nochmals die Hand und verließ das Gemach.

Herr v. Kaineck rieb seinen Kneifer mit dem Taschentuche. „Was will dieses Weib von mir?" fragte er sich. „Glaubt sie, mit der Zeit mich mürbe machen zu können?" — Er lächelte, und dieses Lächeln hieß so viel, als: „Nun, die soll enttäuscht werden!" Dann zog er die Klingel.

„Lassen Sie den Inquisiten vom Aufseher herbeiholen."

„Zu Befehl, Herr Rath!" erwiederte der eintretende Doktor Lämmermeyer und schoß alsbald wieder zur Thüre hinaus, unter welcher er fast einen Herrn überrannt hätte, der mit einem gemüthlichen: „Oho!" der hastigen Entschuldigung Siegfried's vorweg entgegenkam.

„Ich fürchtete schon, zu spät zu kommen, Herr Rath," begann Doktor Maifeld, der berühmteste Vertheidiger der Hauptstadt, nach der ersten Begrüßung. „Ich lege nämlich Werth darauf, Sie noch zu sprechen, bevor das erste Verhör Herrn v. Romano's stattfindet. Sie wissen ja wohl, daß er mich zu seinem Anwalt gewählt hat?"

„Ich konnte es mir wohl denken," war die Antwort, die in ihrer Fassung und in dem Tone, in dem sie ge-

geben wurde, etwas anzüglich klang, was dem Advokaten nicht entging.

„Es ist eben mein Schicksal,“ erwiederte er lächelnd, „daß gerade die größten Spitzbuben just zu mir Vertrauen haben; und Herr v. Romano erscheint in Ihren Augen wohl als ein solcher. Nicht wahr?“

„Ich pflege nicht früher zu urtheilen, bevor ich nicht eine Sache untersucht habe; Herr v. Romano ist in meinen Augen nichts weiter, als ein — Inquisit, ob Spitzbube oder Ehrenmann, das wird die Zukunft zeigen.“

„Nun, wir Vertheidiger können allerdings keine solche rein objektive Stellung einnehmen; wir neigen überhaupt mehr zum Optimismus, vielleicht schon deshalb, weil wir meist Gelegenheit haben, nach Art der Beichtväter etwas tiefer in die Seelen zu blicken.“

„So hat Ihnen auch Herr v. Romano sein Herz geoffenbart?“

„Allerdings, und ich habe die Ueberzeugung gewonnen —“

„Daß er unschuldig ist!“ unterbrach Herr v. Raineck. „Mein Gott, das sagt ja alle Welt; soeben haben mich drei Personen dessen versichert.“

„Es dürfte nicht schwer halten, auch den Richter davon zu überzeugen. Wessen klagt man ihn an? Daß er Wechsel mit gefälschter Unterschrift begeben habe! Ich gebe die Thatsache zu, aber ich werde nachweisen, daß mein Klient in gutem Glauben gehandelt hat. Er hat die Wechsel für Spielschulden erhalten und sie einfach weiter begeben. Daß er selbst der Fälscher sei, kann ihm nicht bewiesen werden. Das ist der Hauptpunkt. Dann soll er Dokumente sich

angeeignet haben. Worauf stützt sich diese Beschuldigung? Auf die außerdienstliche Anzeige eines Polizisten, dessen Glaubwürdigkeit mit Recht in Frage gestellt werden darf, wenn man die Thatsache bedenkt, daß dieser Beamte strafweise versetzt wurde. Wäre an der Sache etwas Wahres, dann hätte wohl eine amtliche Anzeige erfolgen müssen. Sie, Herr Rath, sind ein zu gewiegter Richter, um nicht zu erkennen, daß eine Anklage, die auf solchen Stützen beruht, sehr hinfällig erscheint."

„Sie vergessen, daß er hier unter allerlei Vorspiegelungen Schulden machte —"

„Ist schon erwiesen, daß er sie nicht bezahlen wird? — Nein, Herr Rath, auch das rechtfertigt nicht das Verfahren gegen einen Mann, dem die beste Gesellschaft Zutritt gewährt hat."

„Als ob diese ‚beste Gesellschaft' nicht schon oft getäuscht worden wäre?"

„Mag sein; die Täuschung muß aber bewiesen werden."

„Nun, die Untersuchung soll eben lehren, wer sich irrte: die Behörde oder die Gesellschaft. Ich glaube, Sie werden nicht daran zweifeln, daß ich die Untersuchung genau und gewissenhaft führen werde."

Doktor Maifeld neigte zustimmend den Kopf. „Davon bin ich vollkommen überzeugt. Sie werden das ganze Leben dieses Mannes prüfen wollen, denn — Sie gestatten mir wohl die Bemerkung — ihr Herren Richter suchet — die Schuld."

Herr v. Raineck rückte seinen Kneifer gerade. „Was wollen Sie mit dieser Bemerkung sagen."

„Daß auch Sie sich bemühen werden, irgend einen dunklen Punkt aufzufinden, um nicht ganz — umsonst gearbeitet zu haben."

„Ah! Sie fürchten also, daß solche dunkle Punkte existiren?"

„Ich fürchte nichts. Ich meine nur, daß es besser sein dürfte, einen Mann, gegen den nur haltlose Beschuldigungen vorliegen, frei zu lassen. Der Mann ist vorläufig noch genug Gentleman, um Rücksichten zu üben und von gewissen Waffen zu seiner Vertheidigung keinen Gebrauch zu machen. Es wäre nicht gut, ihn zum Aeußersten zu drängen."

„Ich wiederhole nur, daß mir fast das Gleiche schon von anderen Leuten gesagt wurde. Es ist das nämliche Lied: Schonen Sie ihn, sonst ist — ich weiß nicht wer — bloßgestellt. Was hat dies mich zu kümmern?"

„Daß ich für meine Person keine Bloßstellung zu fürchten brauche, das werden Sie mir wohl glauben, Herr Rath, Sie wissen aber, daß ich für Sie aufrichtig freundschaftliche Gefühle habe —"

„Herr Doktor!" Der Ausruf klang drohend. „Was wollen Sie damit sagen?"

Doktor Maifeld zuckte mit den Schultern. „Ich vermag leider keine weiteren Andeutungen zu geben; ich darf ja das Vertrauen meines Schützlings nicht mißbrauchen und nicht rücksichtsloser sein, als er selbst. Es ist aber, und ich kann dies nur dringend wiederholen, mein aufrichtiger Wunsch, daß es meinem Klienten möglich gemacht werde, seinem Vorsatze treu zu bleiben: das Lebensglück Anderer

nicht zu zerstören. Mehr hatte ich Ihnen, Herr Rath, vorläufig nicht zu sagen. Adieu!"

Doktor Maifeld schritt der Thüre zu, mit jener selbstbewußten Miene, die er in diesem düsteren Gebäude stets zur Schau trug. War es ja die Stätte seiner zahlreichen Triumphe, die ihm den Ruf des glücklichsten Vertheidigers verschafft hatten. Lag eine Sache noch so verzweifelt für den Beschuldigten, so glaubte sich dieser schon halb gerettet, wenn Doktor Maifeld seine Vertretung übernommen hatte. Er hatte schon oft eine Freisprechung erzielt, wo alle Welt den Schuldigspruch erwartet hatte, und für die große Menge war es stets ein Räthsel, wie dieser Mann solche Dinge zu Stande bringen könne. Er verfügte allerdings über eine glänzende Beredtsamkeit, aber man wußte ja doch, daß die Rednergabe allein nicht hinreichen könne, um „Schwarz in Weiß" zu verwandeln. Merkwürdigerweise hatte Doktor Maifeld gerade dort, wo man am ehesten von einer hinreißenden Beredtsamkeit Erfolge erwarten konnte, nämlich vor den Geschworenengerichten, weniger Glück, als vor den Richterkollegien, welche nicht nach „freier Würdigung" urtheilten, sondern an strengere Normen gebunden waren. In vertrauten Kreisen raunte man freilich sich heimlich zu, daß Doktor Maifeld die Kunst verstehe: Wechsel und Geheimnisse zu kaufen; ein Geschäft, das ihm Ruhm und Reichthum eintrage, welche doppelten Zinsen aber die Klienten bezahlen müßten.

Zwischen Herrn v. Kaineck und Doktor Maifeld bestand eine gegenseitige stille Abneigung, obwohl die Beiden bisher

wenig mit einander zu thun gehabt hatten. Der Advokat war selten in die Lage gekommen, in Fällen die Vertheidigung zu führen, bei welchen der Rath als Richter betheiligt war; Letzterer hatte aber auch niemals Veranlassung genommen, den berühmten Doktor Maifeld vor dessen Kollegen besonders auszuzeichnen, was immerhin dem in dieser Hinsicht Verwöhnten auffallen mußte.

Wenn Doktor Maifeld hätte wissen können, welch' tiefe Erregung das Gemüth des Rathes jetzt erschütterte, er hätte sich für alle ihm widerfahrene Mißachtung glänzend gerächt halten müssen.

Mit zusammengekniffenen Lippen, beide Hände auf die Tischkante stemmend, als bedürfe er eines Haltes, stand Raineck da und schaute auf die leere Wand ihm gegenüber, auf deren schwärzlichem Grunde seine zuckenden Augen in flammender Schrift die Frage zu lesen glaubten: „Was soll das heißen?" Es war die Frage, welche sein Hirn verwirrte; eine Frage, vor deren Beantwortung sein Herz zitterte. Wie toll wirbelten ihm Gedanken durch den Kopf, die ihn schaudern machten, wie grinsende Gespenster, welche aus ihren Gruben gestiegen waren, um sein — Glück mit sich in ein abgrundtiefes Grab zu zerren.

Mit einer fast übermenschlichen Anstrengung raffte er sich plötzlich auf und riß an der Glockenschnur. „Mag kommen, was da will, jetzt muß ich die Wahrheit sehen!" murmelte er.

„Lassen Sie den Verhafteten eintreten," rief er heftig dem eilig hereinstürmenden Auskultanten zu, der mit

einem verwunderten Blick auf den Rath, dessen heisere Stimme ihm auffiel, sich beeilte, zur Thüre hinaus zu rufen: „Wacek, führen Sie den Inquisiten vor.“

Im nächsten Augenblicke erschien, von dem Aufseher geleitet, Herr v. Romano und verneigte sich mit dem Anstande eines Kavaliers, der den Salon eines Fürsten betritt.

3.

„Sind Sie bereit?“ fragte der Rath seinen Auskultanten, und als dieser bejahte, setzte er den Kneifer zurecht und ließ sich auf seinem Stuhle nieder. Herr v. Raineck zeigte vollkommene Ruhe, auch der schärfste Beobachter hätte nicht den Schatten einer Spur von irgend welcher Aufregung entdecken können. Vor wenigen Minuten noch ein Mann, der mit seinen Gefühlen ringen mußte, war Herr v. Raineck jetzt nur Richter, ruhig, kalt, fühllos, nur dem Verstande, nicht den Regungen des Herzens dienstbar.

„Sie heißen? — Ich bitte Vor- und Zunamen anzugeben.“ Mit dieser Frage begann das Verhör.

„Camille Vicomte de Romano.“

„Können Sie beweisen, daß Sie den Titel Vicomte zu führen berechtigt sind? In keinem der Adels-Almanache habe ich eine Familie v. Romano gefunden.“

„Diese Bücher sind alle ungenau — alle, ich weiß es. Meine Familie ist uralt, sie stammt aus Sicilien.“

„Der Titel Vicomte ist französisch; Sicilien aber, so weit ich unterrichtet bin, italienisch.“

„Sie vergessen, Herr Rath, daß auch Sicilien einst

unter französischer Herrschaft stand; meine Ahnen kamen mit Karl von Anjou in's Land."

„Sie sind demnach wohl im Besitze von Familienpapieren, welche unzweifelhaft Ihr Recht auf diesen Titel darthun?"

„Ich hatte bisher keine Veranlassung, nach der Existenz solcher Papiere zu forschen. Man hat nie bezweifelt, daß ich einem edlen Geschlechte entsprossen sei; in den Kreisen, in denen ich mich bewege, gilt das Wort des Kavaliers."

„Ich weiß genug: Sie vermögen ein Anrecht auf den Titel Vicomte nicht nachzuweisen; das wollte ich nur feststellen."

„Herr Rath, Ihre Zweifel sind beleidigend —"

„Lassen Sie derlei Phrasen, auf mich machen sie doch keinen Eindruck," unterbrach ihn ruhig der Rath. „Ihr Alter?"

„Sechsunddreißig Jahre."

„Geburtsort?"

„Lahore."

„Lahore? In Indien?"

„Jawohl; mein Vater befand sich damals im englischen Lager vor Lahore; er bekleidete eine hohe Stelle im Dienste der ostindischen Compagnie."

„Natürlich hat dieser Umstand die fatale Folge, daß Ihre Geburt in keinem amtlichen Register eingetragen ist," bemerkte ironisch der Rath.

„Mir ist in der That hierüber nichts bekannt. Vielleicht daß sich in den Akten der Compagnie Papiere meines

Vaters finden, ich hatte, wie gesagt, bisher keine Veranlassung, danach zu forschen. Ich habe leider meinen Vater nicht gekannt; auch meine Mutter starb frühzeitig, und ich wurde, so viel ich weiß, schon als kleiner Knabe nach England zu meinem Oheim gebracht."

„Sie wurden also in England erzogen?"

„Ich entsinne mich, daß ich zuerst in einer düsteren Stadt in einem großen Hause mit vielen Altersgenossen untergebracht war, später kam ich mit meinem Oheim nach Paris, dann nach Hamburg."

„Nach Hamburg? In welches Erziehungs-Institut?"

„Ich lebte im Hause meines Oheims, der zugleich mein Lehrmeister war. Der gute alte Leon ist auch schon lange todt."

„Das ließ sich voraussehen; ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß alle Personen, welche über Ihre Jugendzeit Aufschluß geben könnten, todt oder unauffindbar sein würden."

„Was ist Wunderbares daran?" erwiederte der Angeklagte ruhig auf die spitzige Bemerkung des Richters. Es war in der That kein Zweifel, Herr v. Romano verstand zu pariren.

„Ihre Religion?"

„Katholisch."

„Der Sohn eines Offiziers oder Beamten der ostindischen Compagnie?"

„Verzeihen Sie, Herr Rath; der Sohn eines französischen Edelmanns, dessen Ahnen unter den Anjou stritten."

„Ledig?"

„Ich bin unvermählt."

„Haben Sie für Jemand zu sorgen?"

„Für die Armen, die bei mir Hilfe suchen; sonst für Niemand," war die stolze Antwort.

„Besitzen Sie Vermögen?"

„Ich verfüge über eine Rente von vierzigtausend Franken; woher ich dieselbe beziehe, kann ich aus gewissen Gründen nicht mittheilen."

„So! — Wird diese Rente regelmäßig ausbezahlt?"

„Eigenthümliche Verhältnisse haben allerdings bisweilen zur Folge, daß die bestimmten Fristen nicht eingehalten werden können, und ich auf das Eintreffen der Gelder längere Zeit zu warten gezwungen werde."

„In einem solchen Falle befanden Sie sich wohl in der letzten Zeit?"

„Das ist richtig, die Zahlung blieb diesmal länger aus, als gewöhnlich; jedoch bin ich außer Sorge, die Anweisung der Gelder muß in den nächsten Tagen erfolgen."

„Das wäre in der That zu wünschen — im Interesse Ihrer zahlreichen Gläubiger. Wie hoch beziffern Sie Ihre Schulden?"

„Das weiß ich im Augenblicke nicht zu sagen, vielleicht sind es fünf-, vielleicht zehntausend Mark; auch mehr."

„Mehr allerdings; bei der Polizei wurden Forderungen angemeldet, deren Gesammtbetrag über achtzehntausend Mark ausmacht. Das ist eine Summe, die mehr als die Hälfte Ihrer angeblichen Jahresrente beträgt.

„Ich habe dafür auch noch Forderungen ausstehen."

„An wen?“

„An Kavaliere. In unseren Kreisen hilft man sich gegenseitig aus, denn es widerfährt selbst Prinzen, daß sie bisweilen in Verlegenheiten gerathen. Es wäre mir deshalb auch ein Leichtes gewesen, all' die Forderer zu befriedigen, wenn sie statt zur Polizei zu mir gekommen wären. Den geringfügigen Betrag hätten mir Freunde sicher gerne zur Verfügung gestellt.“

„Weshalb wandten Sie sich nicht früher an diese Freunde?“

„Man nimmt nicht ohne Noth Gefälligkeiten in Anspruch; den Geschäftsmann, der uns Kredit gewährt, kann man entschädigen, das heißt, er hält sich selbst schadlos, indem er uns wucherische Preise stellt; dem Freunde wird kaum ein Dankeswort zu Theil. Der Gentleman wird daher lieber theuren Kredit nehmen, als die Dienstwilligkeit der Freundschaft ausbeuten.“

„Das klingt ganz hübsch; nur stimmt damit schlecht der Umstand, daß Sie Wechsel in Umlauf setzten, welche Sie mit der gefälschten Unterschrift Ihrer Freunde versahen.“

„Ich verwahre mich gegen solche Beschuldigungen, Herr Rath; Sie haben nicht das Recht, derartige Behauptungen aufzustellen —“

„Ich weiß ganz genau, wie weit mein Recht geht. Ihrer Belehrung bedarf ich nicht. Hier liegen drei Stück solcher Wechsel, die Sie begeben haben, und welche falsche Unterschriften tragen.“

„Ich leugne nicht, daß ich die Wechsel begab, muß

aber entschieden zurückweisen, daß ich mit der angeblichen Fälschung etwas zu thun hatte, ja nur eine Ahnung von einer solchen haben konnte. Ich erhielt sie in Berlin als Zahlung für eine Spielschuld."

„Von wem?"

„Ich würde, selbst wenn ich in die betreffenden Personen Mißtrauen setzen dürfte, doch niemals den Angeber spielen."

„Dann müssen Sie es sich gefallen lassen, wenn der Verdacht auf Ihrer Person ruhen bleibt."

„Man wird diesen Verdacht aber auch erst begründen müssen."

„Das wird auch geschehen. — Es liegt noch eine weitere Anklage gegen Sie vor. Sie haben sich widerrechtlich in den Besitz wichtiger Papiere gesetzt; eine Anzeige, welche ein gewisser Wehrmann in Berlin erstattete, spricht von einem Diebstahl!"

„Ich muß augenblicklich derlei Beleidigungen wehrlos über mich ergehen lassen; aber es wird die Stunde kommen, in der ich Genugthuung fordern werde."

„Sie würden besser thun, anstatt solcher Deklamationen eine bestimmte Antwort zu geben. Haben Sie die Dokumente sich angeeignet?"

„Die Papiere sind in meinem Besitze, das leugne ich nicht, aber ich habe ein Recht auf sie!"

„Sie gestehen also zu, daß Sie sich der Papiere bemächtigt haben; können Sie Ihr vorgebliches Anrecht auf dieselben begründen? Wenn Ihr Recht so zweifellos ist, weshalb sind Sie dann entflohen?"

„Ich ersuche Sie, Herr Rath, Ihre Ausdrücke besser zu wählen. Ein Romano flieht nicht. — Ich habe mich einfach aus Berlin entfernt, um Belästigungen zu entgehen —“

„Nun, das läuft ja auf dasselbe hinaus. Alle Flüchtigen haben den gleichen Grund, sie wollen von den Gerichten nicht ‚belästigt‘ werden.“

„Ich protestire dagegen, daß man von einer Flucht spricht!“

„Kommen wir auf die Sache selbst zurück. Vermögen Sie Ihre Rechte an den fraglichen Dokumenten zu beweisen?“

„Gewiß!“

„Nun, so sprechen Sie!“

„Vor vier Jahren lernte ich in Wiesbaden eine Dame kennen, die mein lebhaftestes Interesse erregte. Sie war, wie man zu sagen pflegt, eine originelle Erscheinung, ihre Ansichten waren zwar etwas ungewöhnlich — man nennt es bisweilen excentrisch — jedenfalls besaß sie aber auch Eigenschaften des Geistes und Charakters, die bei Damen selten sind. Ich habe leider das Unglück, bei Frauen Glück zu haben, und so trat ich denn auch in Beziehung zu dieser Dame, ohne es gewünscht und gewollt zu haben; ein Zufall brachte uns in Berührung, und die erste Begegnung hatte auf beiden Seiten genügendes Interesse erweckt, um einen weiteren Verkehr anzubahnen. Ich hatte die Ehre, das volle Vertrauen dieser Dame zu genießen, und dies erklärt meine Kenntniß der Verhält-hältnisse, rechtfertigt aber auch, daß ich mich in den

Besitz jener Papiere setzte; denn damit erfüllte ich nur den letzten Wunsch der Dame."

„Was Sie da erzählen, klingt ja hübsch romanhaft. Sie behaupten also, wenn ich Sie recht verstanden habe, daß jene Dame Sie gewissermaßen zum Vollstrecker ihres letzten Willens machte, indem sie Ihnen jene Dokumente anvertraute, welche wahrscheinlich über ihre Familienverhältnisse Aufschluß geben."

„So ist es, Herr Rath!"

„Die Dame war Wittwe, angeblich wenigstens!"

„Ja!"

„Und sie galt als reich?"

„Sie war es auch."

„Das Kästchen, welches Sie an sich nahmen, enthielt auch Werthpapiere?"

„Wer wagt dies zu behaupten? Nicht ein Pfennig Geldeswerth war darinnen."

„Warum haben Sie die rechtmäßigen Erben noch nicht verständigt, daß Sie der Testamentsvollstrecker seien?"

„Es war mir überlassen, dies zu thun, wann ich es wolle."

„So! Wann gedenken Sie dies also zu thun?"

„Sobald ich den richtigen Zeitpunkt für gekommen erachte. Ich erwähnte bereits, daß jene Dame etwas ungewöhnlich veranlagt war" — Herr v. Romano legte bei diesen Worten seinen Arm leicht auf den Tisch und dabei schob sich die Manschette etwas zurück, so daß ein Armband sichtbar wurde, welches sein Handgelenk umspannte — „es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn

auch ihre letzten Anordnungen einige ungewöhnliche Bestimmungen enthalten."

Herr v. Raineck antwortete nicht, seine Blicke hafteten unverwandt auf der Hand des Angeklagten, ruckweise richtete er sich aus der bequemen, zurückgelehnten Haltung auf, und wie von einer magnetischen Kraft angezogen, bogen sich Kopf und Körper hinüber, immer näher zu der Hand, deren Finger sich spielend bewegten. Herr v. Romano sah es und ein unmerkliches Lächeln ließ seine Mundwinkel zucken.

„Sie halten mich wohl für weibisch eitel," sagte er langsam, nach einer längeren Pause, „weil ich ein Armband trage. Es ist nun allerdings seit einiger Zeit auch in unseren Kreisen Mode geworden, daß Männer sich mit derlei Frauenschmuck zieren, ich würde aber dieser Mode sicher nicht gehuldigt haben, wenn nicht ein besonderer Grund in diesem Falle obwalten würde. Das Armband ist das Geschenk einer Dame und soll mich stets erinnern, daß ich — gefesselt bin. Ein Symbol, weiter nichts!"

„Was sagten Sie?" fuhr nach einigen Sekunden plötzlich der Rath auf, als ob er die letzten Worte gar nicht gehört hätte.

„Das Armband erhielt ich von einer Dame — als Symbol," wiederholte Romano.

„Von einer Dame! Ja, ja! Sie scheinen viel mit Damen zu verkehren."

„Ich erwähnte bereits, daß mir das Schicksal zu Theil wurde, Frauengunst zu finden. Welchem Zauber ich dies danken muß, vermag ich selbst nicht zu sagen." Mit

feinem Lächeln strich er dabei seinen wohlgepflegten dunkelblonden Bart und reckte halb unwillkürlich seine stattliche Gestalt.

Der Landesgerichtsrath schien diese Bemerkung nicht verstanden zu haben; er besah sich auch den Mann gar nicht näher, der so selbstbewußt von seinen Erfolgen sprechen durfte. Der Vicomte de Romano konnte in der That auf seine äußere Erscheinung stolz sein; mehr als mittelgroß, von kraftvollem, ebenmäßigem Körperbau, mit geschmeidigen Bewegungen und einem scharf geschnittenen Antlitze, das in hohem Maße ausdrucksfähig war, mochte er leicht die Aufmerksamkeit erregen, die sich ja stets einem, das Auge durch schöne Linien befriedigendem Gebilde zuwendet. Die Stimme — ein voll und tönend klingender Bariton — war biegsam und von einschmeichelndem Wohllaut; das tiefbraune Auge konnte ebenso kühn und stolz, wie zärtlich und rührend blicken; jedenfalls verstand es der Mann, wie ein großer Schauspieler seine natürlichen Mittel trefflich zu gebrauchen, und schien ein Meister in der Kunst, Haltung, Miene, Ton und Blick mit seiner Rede in Einklang zu bringen. Der Vicomte durfte daher auch mit einem gewissen Mitleid auf seinen Richter herabsehen, der in allen Stücken ihm so unähnlich war; er mochte sich für Phöbus Apollo halten, der den häßlichen Pan zur Eifersucht reizt.

Herr v. Raineck dachte übrigens in diesem Augenblicke am wenigsten daran, sein Gegenüber um Vorzüge zu beneiden, die er selbst nicht besaß; die Gedanken des Rathes beschäftigte etwas Anderes und dies fand endlich Ausdruck

in der mit einer hastigen Gewaltsamkeit hervorgestoßenen Frage: „Von wem haben Sie dieses Armband? Sprechen Sie!"

Der leidenschaftliche Ton dieser Worte, der funkelnde Blick, der sie begleitete, brachten selbst den Vicomte einen Augenblick nahezu aus der Fassung; doch bald hatte er die Ruhe wieder gewonnen und mit einem leichten Zucken der Schultern erwiederte er gelassen: „Sie gestatten mir wohl, Herr Rath, über diesen Punkt, der übrigens mit den anderen Angelegenheiten in keinem Zusammenhange steht, jene Diskretion zu beobachten, die jeder Gentleman üben muß."

„Sie wollen es nicht sagen," murmelte der Rath, halb mehr für sich, als zu dem Vicomte gewendet, „ich muß es aber wissen!" Herr v. Raineck holte tief Athem und strich mit der Hand über die Stirne, die sich kühl anfühlte, obgleich er die Empfindung hatte, als glühe sie wie geschmolzenes Eisen.

Herr v. Romano machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als wolle er seine Verwunderung über das seltsame Benehmen des Richters ausdrücken; er gab keine Antwort und auch Herr v. Raineck schwieg.

Er kannte das Armband genau. Vor wenigen Monaten, zur Weihnachtszeit war es gewesen, da hatte er diesen einfachen Goldreif mit dem seltsamen, einem Talisman gleichenden Emblem in der Mitte gekauft. Der Goldschmied hatte ihn noch darauf aufmerksam gemacht, daß der Reif ob seiner sonderbaren Form eigentlich nicht modern sei, obwohl das Emblem ein kleines Kunstwerk

darstelle. Es war kein Zweifel, das Armband, welches der Vicomte an seinem Handgelenk trug, war dasselbe, welches der Rath am Weihnachtsabend selbst um eine andere Hand gelegt hatte. Solch' eigenartige Stücke, die einer Künstlerlaune entsprossen, finden sich nicht leicht doppelt. Nein, es war gewiß dasselbe Armband! Eine Dame hatte es besessen, und von einer Dame hatte der Vicomte es erhalten, so sagte er selbst. Den Namen wollte er nicht nennen; wozu auch! Herr v. Raineck mußte ja wissen, wem er diesen Reif gegeben hatte. Also darauf zielten jene geheimnißvollen Andeutungen der Leute, jene Anspielungen Doktor Maifeld's, es könnte Jemand bloßgestellt werden!

Das Schweigen wurde dem Auskultanten Doktor Siegfried Lämmermeyer allgemach etwas unbehaglich; er hatte schon wiederholt nach der Uhr gesehen, die bestätigte, daß er vollauf berechtigt sei, Hunger zu verspüren. Mit einer nicht gewöhnlichen Kühnheit entschloß er sich dann endlich, seiner Sehnsucht nach Beendigung dieses unerquicklichen Zustandes Ausdruck zu geben, indem er sich die Frage gestattete: „Soll ich das Protokoll vorlesen?"

Erst nach einer Weile erhielt er Antwort: „Was sagten Sie?"

„Ob ich das Protokoll vorlesen soll?"

„Das Protokoll? Gut, lesen Sie!"

Mit aufrichtiger Befriedigung und so rasch, als es die Rücksicht gestattete, las Doktor Lämmermeyer das Protokoll des Verhöres vor, wie er es aufgesetzt hatte; nur von der einen Furcht gequält, der Rath oder der An-

geklagte könnten gegen seine Fassung Einwendungen erheben und er zu Aenderungen gezwungen sein.

Zu seiner Freude geschah dies nicht.

Herr v. Romano antwortete auf die Frage des Richters, ob er etwas zu bemerken habe, verneinend und unterzeichnete dann mit fester Hand das Protokoll.

Der Auskultant hatte inzwischen den Aufseher hereingeholt, der den Angeklagten in die Zelle zurückführen sollte.

Dieser zögerte jedoch und dem Rath fest in das Auge blickend begann er: „Sie gestatten mir wohl die Frage, wie lange die Untersuchung noch dauern soll? Sie dürften es begreifen, daß ich wünsche, aus dieser ebenso peinlichen, wie lächerlichen Lage befreit zu werden; denn es leiden auch Andere darunter; vielleicht auch solche, welche nicht wissen, wenn sie es auch möglicher Weise zu ahnen beginnen, daß ihre eigenen Interessen in Beziehung zu meinem Schicksale stehen. Der freie Mann würde vielleicht sprechen können, während der Angeklagte schweigen muß —“ seine Stimme sank allmählig zum Flüstertone herab, selbst der Auskultant vermochte die letzten Worte des Vicomte nicht zu vernehmen, so grell deutlich sie auch dem Landesgerichtsrathe in die Ohren klangen und welche lauteten: „als freier Mann würde ich einem Freunde alle Aufklärungen geben, welche er wünscht.“

„Wacek, führen Sie den Mann zurück!“

Das war die Antwort, welche Herr v. Raineck gab, mit so lauter Stimme, als müßte er das Toben einer lärmenden Menge überschreien. Hatte er Furcht vor sich selbst? Wer weiß es.

Der Vicomte hatte das Zimmer verlassen; Doktor Siegfried Lämmermeyer erlaubte sich an seine Anwesenheit zu erinnern, indem er fragte: „Befehlen Sie noch etwas, Herr Rath?"

„Sie können gehen. Sperren Sie das Bureau ab, Sie haben ja Ihren Schlüssel. Ich habe noch zu arbeiten und will ungestört sein."

Der Auskultant beeilte sich, den Wunsch des Rathes zu erfüllen; knarrend schob sich der Riegel in's Schloß und Herr v. Raineck zuckte unmerklich dabei zusammen, er ahnte etwas von den Empfindungen eines Gefangenen, der in ein tiefes Verließ geworfen wird. Dann setzte er sich an den Tisch, stützte den Kopf in die Hände und schaute auf das Protokoll nieder, das vor ihm lag, ohne etwas Anderes zu sehen, als den Schnörkel, mit welchem der Vicomte de Romano seinen Namenszug verziert hatte.

Die Sonne draußen sank tiefer; es wurde dunkler und dunkler in dem Gemache und in der Seele des Mannes, der einsam in demselben saß.

4.

„Ja, um Gottes willen, gnädiger Herr, was ist denn geschehen? Es wird ja gleich sieben Uhr läuten." Mit diesen Worten wurde der Rath beim Eintritt in seine Wohnung von der Köchin empfangen, deren Mienen Aufregung und üble Laune deutlich genug verriethen.

„Sieben Uhr? Was weiter? Sie sollten ja doch schon wissen, daß ich oft verhindert bin, zum Mittagessen heimzukommen."

„Ja, wenn's Geschworne gibt, da ist alleweil die Unordnung; aber heute hat der gnädige Herr keine Geschwornen gehabt, sonst hätt' ich's schon im Blatt gelesen, wenn schon der gnädige Herr mir nichts gesagt hätte," fuhr die Jungfer mit geläufiger Zunge fort, „das ganze Essen ist heute rein für die Katz' hergerichtet. Rein Schade um die Sachen!"

„Haben die Damen auch nicht zu Mittag gespeist?"

„Ja, wenn ich wüßte, wo die Damen stecken! Als ich auf den Markt ging, waren sie noch daheim, und seitdem habe ich sie mit keinem Aug' mehr gesehen."

„Sie sind fortgegangen?" Herr v. Raineck fragte dies ganz ruhig, als ob gar nichts Besonderes dabei wäre.

„Natürlich sind sie fortgegangen," erwiederte durch diese Ruhe geärgert die Jungfer, „gesagt haben sie mir freilich nichts davon. Nach Hause gekommen sind sie aber auch nicht, und Unsereines steht da wie ein Narr und muß das Essen verderben lassen. — Soll ich es vielleicht dem gnädigen Herrn aufwärmen? Wenn's nicht gut ist, ich kann nichts dafür!"

„Ich danke, ich habe keinen Hunger." Der Rath betrat sein Zimmer und schloß die Thüre hinter sich, während die Köchin murrend: „Das ist ja eine Wirthschaft, daß dem Teufel grausen könnte," in ihre Küche sich zurückzog.

Herr v. Raineck wunderte sich über nichts; er war nicht überrascht worden, als er vernahm, daß die Damen am frühen Vormittag das Haus verlassen hatten und nicht mehr heimgekommen waren, und er fand es beinahe

selbstverständlich, daß auf seinem Schreibtisch zwei Briefe lagen. Es schien fast, als ob er dies Alles gerade so erwartet hätte.

Gelassen zündete er die Kerzen in dem doppelarmigen Leuchter an und besah die Schreiben. Das eine war, wie Form und Aufschrift des Umschlages zeigte, dienstlicher Art, er legte es zunächst bei Seite, und griff nach dem kleineren Umschlag, der unverschlossen und ohne Aufschrift war. Er zog ein Blatt aus demselben hervor, auf welchem mit unsicheren, flüchtigen Zügen nur wenige Worte standen.

„Verzeihe, ich konnte nicht anders; ich mußte es thun.
Leonie."

Mehr war nicht auf dem Blatte zu lesen.

„Sie konnte nicht anders!" Der Rath wiederholte es leise für sich und ein unsäglich bitterer Ausdruck lag in dem Tone, mit dem er dies that. „So sagen sie Alle, Alle! Erbärmliches Geschlecht!"

Er stampfte mit dem Fuße auf und warf das Blatt auf den Tisch, im nächsten Augenblicke hob er es wieder auf und hielt es an die Flamme.

Wie das zuerst rasch aufflackerte, dann langsam mit allmählig ersterbender Flamme verbrannte, bis sich der Rest nur noch verkohlend krümmte und die Asche, die anfänglich noch die Form des Blattes beibehalten, jetzt in Stücken herabfiel — es däuchte dem Manne ein Sinnbild für das, was er erlebt hatte.

Mit dem Blatte zerfiel der stolze Bau, der Tempel, den seine Hoffnung für das Glück der Zukunft errichtet, in Asche.

— — — — — — — — — — — —

Herr v. Raineck hatte seit Jahren eine ziemlich geräumige Wohnung in der Kaiserstraße inne, welche er mit seiner Schwester theilte. Nach dem Tode der Eltern waren die Geschwister beisammen geblieben, da ein inniges Verhältniß zwischen ihnen bestand, so daß man vielfach behauptete, Fräulein Alexandra bleibe aus Liebe zu ihrem Bruder unvermählt, und Herr v. Raineck wage sich nicht zu vermählen, um nicht seine Schwester in Eifersucht sich verzehren zu sehen.

Das war nun allerdings übertrieben; die unleugbare Thatsache, daß Fräulein Alexandra bisher alle Bewerbungen abgewiesen hatte, obwohl sie nahezu dreißig Jahre zählte, fand wohl eher in der ganzen Charakteranlage der jungen Dame ihren Erklärungsgrund. Sie hatte eine „männliche" Erziehung genossen, gleichzeitig mit dem Bruder sich mit solchen Studien beschäftigt, die sonst Damen ferne liegen, und dadurch war ihr ohnehin mehr nach der verständigen, als nach der Gefühlsseite hin entwickelter Charakter in etwas ungewöhnlicher Weise ausgestaltet worden, so daß man sie zu den „Emanzipirten" zu rechnen pflegte. Lebhaften Geistes, mit bedeutenden Kenntnissen ausgerüstet, brachte sie allen Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft, im öffentlichen Leben überhaupt regste Theilnahme entgegen, während sie Dingen, die sonst dem Gedanken- und Gefühlskreise des Weibes näher liegen, fremd, ja feindselig gegenüberstand.

Ein bedeutendes Vermögen, das ihr von einer Verwandten der Mutter zugefallen war — der Bruder war leer ausgegangen und blieb auf sein Gehalt angewiesen —

gestattete ihr, sich das Leben ganz nach Gefallen einzurichten, und sie that es auch. Fräulein Alexandra liebte das Reisen und hatte auch nicht versäumt, sich die Welt zu besehen; sie verkehrte auch in allerlei Kreisen, in denen man mit ernsteren Dingen sich beschäftigte, ob diese nun Kunst, Gelehrsamkeit oder Politik betrafen. Für Zwecke, welche ihre Theilnahme gefunden hatten, kargte sie auch nicht mit ihren Mitteln; es war ihr ziemlich gleichgiltig, ob ihre Kleidung der neuesten Mode entsprach oder nicht; aber dafür gab sie beträchtliche Summen, wenn es galt, bei einer Wahl einen Vertreter ihrer Anschauung durchzusetzen, oder eine wissenschaftliche Reise eines jungen Gelehrten zu ermöglichen.

Herr v. Raineck hatte diesen Neigungen niemals Widerstand geleistet; er war ja auch gewohnt, die Schwester nicht wie ein der Vormundschaft bedürftiges Weib, sondern wie einen männlichen Kameraden zu behandeln; er kümmerte sich nicht einmal um ihre Vermögensverwaltung, welche sie selbst besorgte. Der Landesgerichtsrath war gewohnt, mit ihr über Dinge zu sprechen, wie solche in Kreisen von Freunden den Stoff der Unterhaltung bieten, und gar mancher schwierige Rechtsfall hatte die beiden Geschwister Stunden lang beschäftigt.

Daß aber dieser „Emanzipirten" frauenhafte Empfindung nicht fremd war, das hatte sie bewiesen, als — es war nicht ganz vor einem Jahre — der Bruder ihr den Vorschlag gemacht hatte, aus „Menschenfreundlichkeit", wie er sagte, eine junge Dame in das Haus zu nehmen.

Es war ein eigenthümlicher Fall, welcher den Rath

hierzu veranlaßt hatte. Er führte damals die Untersuchung gegen einen Mann, welcher seine hohe Vertrauensstellung in einem Bankhause mißbraucht hatte. Der Schuldige hatte das Verbrechen aus Schwäche begangen, er besaß eine Frau, die, von maßloser Genußsucht beherrscht, nur dem einen Gedanken Raum gab, in der Welt zu glänzen. Um die Launen dieser Frau zu befriedigen, vergaß der Unglückliche Ehre und Pflicht. Als dann die Katastrophe eingetreten war, hatte die Frau sich vergiftet, und das Kind der Unglücklichen, eine Tochter von siebenzehn Jahren, stand nun allein da. Die verblendete Mutter hatte deren Erziehung stark vernachlässigt; nur nach einer Richtung war sie „ausgebildet" worden, weil die Mutter besondere Talente entdeckt zu haben glaubte — für die Kunst des Scheines.

Leonie, so hieß das junge Mädchen, besaß eine leidliche Stimme und eine gewisse natürliche Beweglichkeit, die für schauspielerische Begabung gehalten wurde. Das glänzende Loos einer gefeierten Primadonna, die man mit Huldigungen und Gold überschüttet, stand jener thörichten Frau unablässig vor Augen, und dieses Loos sollte ihrer Tochter zu Theil werden. Die geringe Aufmerksamkeit, welche sie Leonie widmete, war daher nur auf diesen Punkt gerichtet: sie sollte singen und mimen lernen. Um Anderes kümmerte sich die Frau nicht, und der Vater fand keine Zeit, die Versäumnisse der Mutter wett zu machen. Die wenigen Stunden, welche ihm sein Beruf freiließ, wurden ausgefüllt mit lärmenden Vergnügungen, an denen er um der Gattin willen theilnehmen mußte, oder mit sorgen=

vollen Betrachtungen über das — unvermeidliche schreckliche Ende.

Nun dieses eingetreten war, hatte der Mann auch seiner Schuld gegen das einzige Kind gedacht, und dem Untersuchungsrichter gegenüber sein Herz geoffenbart, das die Reue über die Vernachlässigung seiner Pflichten folterte. Herr v. Kaineck hatte Mitleid gefühlt, und dieses gab ihm den Gedanken ein, das verlassene, jeden Haltes beraubte Wesen zu retten, das, wie er sich sagen mußte, unter den obwaltenden Umständen dem Verderben geweiht war, wenn Niemand sich seiner annahm.

Einige Freunde, mit welchen er über die Sache gesprochen hatte, riethen entschieden ab; Leonie sei verschroben und verzogen, habe bei den Verhältnissen ihres elterlichen Hauses zweifellos schon moralischen Schaden erlitten, sie sei an Leichtlebigkeit, die nur zu gerne in Leichtfertigkeit ausarte, gewöhnt worden und man wisse ja, welche bedenkliche Eigenschaften eine — Theatereleviu zu besitzen pflege. Derlei wurde angeführt, als Hauptgrund aber mußte gelten: daß Fräulein Alexandra mit einem Mädchen, welches mit ihrem ganzen Wesen just das Gegentheil von ihr selber darstelle, sich unmöglich werde vertragen können.

Dieser Grund erwies sich freilich als hinfällig, denn Fräulein Alexandra hatte, als nach längerem Schwanken Herr v. Kaineck ihr endlich seine Absicht mitgetheilt hatte, ganz gelassen erwiedert: „Ich will Leonie gerne in meine Obhut nehmen und versuchen, ob ich Talent zur Erzieherin habe. Ueber die traurigen Verhältnisse in dieser Familie

bin ich zufällig unterrichtet und ich bin gefaßt darauf, daß das Mädchen nicht unbeeinflußt geblieben ist. Leonie ist aber noch jung und kann umgewandelt werden; vielleicht gelingt es mir, aus ihr das zu machen, was Du wünschest — eine Braut für Dich."

„Was Dir nicht einfällt! Daran ist nicht zu denken!" hatte halb ärgerlich, halb lächelnd der Rath entgegnet; indessen konnte Fräulein Alexandra bald mit Genugthuung feststellen, daß sie richtig geurtheilt habe. Die „Menschenliebe" wandelte sich allmählig in „Liebe" um; was jene veranlaßt hatte, wurde selbst wieder Veranlassung zu dieser.

Leonie erwies sich nicht nur dankbar für das ihr gebotene Asyl, sie zeigte sich desselben auch würdig. Die Geschwister wenigstens waren bald in der Ansicht einig, daß das Mädchen einen festen sittlichen Charakter besitze, daß es, nicht wie man befürchtet hatte, verdorben worden sei, sondern viel mehr Anlage zu einem echten, von der Würde des Frauenberufes durchdrungenen Weibe besitze, als zu einer Heldin der Bühne, welche dem Ruhm den Ruf, der Ehrung die Ehre, dem Flitterglanze die eigene Würde zu opfern bereit ist. Ihr Benehmen in dem gastfreundlichen Hause ließ wahrlich nicht errathen, auf welche Wege man sie seit der Kindheit gedrängt hatte; bescheiden, schlicht, einfach, erschien sie nichts weniger als ein für das rauschende Welttreiben erzogenes Geschöpf. Hatte sie damit nun dem Rathe eine sicherlich angenehme Ueberraschung bereitet, die ihr dessen Theilnahme sichern mußte, so trug auch ihre Erscheinung dazu bei, diese Theilnahme zu erhöhen.

Herr v. Raineck war zwar kein besonderer Kenner von Frauenschönheit, aber doch auch nicht unempfänglich für dieselbe. War nun auch Leonie noch nicht voll entwickelt — das Leben im elterlichen Hause hatte vielmehr eine etwas krankhafte Wirkung zur Folge gehabt — so zeigte sie doch eine reizvolle Anmuth, die sich nunmehr unter den geregelten Verhältnissen immer mehr entfaltete. Besonders günstigen Einfluß in dieser Hinsicht hatte die letzte Reise geübt, welche sie als Gesellschaftsdame Alexandra's — das war der Welt gegenüber ihre Stellung im Hause — mit letzterer ausgeführt hatte.

Sie schien körperlich und seelisch gesundet, als sie zurückkehrte, und darum auch schöner, wie sich Herr v. Raineck eingestand. Die frühere krankhafte Blässe des Gesichtes war verschwunden, die Züge waren voller und ebenmäßiger geworden und zeigten einen lieblichen Ausdruck; etwas kindlich Sanftes, wie ein Widerschein eines seligen Traumes verklärte sie; die dunklen Linien unter den Augen waren auch nicht mehr zu bemerken, und desto reiner und leuchtender glänzten die blauen Sterne; die verkünstelte absonderliche Anordnung des Haares, welche das Mädchen früher entstellt hatte, war durch eine einfache, aber geschmackvolle ersetzt worden, und diese brachte die Fülle der blonden Flechten, die sich wellig um die Stirne legten, zur vollen Geltung.

Wenn die kleine Familie — so durfte man die drei Menschen wohl nennen — Abends beim Thee saß, und im Halbschatten der Lampe das Antlitz Leonie's die Farbe einer halb erschlossenen Rosenknospe, und das Haar den

Ton glatter Bronze annahm, da stellte der Rath oft Vergleiche zwischen seinem Schützlinge und seiner Schwester an, die immer mehr zu Gunsten des Ersteren ausfielen.

Und doch war Fräulein Alexandra, so ähnlich sie ihrem Geiste und ihrer Bildung nach dem Bruder sein mochte, darin grundverschieden von diesem, daß sie dessen Häßlichkeit nicht theilte. Stattlich, von kräftiger Fülle, mit zwar strengen, aber regelmäßigen Zügen, welche an den Schnitt antiker Kameen erinnerten, das blauschwarze Haar in einen nestförmigen Knoten geschlungen — erschien sie allerdings mehr wie eine gereifte Frau, die, ihrer eigenen Kraft bewußt, sicher durch das Leben schreitet, aber auch als eine Frau, die noch nicht auf den natürlichen Ehrgeiz des Weibes verzichten mußte: zu gefallen.

Aus dem stillen Behagen, mit welchem Herr v. Kaineck sich über das Gelingen seiner menschenfreundlichen Handlung freuen durfte, wuchs bald das Wohlgefallen an der Schutzbefohlenen hervor und aus diesem das Begehren. Männer, welche einen Charakter von Eisen und ein erzgepanzertes Herz besitzen, verlieren nicht leicht im Anblicke eines schönen Frauenbildes ihre Ruhe; setzt aber einmal die Flamme eines echten Gefühles dieses Eisen, dieses Erz in Gluth, dann ist diese auch von gewaltiger Kraft, und in solchen Gemüthern brodelt dann die leidenschaftliche Empfindung wie der feurige Fluß im tiefen Grunde eines Vulkans. Zu diesen Männern zählte Herr v. Kaineck.

„Du liebst Leonie," hatte Fräulein Alexandra eines Tages, als sie zufällig mit dem Bruder allein war, zu

diesem gesagt und er hatte mit einem offenen „Ja" geantwortet.

„Ich denke, auch Leonie muß es merken, obwohl Du Dir Mühe gibst, zurückhaltend zu erscheinen, was ich übrigens vollkommen billige. Man muß ihr Zeit gönnen, über sich selbst klar zu werden, und sich in den Gedanken hineinzuleben, Dir das zu werden, was Du hoffst."

„Und glaubst Du," hatte der Rath hierauf etwas zögernd gefragt, „daß sie sich mit diesem Gedanken befreunden wird?"

„Sie sprach mit mir hierüber noch nicht, und ich will sie nicht fragen; das Vertrauen wird kommen mit dem Bedürfnisse, das volle Herz zu offenbaren. Wenn mich aber mein Gefühl nicht trügt, dann darf ich wohl sagen: hoffe."

Einige Wochen später konnte Fräulein Alexandra ihrem Bruder sagen: „Sie hat gesprochen, nun sprich Du."

Es geschah, und seit jenem Tage galt Leonie als die Braut des Rathes, dessen vertraute Freunde davon insofern überrascht wurden, als sie — wie sie unter sich und auch offen ihm gegenüber sagten — den Rath für „gescheidter" gehalten hätten. Es fehlte nicht an Stimmen, welche behaupteten, die einstige Theaterelevin sei eine vollendete Schauspielerin geworden, welche den naiven Mann zu berücken verstanden habe. Herr v. Raineck gab auf das Gerede nichts, er wußte ja, daß in der Welt nichts häufiger sei als Mißgunst.

Die verständige Schwester hatte eine Probezeit für nöthig erklärt; Leonie sei noch jung und bedürfe auch

einer erziehlichen Vorbereitung; die Vermählung solle nicht übereilt werden, es läge dies im Vortheile Beider. Die Verlobten hatten sich gefügt, um Fräulein Alexandra nicht zu kränken, der Jedes für seinen Theil zu Dank sich verpflichtet glaubte.

Und nun? Hatten jene Freunde, die er mißgünstig gescholten, nicht doch Recht behalten? Sollte Herr v. Raineck es heute doppelt der Schwester danken, daß die Verzögerung eingetreten war und nur den Verlobten, nicht den — Gemahl die Enttäuschung traf; oder sollte er ihr zürnen, weil ohne jene Verzögerung es nicht so gekommen wäre, wie es jetzt gekommen war.

Wer mochte diese Frage entscheiden? Wozu auch das Grübeln über Möglichkeiten, wo die Thatsache genug Anlaß gab, den Verstand zu verlieren! Es war nun einmal geschehen, Jenes und Dieses, und daran ließ sich nichts ändern; ob das Eine die Folge des Anderen war oder nicht, war schließlich von wenig Belang.

Die „Thatsache" selbst war für den Rath klar genug; die wenigen Zeilen ließen keine Mißdeutung zu: Leonie war geflohen. Aus welchem Grunde? Sie sagte es nicht, aber er hatte seine Vermuthungen. Die Ereignisse der letzten Stunden hatten ihn ja genügend vorbereiten können. Merkwürdiger Weise dachte Herr v. Raineck nicht weiter über einen auffallenden Umstand nach, daß nämlich auch Alexandra verschwunden war. War die Freundschaft der Schwester zu der Undankbaren so groß, daß sie sich selbst zur Halb-Mitschuldigen machte, indem sie Jene auf der Flucht begleitete, oder hatte Alexandra die Sache entdeckt

und aus Liebe zum Bruder mit ihrer bekannten Entschlossenheit sofort sich aufgemacht, die Flüchtige zu suchen?

Das Eine wie das Andere war möglich, dem Rath schien es aber offenbar ganz gleichgiltig, welche dieser Möglichkeiten thatsächlich eingetreten war. Leonie war fort, ob begleitet oder verfolgt, kam nicht in Betracht.

Halb unbewußt, mehr der eingewurzelten Gewohnheit des Richters gehorchend, Thatsachen festzustellen, hatte Herr v. Raineck den Leuchter aufgenommen und war hinüber nach den Zimmern gegangen, welche die Damen bewohnten.

Er mußte hierbei an der Küche vorüber gehen, und dies benutzte die Jungfer, um ihrer Entrüstung nochmals Ausdruck zu geben.

„Der gnädige Herr kann sich die Augen ausschauen, die Fräuleins sind noch immer nicht da.“

Sie waren wirklich nicht da, der „Augenschein“ lehrte es ihm. Die Gemächer der Damen zeigten übrigens keine Spuren von Unordnung; der Rath sah auch auf dem kleinen Schreibtische Alexandra's nach, ob nicht etwa noch ein Billet seiner harre; es war nichts zu bemerken. Eben wollte er wieder das Zimmer verlassen, da fesselte seinen Blick ein winziges weißes Fleckchen auf dem dunklen Teppich. Er hob ein Papierschnitzelchen auf, nicht größer als ein Daumennagel; auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß man es mit einem Stück eines zerrissenen Briefes zu thun habe.

Herr v. Raineck betrachtete es genau, es war aber nichts weiter darauf zu sehen, als eine eigenthümlich gezogene Linie, wie der Theil eines Schnörkels, der an

einem Namenszuge angebracht wird. Der Rath besah scharf dieses Bruchstück, der Schnörkel war absonderlich genug, um nicht verkannt zu werden, wenn man ihn einmal gesehen hatte.

Und Herr v. Raineck hatte ihn gesehen — es waren erst wenige Stunden seither vergangen. Wenn noch ein Rest von Zweifel, noch ein Schatten von Hoffnung vorhanden gewesen wäre: das kleine Stück Papier bot volle Gewißheit.

— — — — — — — — — — — —

Der Landesgerichtsrath war in sein Zimmer zurückgekehrt und öffnete nun das zweite Schreiben in dem dienstlichen Umschlag. Warum man es ihm wohl in's Haus gesendet habe, fragte er sich unwillkürlich, als er den Umschlag aufschnitt.

Er las die Zuschrift; es war eine Verfügung des Gerichtspräsidenten, welche ihm die Untersuchung in der Angelegenheit Romano abnahm und dieselbe einem anderen Rathe überwies.

Herr v. Raineck kannte diesen Nachfolger, dem er morgen die Akten übergeben sollte, es war ein junger Mann, der ungemein rasch befördert worden war und, wie man zu sagen pflegte, noch weiter sein Glück zu machen verstand.

Der Rath schien nicht im Geringsten überrascht zu sein; war er auch darauf gefaßt gewesen?

Seine Gedanken beschäftigte viel mehr die doch nebensächliche Frage, warum ihm die Zuschrift in's Haus geschickt worden sei, während er doch im Bureau sich befand.

Da fiel ihm ein, daß er ja sich eingeschlossen hatte; offenbar hatte man vermuthet, daß er heimgegangen sei, und da der Präsident zweifellos besonderes Gewicht darauf legte, daß die Verfügung rechtzeitig in seine Hände gelange, hatte der Diener das Schriftstück in die Wohnung getragen.

So war es also beschlossen, daß der Mann, welcher auch in Raineck's Leben eingegriffen hatte, den Händen der Gerechtigkeit entzogen werden solle! Die Freunde dieses Vicomte de Romano hatten also doch Macht genug, ihrem Schützling die Freiheit zu verschaffen, ohne Rücksicht auf das Recht! Kein Zweifel, morgen wird der neue Untersuchungsrichter den Vicomte in Freiheit setzen.

Morgen? Warum kann es nicht heute schon geschehen! Wie, wenn er — Raineck — nicht nach Hause gekommen wäre, und im Bureau mittlerweile selbst den Entschluß gefaßt hätte, dem Angeklagten die Gunst zu bewilligen, unbeschadet der Untersuchung, auf freien Fuß gesetzt zu werden? Das durfte er thun, das war sein Recht als Untersuchungsrichter; für heute war er ja wirklich noch der Richter, ausdrücklich stand es in der Verfügung, daß erst am nächsten Morgen die Akten dem Anderen übergeben werden sollten. Heute durfte er handeln, wie es ihm beliebte, natürlich unter seiner Verantwortung. — Pah! Die Verantwortung! In diesem Falle! Unter diesen Umständen! Dank würde man ihm wissen!

Er stützte seinen heißen Kopf mit der einen Hand und kaute an dem Nagel seines kleinen Fingers. Es war klar, der Vicomte sollte auf jeden Fall den Nachforschungen

des Gerichtes entzogen werden; so wollten es — mächtige Leute. Warum? Was kümmerte das ihn, es war nun einmal so. Ist der Angeklagte in Freiheit gesetzt, dann hat der Landesgerichtsrath Raineck mit diesem nichts mehr zu thun; aber der betrogene Mann kann von dem Mann Rechenschaft fordern, der gleich einem Räuber in den stillen Frieden seines Hauses einbrach.

So stark ist kein Geist, daß nicht in einem Augenblicke der Erregung die Empfindungen ihm den Blick trüben könnten. Dann siegen die Vorurtheile über das Urtheil, der Instinkt über die Grundsätze. Die Gedanken Raineck's begannen, sich auf einem bestimmten Punkt zu vereinigen. Ein Mensch hatte ihm das Glück mit frevelnder Hand geraubt, das forderte Sühne. Sollte er der thörichten Mode folgen, diesem Menschen die Chancen einzuräumen, im Duell ihn selbst niederzuschießen? Nein; die Rache muß den Frevler sicher treffen, nicht von einem Zufall abhängig gemacht werden. Dieser Mensch ist jetzt noch in seiner Hand; er ist Richter, jener Angeklagter. Der Richter muß aber unparteiisch sein, er darf keine Neigung für, keinen Haß gegen den Wehrlosen hegen. Sonne und Wind müssen getheilt sein, so lauten die Regeln des Zweikampfes. Der Mann muß also frei sein, den er als Mann zur Rechenschaft ziehen will, und er selbst muß ihn frei geben, nicht ein Anderer. Dann aber wird nicht der Richter, sondern der Mann, der beleidigte, gekränkte Mann, unerbittlich sein Recht fordern, nach dem uralten Gesetze: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Klar und deutlich stand es vor dem geistigen Auge

Raineck's, was er zu thun habe. Er selbst mußte dem Vicomte die Freiheit gewähren, damit er das volle Recht erwerbe, diesen Menschen zu vernichten. — Ja, vernichten! Ist der Tod schon Vernichtung? Nein! Es gibt Schlimmeres als der Tod, und dieses Schlimmere soll den Schuldigen treffen und damit zugleich als Strafe — die Mitschuldige. —

Herr v. Raineck sah nach der Uhr. Noch war es Zeit, um das auszuführen, was in seinem Geiste zum Entschlusse gereift war. Er nahm den Hut und verließ das Haus, auf der Straße hielt er den nächsten Wagen an und ließ sich in das Gerichtsgebäude führen. Niemand konnte es auffallend finden, daß er so spät noch im Bureau erschien; es war ja nichts Seltenes, daß die Richter oft bis in die Nacht hinein arbeiteten, ja noch Verhöre vornahmen. Herr v. Raineck schrieb hastig einen kurzen Bericht nieder, fertigte einen Befehl aus und ließ dann durch einen Aufseher den Vicomte aus der Untersuchungszelle holen.

„Ich habe mich entschlossen," sprach Herr v. Raineck den Angeklagten an, als dieser vorgeführt worden war, „Sie auf freien Fuß zu setzen; Sie haben nur das Gelöbniß abzugeben, jederzeit der Aufforderung des Gerichtes, wenn dasselbe Ihr Erscheinen verlangt, Folge zu leisten. Hier ist der Revers, unterschreiben Sie."

Der Vicomte unterzeichnete mit einer gewissen nervösen Hast. „Ich danke Ihnen, Herr Rath, daß Sie —"

„Sie haben mir nichts zu danken," unterbrach ihn Herr v. Raineck mit scharfer Betonung; „was ich thue, geschieht nicht Ihnen oder irgend Jemand zu Liebe. Und

wenn Sie jetzt auch dieses Haus verlassen dürfen, so ist damit noch nicht erklärt, daß Sie für das, was Sie gethan haben, nicht noch zur Verantwortung gezogen werden. Daß Sie dieser Verantwortung nicht entgehen werden, dafür werde ich sorgen."

Der Vicomte de Romano verbeugte sich, ohne eine Miene zu verändern.

„Wacek, führen Sie den Herrn zum Hausverwalter, damit ihm dort der Hut und was ihm sonst abgenommen wurde, ausgefolgt werde, und geleiten sie ihn dann bis zum Thore."

Der Aufseher sagte: „Zu Befehl!" und entfernte sich mit dem Vicomte, der über die so unerwartete Sinnesänderung des Richters gar nicht erstaunt schien.

5.

Herr v. Raineck hatte in einem Speisehause zu Abend gegessen — es war auch zugleich sein Mittagsmahl gewesen — und schritt nun, mit der Virginiacigarre im Munde, langsam die Hauptstraße der Residenz hinab. Er hatte ja keine Ursache, nach Hause zu eilen, und die Nachtluft, die Dunkelheit auf der um diese Zeit wenig belebten Straße thaten ihm wohl. Raschen Schrittes kam ein Mann hinter ihm her, der ihm von der Seite scharf in's Gesicht sah, dann plötzlich höflich den Hut zog und grüßte.

Der Rath mußte erst genauer zusehen, ehe er den Mann erkannte. „Ah, Sie sind es, Herr Blaschke; nun, wie geht es?"

„Ich danke, Herr Rath, ich bin zufrieden; nächstens soll ich zum Inspektor befördert werden," erwiederte der Andere.

„Das freut mich; es zeigt, daß Sie brauchbar sind und etwas leisten."

„Sie urtheilen zu gütig, Herr Rath; ich gebe mir freilich Mühe, die mir gestellten Aufgaben zu lösen, habe auch in der letzten Zeit einiges Glück gehabt, ohne welches auch der Schlaueste es nicht weit bringt. Ich habe jetzt die Fremden in den Hotels zu überwachen, insoweit diese eben für unser Bureau ein Interesse haben, da meine Sprachkenntnisse und meine frühere Stellung mich dazu geeignet machen."

„Sie haben es also mit der internationalen Gaunerschaft zu thun."

„Mit der und dann auch mit gewissen Elementen, die eigentlich nicht viel besser sind, als die Strolche und Industrieritter, welche man aber bei uns laufen läßt, weil sie — Ahnen haben, denen sie freilich Schande genug machen. Der Titel ist für diese Schurken ein Freibrief, das ist auch nur bei uns möglich."

„Noch immer der alte Krittler!"

„Es denken gar Viele wie ich und — wie Sie, Herr Rath. Ich weiß ja, daß unsere Zustände Ihnen auch nicht gefallen."

„Denken mögen wir, was wir wollen, nur sollen wir es nicht sagen."

Der Andere zuckte mit den Schultern. „Vertraulich darf man ja darüber reden; Anderen gegenüber heißt es

allerdings: schweigen, wenn Einem auch die Galle bis zum Munde steigt."

„Sie haben schon erfahren, daß es übel ausschlägt, wenn man seinem Aerger Luft macht, seien Sie also vorsichtig."

Die Mahnung war wohl begründet. Blaschke war Offizier gewesen, dem talentvollen, mit mehr als gewöhnlichen Kenntnissen ausgerüsteten Manne schien eine schöne Zukunft zu winken, aber er besaß den Fehler, seine Ansichten auch dann zum Ausdruck zu bringen, wenn diese mit jenen der Höheren im Widerspruch standen. Freimüthige Aeußerungen hatten ihm zunächst allerlei Nörgeleien Seitens der Vorgesetzten eingetragen, die ihn wieder reizten, da er, seiner Fähigkeiten sich bewußt, auch selbstbewußt auftrat, und als er sich nun verleiten ließ, in einer Schrift allerlei Mißstände einer scharfen Beurtheilung zu unterziehen, wurde er kurzweg zum Austritt aus der Armee gezwungen.

Herr v. Raineck, der den jungen Mann in einem befreundeten Hause kennen gelernt hatte, verwendete sich für ihn und es gelang ihm, demselben eine Stellung als Agent bei einem Informationsbureau zu verschaffen, welches in London seinen Hauptsitz und in allen größeren Städten Zweigniederlassungen hatte. Das Bureau besorgte Auskünfte über die Geschäftswelt; seine Agenten hatten vor Allem die Aufgabe, die Verhältnisse der verschiedenen Firmen zu erforschen, um deren Kreditwürdigkeit beurtheilen zu können. Die Verluste, welche die Geschäftswelt in der neueren Zeit durch allerlei Schwindler

erlitten hatte, gaben Veranlassung, daß das Bureau nun auch seine Aufmerksamkeit auf jene Leute richtete, welche von der Ausbeutung der Leichtgläubigkeit der Menschen leben, um seine Kunden vor solchen warnen zu können.

Der Leiter der Niederlassung in L., den der Rath kannte, hatte zu diesem nun einmal geäußert, daß er einen gebildeten verläßlichen Mann, welcher der Weltsprachen mächtig sei, verwenden könne, und Herr v. Raineck hatte hierauf Blaschke als einen solchen Mann empfohlen.

Wohl hätte er ihn gerne auf einem anderen Posten gesehen, aber die großen Anstalten trugen Bedenken, den „Kompromittirten" aufzunehmen, und dann waren die Verhältnisse überhaupt ungünstig; für eine jede Stelle waren zehn und zwanzig Bewerber vorgemerkt. Herr v. Raineck war schon darauf gefaßt, daß Blaschke diese Stelle ablehnen würde. Wider Erwarten nahm jedoch Jener den Vorschlag an, ja es schien, als ob er dies mit einer gewissen Freude thue. In der That sagte der Beruf dem Manne zu, der von Natur aus ein Feind alles Schlechten, dazu sich noch als ein Opfer der gesellschaftlichen Verderbniß fühlend, in dem neuen Wirkungskreise die willkommene Gelegenheit fand, den Kampf gegen die Niederträchtigkeit führen zu dürfen.

Die Beiden waren eine Weile schweigend neben einander hergegangen und Blaschke wollte sich eben verabschieden, um allein rascher seinen Weg fortsetzen zu können, als plötzlich der Rath bemerkte: „Herr Blaschke, Sie könnten mir einen Dienst erweisen —"

„Mit tausend Freuden, Herr Rath, verfügen Sie über mich."

„Es handelt sich — ich will nicht sagen um ein Geheimniß, auch nicht Verbrechen — kurz um eine dunkle Angelegenheit, in der ich klar sehen möchte."

„Wenn Sie die Güte haben wollten, mir das Nähere mitzutheilen — auf meine Verschwiegenheit dürfen Sie rechnen."

„Das weiß ich und vertraue Ihnen vollkommen, indessen würde ich wünschen, selbst der Sache nachgehen zu können, und möchte daher mehr nur Ihre Mithilfe in Anspruch nehmen."

„Wie es beliebt; ich bitte mir nur zu sagen, in welcher Hinsicht ich Ihnen nützlich sein kann."

Die Beiden standen eben vor einem Kaffeehause, dessen hell erleuchtete Fenster auch die Straße mit Licht versahen. „Wollen wir nicht hier eintreten?" meinte der Rath.

Blaschke stimmte zu und die Herren betraten den Raum, in dem zur Zeit nur wenige Gäste sich befanden. Sie wählten eine Nische, wo sie sicher waren, ungestört zu bleiben; und nachdem man ihnen den Kaffee gebracht hatte, begann Herr v. Raineck mit seinen Mittheilungen.

„Vor Allem wäre es mir lieb, zu erfahren, wohin sich am heutigen Tage zwei Damen begeben haben, deren genaue Personalbeschreibung ich Ihnen geben kann. Allem Anscheine nach haben sie unsere Stadt verlassen — möglich wäre es freilich, daß sie hier sich verborgen halten wollen — und ich wünsche zu wissen, wohin sie sich gewendet haben."

„Wenn die Damen die Residenz mit einem Bahnzuge verlassen haben, dann darf ich mich fast verbürgen, vorausgesetzt, daß die Beschreibung zuverlässig ist, Ihnen die verlangte Auskunft verschaffen zu können. Schwieriger wäre freilich die Sache, wenn die Gesuchten sich noch hier befinden oder nur in die nächste Umgebung sich begaben."

„Gut, das wäre das Eine. Zum Zweiten möchte ich Sie fragen, ob Sie mir behilflich sein können, in jenen Kreisen Zutritt zu erlangen, in welchen die — sagen wir Abenteurer verkehren."

Blaschke warf einen raschen Blick auf den Rath. „Sie meinen Leute, wie, um ein Beispiel zu nennen, Vicomte de Romano?"

„Ja."

„Ihre Nachforschungen sollen wohl diesem selbst gelten?"

„Ich will es nicht leugnen."

„Sie dürfen in dieser Sache unbedingt auf mich zählen," erwiederte hastig der Agent. „Ich selbst habe den Mann bereits auf's Korn genommen. Er hat Schulden gemacht, die ihn verdächtig genug erscheinen lassen, um nachzuforschen, woher er kam und wohin der nächste — Raubzug geht. — Wie ich in den Zeitungen las, führen Sie die Untersuchung wider ihn."

Ehe der Rath noch antworten konnte, lenkte der geräuschvolle Eintritt mehrerer Herren unwillkürlich die Aufmerksamkeit der Beiden auf sich; die Ankömmlinge benahmen sich mit jener gewissen Unverschämtheit, welche von rücksichtsloser Anmaßung eines besonderen Vorrechtes vor allen anderen Menschen zeugt.

„Der Zufall ist uns günstig,“ flüsterte rasch Blaschke dem Rathe zu. „Sie können heute noch einige auserwählte Häuptlinge jener Welt kennen lernen, welche mit Anstand eine unanständige Existenz zu fristen versteht. Ich muß Sie jedoch bitten, Herr Rath, zu beachten — auch für die Zukunft — daß ich in diesen Kreisen Viktor Blasqué, Oberlieutenant a. D., Kommandeur des serbischen Takovo-Ordens und Ritter des italienischen Kronenordens heiße. Ich erlaube mir, Ihnen meine Karte zu geben, damit Sie dies nicht vergessen. Die Orden sind eine Erinnerung an jene Zeit, als ich noch zu außerordentlichen Missionen verwendet und fürstlichen Gästen des Hofes als Adjutant zugetheilt wurde. Die Verunstaltung meines ehrlichen Namens ist eben auch ein Mittel zum Zweck und wahrt zum Theil auch mein Inkognito.“

Die Herren hatten inzwischen das junge Mädchen an der Kasse mit allerlei Redensarten, halb Schmeicheleien, halb Unverschämtheiten belästigt, jetzt sahen sie sich in dem Saale um, nach einem Platze, der ihnen behagen mochte, und da entdeckte endlich einer den Agenten.

„Zum Teufel, dort sitzt ja Viktor!“ rief er laut.

Blaschke erhob sich lächelnd und trat zu der Gruppe. „Welcher Zufall führt euch hierher?“ war seine Frage.

Herr v. Raineck hatte jetzt Gelegenheit, den Mann genauer zu betrachten und mußte sich sagen, daß Blaschke in seiner tadellos nach neuestem Schnitt gefertigten Kleidung mit den Rosetten der Ordensbänder im Knopfloch, in Haltung und Bewegung die müde Gleichgiltigkeit des

Gecken mit der vornehmen Geschmeidigkeit des Kavaliers verbindend, in der That vortrefflich für die Rolle eines Salonfreibeuters geschaffen war.

„Weißt Du das Neueste, Viktor?“ Drei stellten zugleich diese Frage.

„Nun, und das wäre?“

„Der Vicomte ist freigelassen worden.“

„Romano? Nicht möglich!“ Unwillkürlich wandte er sich nach Herrn v. Kaineck um mit einem erstaunten Blicke, den Jener mit einem leichten Nicken erwiederte.

„Wenn ich es sage, so ist's wahr,“ bemerkte Einer, „ich habe den Vicomte selbst gesprochen, als er gerade zur Gräfin Lorrain fuhr. Er hat mir aus dem Fiaker heraus die Hand gereicht.“

„Ich zweifle ja nicht daran. So hat sich also seine Schuldlosigkeit herausgestellt!“

„Na, für den Skandal wird man hoffentlich diese Kerle von der Polizei zur Verantwortung ziehen,“ fiel jetzt ein Anderer ein, „damit sie sich merken, daß um Leute von Stande sie sich nicht zu kümmern haben.“

„Der Vicomte muß Genugthuung fordern,“ meinte ein Dritter, „das ist er sich schuldig.“

„Und vor Allem euch auch,“ bemerkte mit ironischem Lächeln Blaschke.

„Was meinst Du?“

„Daß wir Alle Beifall klatschen würden, wenn das Polizeipräsidium in die Luft gesprengt würde.“

„He, he! Verstehe! Guter Witz,“ näselte Einer, der die Anspielung wohl verstanden hatte.

„Setze Dich zu uns, Viktor, wie trinken eine Bowle.“

„Wenn es euch recht ist, möchte ich euch meinen Freund vorstellen.“ Er winkte mit den Augen zur Nische hinüber, in der Raineck saß.

„Ist wohl Gentleman, mit dem man sich zeigen kann?“ fragte der mit der näselnden Stimme und klemmte sein Einglas in das Auge.

„Tadellos!“ beruhigte ihn Blaschke, „auch vollkommen rangirt und besitzt Kredit.“

Blaschke holte den Rath herbei und stellte ihn den Herren vor: „Herr v. Raineck, mein Freund — Herr v. Lubomir, Husarenrittmeister a. D. — Excellenz Graf Beauregard“ (das war der mit der näselnden Stimme) — „Graf Fronti — Herr Nicoler — Baron Leiter.“

Die Genannten nickten, der Rittmeister a. D. erhob sich sogar zu einer halben Verbeugung, und die Excellenz ließ sich in ihrer Leutseligkeit herbei, dem Neulinge in der Gesellschaft zwei Fingerspitzen entgegenzustrecken und „Sehr angenehm!“ zu sagen.

Die Namen waren Herrn v. Raineck nicht fremd, zum Theil kannte er auch von Ansehen die Persönlichkeiten selbst; waren dieselben ja durchwegs „vielgenannte“ Berühmtheiten der Großstadt, mit denen sich auch die Presse öfter zu befassen Gelegenheit hatte. Berühmt waren sie allerdings nicht durch Leistungen geworden, für welche die Menschheit ihnen dankbar sein mußte, und ihre Namen wurden meist nur im Zusammenhange mit „Affairen“ genannt, wie man anrüchige Vorkommnisse höflich zu bezeichnen pflegt.

Excellenz Graf Beauregard hatte in der That einst eine hohe Vertrauensstellung bekleidet, bis schmutzige Schulden und noch Schlimmeres ihn zwangen, aus den Kreisen der wirklich „guten Gesellschaft" als ein Verfehmter zu scheiden.

Graf Fronti war der Sprößling eines Geschlechtes, das längst nichts mehr besaß, als den Titel. Der Vater war ehrlich gewesen und hatte sich in einer niederen Beamtenstellung seinen Unterhalt erworben; der Sohn, talentlos, faul und mit allen schlimmen Neigungen ausgestattet, zog es vor, von seinem „Namen" zu leben.

Baron Leiter war aus der Armee gestoßen worden, weil er dienstliche Geheimnisse preisgegeben hatte, er nannte sich jetzt Militärschriftsteller und schrieb für Tagesblätter; in diesem Sinne war gewissermaßen Herr Nicoler sein Kollege, der „Sportsman" von Beruf war und in den Clubs der Ruderer, Radfahrer, Schlittschuhläufer und so weiter eine Rolle spielte, ja selbst mit den sonst so zurückhaltenden Kreisen des Jockeyclubs „Fühlung" hatte. Er versah die Zeitungen mit Berichten aus diesen Clubs und galt als „Autorität".

Sportsman war auch Herr v. Lubomir, ein vorzüglicher Reiter und Pferdekenner, und deshalb als erfahrener Rathgeber bei Wettrennen und Pferdekäufen gesucht, was ihm ein leidliches Einkommen an Vermittlergebühren und Wettgewinnsten abwarf. Immerhin war dieser Erwerb anständiger, als jener der beiden Grafen, die Helfershelfer von Wucherern waren und mit allerlei zweideutigen Wechselgeschäften zu thun hatten.

Herr v. Raineck mußte sich sagen, daß Blaschke Recht hatte, als er diese Gesellschaft als „Auserwählte“ unter den catilinarischen Existenzen bezeichnete.

Wenn nun auch Blaschke es unterlassen hatte, Rang und Beruf seines Freundes zu nennen, so war doch der Name Raineck fast Allen bekannt, und es erschien daher begreiflich, daß die Herren mit etwas Mißtrauen und Unbehagen den Eingeführten betrachteten. Sie fragten sich mit Recht, was dieser Landesgerichtsrath in ihrer Gesellschaft wolle.

Die Excellenz entschloß sich kurzweg, hierüber Klarheit sich zu verschaffen.

„Auf ein Wort im Vertrauen, lieber Blasqué,“ sagte er und erhob sich, um mit dem Agenten seitwärts ein leises Gespräch zu führen. „Was will denn eigentlich dieser Herr v. Raineck, der, soviel ich weiß, Landesgerichtsrath ist?“

„Leben!“ antwortete Blaschke.

„Ich muß Sie bitten, etwas deutlicher sich auszudrücken.“

„Excellenz, sehen Sie sich einmal den Mann an; welchen Eindruck muß er nach Ihrer Ansicht auf eine junge Dame machen?“

Graf Beauregard verzog den Mund. „Brr! Die müßte starke Nerven haben, welche den Mann küssen wollte.“

„Nun, dieser Mann hat auch das Bedürfniß, das Leben zu genießen.“

„Hm, ich verstehe. Hat so, was man sagt, Pech in der Liebe gehabt, und will nun vom Lethe trinken.“

„Excellenz haben es errathen."

„Ist mir lieb, daß die Sache sich so verhält. Dachte schon, der Mensch wolle herumspioniren. — Es darf uns ja nur angenehm sein, wenn wir einen Freund gewinnen, der Kreisen angehört, mit denen wir sonst nichts zu thun haben — wollen. Man kann nie genug Beziehungen haben."

„Sie meinen, es sei gut, auch mit dem ‚grauen Hause'" — so bezeichnete man in jenen Kreisen das Gerichtsgebäude — „Verbindungen zu pflegen?"

Der Graf kniff das eine Auge etwas zusammen und lächelte. „Will's glauben, daß der Herr Rath unsertwegen sich nicht bemühen würde. Und was er sonst will, oder Sie mit ihm, kümmert mich nicht. Der Eine verkauft sein Wissen an die Zeitungen, der Andere an — jemand Anderen. Nicht wahr?"

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Excellenz."

Der Graf schob seinen Arm vertraulich unter den des Agenten und kehrte zu dem Tisch zurück, flüsterte diesem aber noch rasch zu: „Selbstverständlich bin ich diskret; die Anderen brauchen nichts zu wissen, und gibt es einmal etwas Besonderes, dann — Halbpart."

Es war ganz unmöglich, daß der Rath auch nur eine Silbe jenes Gespräches hätte vernehmen können, und doch wußte er, daß und inwiefern die Rede von ihm gewesen sei. Mit einer gewissen Absicht warf er daher, als der Graf wieder seinen Sitz eingenommen hatte, die Bemerkung hin, daß er einen längeren Urlaub zu nehmen beabsichtige, um für einige Zeit „Mensch" sein zu können.

„Wenn Ihnen die Freiheit dann zu sehr behagt, wird es Ihnen schwer werden, wieder das frühere Alltagsleben aufzunehmen,“ erwiederte Blaschke, da die Anderen schwiegen.

„Es zwingt mich ja nichts dazu.“

„So ist es recht, Herr v. Raineck,“ fiel jetzt Graf Beauregard ein, „ein Narr, welcher dient, wenn er sein eigener Herr sein darf! Auch ich bin, freilich etwas spät, zu dieser Erkenntniß gelangt.“

„Durch eigenes Nachdenken oder durch die Macht der Verhältnisse?“ fragte Nicoler, was die Excellenz jedoch kluger Weise überhörte, und um das Gespräch abzulenken, ließ der Graf eine Bemerkung fallen, welche das Interesse des Raths lebhaft erregte.

„Die Lorrain ist doch immer und überall die Erste. Natürlich mußte Romano sofort zu ihr fahren, um ihr seine Erlebnisse unter unseren Bleidächern zu schildern, damit sie bei ihrem morgigen Jour=fixe den Gästen eine pikante Neuigkeit bieten kann.“

„Die Frühmorgens schon alle Welt in den Blättern gelesen haben wird,“ meinte Herr Nicoler.

„Das bezweifle ich,“ warf der Rath ein; „die Entlassung Romano's erfolgte in so später Stunde, daß kaum eine Zeitung davon Kenntniß erhalten haben dürfte; es müßte denn sein, daß der Vicomte selbst die Nachricht mitzutheilen für gut befunden hätte.“

„So!“ Herr Nicoler sah auf die Uhr und erhob sich rasch. „Ich bin müde und fahre nach Hause,“ sagte er, winkte mit der Hand und verließ hastig den Saal.

„Er fährt zur Redaktion der ‚Freien Stimme‘,“ sagte

der Graf halblaut zu Herrn v. Raineck, „und verdirbt wirklich der Lorrain die Freude.“

„Besuchen Excellenz den Salon der Gräfin?“ Diese harmlose Frage des Raths schien den Grafen etwas zu verstimmen. Herr v. Raineck hatte in dem Augenblicke nicht bedacht, daß auch eine Gräfin Lorrain ihren Salon diesem Mann nicht an ihren Empfangstagen öffnen würde.

„An den Jours-fixes pflege ich selten“ (in Wahrheit nie) „zu erscheinen, für die Intimen gibt es ja besondere Stunden,“ erwiederte der Graf.

„Man sagt ja, die Lorrain habe jetzt einen allmächtigen Einfluß auf das Ministerium des Innern,“ warf Baron Leiter ein.

„Und der Vicomte de Romano im Innern des Ministeriums,“ trumpfte Graf Fronti darauf, ein Witz, welcher mit allgemeinem Gelächter aufgenommen wurde. Man erzählte sich nämlich — auch Herr v. Raineck wußte davon — daß der Vicomte auffallend von der Gemahlin des Ministers protegirt werde, weil er es verstehe, der ebenso wenig schönen, als beschränkten Dame in besonderer Weise zu huldigen.

„Ich habe gehört, daß er sich um die Konzession zu einem großartigen Unternehmen, einer Bank, welche das Monopol elektrischer Anlagen erhalten soll, bewerbe.“

„Da mag er zusehen, daß er die Konzession bald erhält, ehe noch seine Gönnerinnen eifersüchtig werden.“

„Wie meinst Du das, Lubomir?“ fragte der gesammte orus.

Rittmeister sah lächelnd die Kameraden an. „Das

möchtet Ihr wohl gerne wissen! — Hm, vergeßt nicht, daß ein Freund die Geheimnisse des Freundes nicht verrathen darf."

„Er weiß selbst nichts," brummte ärgerlich Graf Fronti, „und will nur prahlen."

„Ist es eine Dame aus der Gesellschaft?" forschte Graf Beauregard.

„Die Diskretion gebietet mir Schweigen," war die Antwort.

„Ich muß dies vollkommen billigen," fiel jetzt Herr v. Raineck ein, und der scharfe Ton, in dem er dies sagte, fiel Allen auf; „es gereicht dem Rufe einer Dame nicht zur Ehre, wenn ihr Name mit dem des Vicomte de Romano zusammen genannt wird, und die Unglückliche verdient so viel mitleidige Schonung, daß man über sie schweige."

Verdutzt sahen die Herren einander an, sie wußten sich diesen Spruch nicht recht zu deuten; immerhin fanden sie etwas von einer Sittenpredigt darin, die ihnen nicht behagte.

„Ein unangenehmer Mensch," sagte leise Graf Fronti zu seinem Nachbar, der mit einer gewissen Absichtlichkeit gähnte und dann nachlässig sagte: „Gehen wir; der heutige Tag war bis zu Ende langweilig, es wäre schade, ihn verlängern zu wollen."

Der Vorschlag wurde angenommen, man erhob sich und ging.

Auf der Straße schloß sich Herr v. Lubomir dem Rathe und Blaschke an, da er, wie er sagte, denselben Weg zu gehen habe. Nach allerlei gleichgiltigen Bemer=

tungen, die von Raineck's Seite nur kurze Antworten fanden, rückte der Rittmeister plötzlich mit der Frage hervor: „Sie kennen die Dame, von welcher vorhin gesprochen wurde?"

„Kennen Sie dieselbe?"

„Aufrichtig gestanden," erwiederte Jener lachend, „nein! Der Vicomte ist verschwiegen und läßt sich nicht leicht in seine Karten blicken."

„So war also Ihre Andeutung blos —"

„Eine Kombination," fiel rasch der Rittmeister ein, „zu der mich einige Beobachtungen veranlaßten. Sie scheinen jedoch mehr zu wissen, Herr v. Raineck."

„Wenn ich auch etwas wüßte, die Diskretion gebietet mir Schweigen," war die Antwort, „so sagten Sie ja selbst."

„Pardon, es lag mir ferne, eine Indiskretion herbeiführen zu wollen."

Herr v. Lubomir konnte jedoch trotz der verbindlichen Form, in welcher er dies sagte, seine Verstimmung nicht ganz verbergen; er schwieg jetzt und bei der nächsten Ecke nahm er Abschied.

„Sie haben gehört," wandte sich der Rath an seinen Begleiter, als Lubomir außer Hörweite war, „dieser Mensch sprach von ‚Beobachtungen', die er gemacht haben will. Wenn Sie erfahren können, worin diese Beobachtungen bestehen, würde ich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet sein. Und nun leben Sie wohl, wenn es Ihre Zeit gestattet, besuchen Sie mich morgen Nachmittag in meinem Hause. Wir können dann Weiteres besprechen, für heute ist es zu spät. Gute Nacht!"

6.

In einer breiten Straße der Residenz steht zwischen vielstöckigen Zinshäusern eingeklemmt ein Haus, dessen Aeußeres durch seinen barocken Prunk auffällt. Der Zierrath an den Gesimsen, die krausen Schnörkel über dem Portal, welche einen Wappenschild mit phantastischen Emblemen umrahmen, der röthliche Firnißanstrich der Wände gefallen den Leuten, die in der Straße wohnen, kommt aber Einer vorüber, der Geschmack hat, so ärgert er sich über die Ungeheuerlichkeit dieser Architektur, welche das protzige Wesen eines reichen Barbaren aller Welt kundbar macht.

Dieses barocke Haus ist das Palais des Herrn Isidor Steiner des Aelteren, der jener Hochachtung sich erfreut, welche die Welt „einigen Millionen" zu zollen gewohnt ist. Innen herrschten natürlich auch eitel Pracht und Glanz, welche die Armen blendet, die Verständigen aber bedauern lassen, daß Unverständige reiche Mittel so sinnlos verschwenden dürfen.

In dem „Boudoir" — so nennt Herr Isidor Steiner der Aeltere seine Schreibstube — sitzt eine Dame in dem Schaukelstuhl dem Millionär gegenüber.

„Sie glauben also nicht, daß die Affaire uns sonderlich schaden wird?" fragte die Dame.

„Was soll sie uns schaden? Nichts wird sie uns schaden, wenn Sie, verehrte Gräfin, Ihre Schuldigkeit thun. Wir werden das Geschäft machen, wenn die Excellenz fest bleibt."

„Wenn das Eine nicht gelingt, so vielleicht doch das Andere.“

„Warum das Eine oder das Andere, warum nicht beides? Ist die Stadtbahn ein faules Projekt? Nein! Alle Welt will sie, nur gönnt Keiner dem Anderen, daß er bei dem Projekte etwas verdiene. Der Minister kann gegen unsere Vorschläge nichts sagen, sie sind nicht schlechter, als die der Anderen; für ihn kann es sich nur darum handeln, ob er sie besser — für sich finden will. Das ist nun Ihre Sache, liebe Gräfin, daß er dies findet.“

„Keine Sorge, lieber Steiner, ich halte ihn fest!“

„Und die Bank für Verwerthung der Elektrizität! Ist sie nicht zeitgemäß, nützlich, nothwendig? Alle Welt sagt: ja.“

„Frau v. Krajosewska ist begeistert für diese Idee,“ bemerkte die Dame. „Wäre es nicht angezeigt, diese Begeisterung noch etwas zu nähren? Sie wissen ja, der Schmuck —“

Isidor Steiner winkte lebhaft mit beiden Händen. „Nicht einen Groschen geb' ich voraus! Nicht einen Groschen! Kriegen wir die Konzession, kriegt sie den Schmuck.“

„Es ist doch schade, daß der Vicomte uns fehlt; Frau v. Krajosewska hegt sehr viel — Sympathien für ihn.“

„Um so besser! Mag sie dazu sehen, daß er wieder loskommt.“

„Sie wollen also auch jetzt noch mit ihm weiter operiren?“

„Warum soll ich nicht? Ist er nicht ein gescheidter und dabei ein ehrlicher Mann?“

Die Dame lachte hell auf. Erst sah Isidor Steiner sie verwundert an, dann lächelte auch er.

„Nun ja, ich will sagen, ehrlich gegen uns. Sie können mir es glauben, ich kenne ihn lange genug.“

„Ei, was Sie sagen? Sie kennen ihn von früher her, seine Vergangenheit! Erzählen Sie doch.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Soll er Ihnen selbst erzählen, wenn er will. Ich sage nur, er hat ehrlich gegen mich gehandelt. Ich habe ihn zu etwas gemacht, und er ist dankbar gewesen; nun werde auch ich dankbar gegen ihn sein.“

„Wenn es Ihnen Gewinn bringt! Nicht wahr?“

„Nun ja; ein gescheidter Mann bringt immer Gewinn in's Haus. Ich hab' ihm geholfen, er hat mir geholfen, und so werden wir es auch weiter halten.“

Ein Diener trat ein und bot auf einer riesigen silbernen Platte dem Herrn eine Karte dar.

„Wissen Sie, liebe Gräfin, wer heute noch von mir empfangen zu werden wünscht?“

„Wer ist's?“

„Der Herr Vicomte!“

„Er! Nicht möglich!“

„Ich lasse den Herrn Vicomte in mein Boudoir bitten,“ sagte Isidor Steiner mit voller Würde dem Diener.

Der Vicomte de Romano erschien. „Hier bin ich wieder!“ sagte er und küßte vorerst der Gräfin galant die Hand, dann reichte er dem Millionär zwei Fingerspitzen. „Ich fuhr geradewegs zu Ihnen, Frau Gräfin, dort sagte man mir, daß Sie einen Besuch gemacht hätten. Einen Besuch zu so später Stunde kann aber — so dachte ich — eine Gräfin Lorrain nur unserem Freunde Steiner abstatten, und siehe da, ich hatte richtig gerathen.“

„Wir sprachen gerade von Ihnen," bemerkte Steiner.

„Ei wirklich?" Der Vicomte machte eine spöttische Miene, was der Alte bei dem unsicheren Schein der Lampen nicht bemerkte.

„Wie kamen Sie denn los? Ich hatte wahrhaftig heute noch wenig Hoffnung, Sie wieder frei zu sehen," fragte die Gräfin.

„Ich dachte wahrlich auch nicht, daß es so schnell gehen würde. Ich danke es wohl Ihrem Einflusse, Frau Gräfin; gestatten Sie, daß ich die Hand, die meinen Kerker öffnete, küsse." Er neigte sich vor und flüsterte rasch ihr zu: „Sie haben also meinen Rath befolgt?"

Die Gräfin zuckte nur mit den Schultern, da Steiner sich vorbeugte, um zu hören, was da leise besprochen werden sollte.

„Wir sprachen soeben von Geschäften," sagte laut die Gräfin. „Unser Freund da meint, es stünde Alles gut. Ich hatte befürchtet, daß Ihre Affaire, lieber Vicomte, unsere Pläne ein wenig stören würde."

„Weshalb? Meine Person tritt ja bei diesen Geschäften nicht in den Vordergrund; es wissen nur Wenige, daß die Idee zu diesen Unternehmungen von mir stammt, daß ich sie anregte und die ersten Entwürfe machte. Ich bescheide mich ja mit der Aufgabe, sozusagen hinter den Coulissen diese Ideen weiter auszugestalten und ihre Durchführung zu fördern; an die Spitze solcher Unternehmungen müssen andere Leute treten."

„Sagt' ich's nicht, er ist ein gescheidter Mann?" murmelte Isidor Steiner.

Wieder erschien der Diener unter der Thüre und gab seinem Herrn ein Zeichen. Steiner stand auf, sprach leise mit dem Diener und wendete sich dann an die Besucher.

„Die Herrschaften müssen mich entschuldigen, meine Frau wünscht eine Audienz von mir.“ Er ging und die Beiden lächelten einander zu über das komische Wort.

Nun sind die Zwei allein.

„Was meinten Sie mit Ihrer Bemerkung, ob ich Ihren Rath befolgt hätte?“ fragte die Gräfin.

„Erinnern Sie sich nicht, daß ich Sie bat, Herrn v. Kaineck — jenen Landesgerichtsrath, der die Untersuchung gegen mich führte — an Ihren Siegeswagen zu fesseln?“

„Ach ja, Sie legten es mir damals dringend an's Herz, diesen Mann — wie ist er häßlich! — um jeden Preis zu gewinnen. Wußten Sie denn voraus, was kommen würde?“

„Vielleicht!“ erwiederte der Vicomte.

„Das glaube ich nicht!“ entgegnete sie bestimmt. „Sie mochten vielleicht gewärtig sein, daß man Sie verhafte, Sie konnten aber nicht wissen, daß gerade jener Rath Ihr Richter sein würde. Sie müssen also andere Gründe gehabt haben.“

Der Vicomte zögerte etwas, dann sagte er langsam: „Vielleicht.“

„Sie machen mich nervös mit Ihrem ‚Vielleicht‘. Was haben Sie mit diesem Herrn v. Kaineck vor? Weshalb soll ich dieses Ungeheuer, das furchtbar ungalant ist, umschmeicheln?“

„Sie haben ihn also doch schon gesehen?“

„Nun ja, heute! Ich war bei ihm, um für Ihre Freilassung zu sprechen."

„Wie benahm er sich gegen Sie?"

„Abscheulich! — Jetzt möchte ich aber meine Frage beantwortet wissen."

„Sie werden sich vielleicht doch entschließen, an dieses abscheuliche Ungeheuer Ihre Liebenswürdigkeit zu verschwenden, wenn ich Ihnen sage, daß dies ein besseres — Geschäft ist, als Bank und Stadtbahn zusammen, bei denen wir doch nur ein paar Prozente von dem gewinnen könnten, was unser Freund Steiner dabei verdienen wird. Ich sollte eigentlich sagen: ‚verdienen will', denn die ganze Sache ist immerhin unsicher genug, es sind mächtige Leute, die uns entgegenarbeiten."

„Lassen wir also Bank und Bahn bei Seite. Was ist es mit Herrn v. Raineck. Ich wüßte nicht, daß er reich sei —"

„Er weiß es auch nicht!"

„Sie gefallen sich darin, mir Räthsel aufzugeben. Ich bin nicht in der Laune, sie zu lösen."

„Warum wollen Sie mir nicht vertrauen, Frau Gräfin? Wenn ich sage, es ist gut für Sie —"

„Oder noch mehr für Sie," warf sie ein.

„Also für uns Beide, diesen Mann für uns zu kaufen um jeden Preis, sei er noch so hoch, so dürfen Sie glauben, daß es auch wirklich so ist. Die Zukunft wird es Ihnen lehren."

„Ich liebe es, in allen Dingen klar zu sehen, und Wechsel, auf die Zukunft ausgestellt, haben in meinen Augen wenig Werth. Sie fordern von mir blindes Ver-

trauen, verweigern aber mir das Ihre. Warum wollen Sie mir nicht sagen, welche Pläne Sie verfolgen? Ich habe ein Recht darauf, zu wissen, warum ich diesen Mann, wie Sie zu sagen belieben, kaufen soll. Zu einem willenlosen Werkzeuge gebe ich mich nicht her."

Der Vicomte strich sich den Bart. „Sie sollen es erfahren," antwortete er nach kurzem Bedenken.

Herr Steiner betrat wieder das Gemach. „Morgen werde ich Sie besuchen, Frau Gräfin," sagte leise noch der Vicomte, und wandte sich dann zu dem Millionär. „Jetzt müssen Sie mir berichten, was während meiner ‚Zurückgezogenheit' vorgegangen ist. Ich werde in den nächsten Tagen verreisen und möchte gerne unsere weiteren Dispositionen vorher besprechen."

(Fortsetzung folgt.)

Einmal glücklich.

Novelle

von

E. Merk.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Es war ein Sonntag im Winter. Die Mittagsglocken läuteten und auf dem Schloßplatz spielte die Militärmusik. Der hartgefrorene Boden knirschte unter jedem Tritt, aber die Sonne und der scharfblaue Himmel übten doch ihre erfreuende Wirkung auf die Gemüther; die Menschen gingen lebhaft, vergnügt an einander vorüber und schienen mit den Feiertagskleidern auch eine Feiertagslaune angezogen zu haben.

Den allerfröhlichsten Eindruck machte ein Ehepaar, das mit einem etwa fünfjährigen Knaben an der Seite, Arm in Arm zwischen den reifglitzernden Bäumen des Hofgartens dahinschritt. Die junge Frau trug ein graues Pelzmützchen auf dem braunen Haar, in dessen krausen Stirnlocken, wie Silberpuder, einige Schneeflocken schimmerten. Das Gesicht mit den runden Wangen und dem energisch gewölbten Kinn hatte die Kälte mit rosigem Hauch überzogen. Die lebhaften braunen Augen blickten

voll Liebe bald auf den stattlichen Mann an ihrer Seite, der plaudernd zu ihr herabsah, bald auf den hübschen blonden Knaben, der an ihrer Hand nach dem Takt der Musik hüpfte.

Sie waren keine reichen Leute; dafür waren sie aber so wenig blasirt und anspruchsvoll, daß ihnen der Gipfel ihrer Wünsche erreicht schien, seitdem der junge Mann vor etlichen Monaten als zweiter Staatsanwalt in die Hauptstadt versetzt worden war. Sie mußten sich auch während der Woche redlich plagen, er, um den Pflichten seines Berufes zu genügen, sie, um ihr kleines neues Heim immer behaglicher herzurichten und den Kleinen und sich selbst so zierlich herauszuputzen, wie ihr Gatte es gerne sah.

Dafür genossen sie aber ihre Sonntage mit einem wahren Kindervergnügen. Er freute sich noch wie in den Bräutigamstagen, wenn ein bewundernder Blick die schlanke Gestalt an seinem Arme streifte. „Meine Julie ist doch die lustigste, tüchtigste und hübscheste aller Frauen," dachte er und es überkam ihn in dem hellen, winterlichen Lichte, bei den heiteren Musikklängen, in dem Menschentreiben ein wahrer Rausch des Glücks und der Lebensfreude. Julie theilte diese selige Stimmung. Sie war so froh, daß sie nicht mehr in dem kleinen Städtchen, an dem Dutzend allzu bekannter Gesichter vorüber, über den langweiligen Kirchplatz gehen mußte; so froh, daß ihr Gatte nun mitten in dem breiteren, modernen Leben seinen Platz gefunden hatte.

Wie Niobe hätte sie die Arme zum Himmel heben und den Göttern zurufen mögen: „Seht! Ich bin ein glückliches Weib!" —

„Ach Mama, bitte, noch nicht nach Hause!“ schmeichelte der kleine Albert. „Die Musik spielt so schön; ich will tanzen!“

„Magst Du noch ein wenig auf und ab gehen, Wilhelm?“ frug die junge Frau.

„Gerne, Schatz,“ sagte er.

Ein Schicksal hängt zuweilen an der Laune eines Augenblicks, an der flüchtigen Fügung des Zufalls.

Sie waren noch nicht lange hinter dem drollig hüpfenden Knaben hergewandelt, als ein Bekannter des Staatsanwalts ihnen entgegenkam. Ein sehr großer junger Mann mit einer Athletengestalt, die eine gerade, freie Haltung noch mehr zur Geltung brachte, mit einem hübschen, blonden Kopf und kecken blauen Augen. Wilhelm kannte ihn von der Schule, in welcher sie neben einander gesessen und sich geprügelt und geliebt hatten. Sie waren später noch öfters zusammen getroffen, nannten sich „Du“ und verkehrten auf kameradschaftlichem Fuße mit einander, obwohl ihre Wege weit getrennt lagen.

Während Wilhelm als pflichttreuer Beamter und braver Ehemann sein Glück gefunden hatte, lebte sein ehemaliger Schulgenosse das flotte, abenteuerliche Dasein eines reichen Nichtsthuers. Man erzählte sich die merkwürdigsten Geschichten über seinen Leichtsinn, sein tolles Gebahren, vor Allem über sein vielseitiges Glück bei den Frauen. Er sollte sogar vor den Augen einer Prinzessin Gnade gefunden haben. Eine Zeit lang war er Lieutenant bei den Kürassieren gewesen, hatte jedoch durch einen Sturz vom Pferde, bei einem Offiziersrennen, eine Steifheit des

linken Armes davongetragen, die kaum bemerkbar war, ihm aber den tauglichsten Vorwand gab, mit der Uniform den letzten Zwang abzuwerfen und voll und ganz die Freiheit zu genießen, die ihm seine Mittel gestatteten.

Wilhelm wollte mit einem: „Grüß Gott, wie geht's?" an ihm vorüber. Lieutenant Rueda aber streckte ihm die Hand entgegen und rief: „Nein, Felsen, diesmal entgehst Du mir nicht! Diesmal will ich endlich das Vergnügen haben, Deiner Frau vorgestellt zu werden."

Julie war als gute und glückliche Ehegattin schon grundsätzlich eine Gegnerin des leichtsinnigen Lebemannes, den sie bisher nur dem Namen nach kannte, und hatte sich stets mit Entrüstung über dessen flottes Leben geäußert. Doch als sie nun zum ersten Male diesen übermüthigen, lachenden Männeraugen gegenüberstand, da freute sie sich doch, daß dieselben deutlich genug Ueberraschung und Bewunderung ausdrückten. Der Frauenliebling war ja auch ein Frauenkenner, und es schmeichelte ihr, daß seine Blicke und seine Worte ihr Anerkennung zollten. Im Herzen war sie ja von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er trotz seines Reichthums alle Ursache habe, ihren Wilhelm zu beneiden.

„Da fällt mir eben ein," rief Lieutenant Rueda, als man sich nach kurzer Vorstellung anschickte, wieder auseinander zu gehen, „ich wollte Dir für heute schon schreiben, Felsen! Aber Du weißt, daß ich schon in der Schule nie dazu kam, das zu thun, was ich eigentlich wollte. Ich gebe nämlich diesen Nachmittag und Abend

ein kleines Fest auf meiner Villa am Tegernsee: Schlittenfahrt, Eisschießen, Schlittschuhlaufen, Musik, Beleuchtung — Alles nach Lust und Laune. Bitte, gnädige Frau, reden Sie doch Ihrem Manne zu, daß er mir den Rest des Tages schenkt," wendete er sich an Julie. „Es ist natürlich nur unter uns Herren!" fügte er mit einem Aufblitzen der Augen hinzu.

„O, und wenn auch Damen kämen, ich bin nicht eifersüchtig!" protestirte die junge Frau eifrig. „Wilhelm hat nichts vor für heute, so viel ich weiß."

Sie sprach vollständig gegen ihre Empfindung; wäre sie ehrlich gewesen, sie hätte ausgerufen: „Mein Herr! die Sonntage meines Wilhelm gehören mir, mir ganz allein!" Aber sie wollte gerade diesem Manne um keinen Preis Gelegenheit zu einem Witz über das „Pantoffelthum" der Ehe geben.

„Ich dachte eigentlich heute Nachmittag im Bureau nachzusehen," sagte Wilhelm, schwankend, ob er die Einladung annehmen oder ablehnen sollte. Es war ihm im Grunde gar nicht um das Fest zu thun; aber auch er hatte eine gewisse Scheu vor Rueda und wollte sich nicht gern von ihm „Philister" nennen hören.

„Ach was, Bureau!" rief dieser. „Deine Sonntage hast Du dem Staat nicht verkauft. Dagegen erhebe ich schon aus Grundsatz Einspruch, um der freien Menschenrechte willen! Morgen kannst Du mit dem ersten Zug heimfahren und bist dann frühzeitig genug wieder in der Stadt. Deine liebenswürdige Frau Gemahlin gibt Dir Urlaub! Es ist also abgemacht! Ich erwarte Dich um

halb zwei Uhr am Bahnhof! Es wird Dich gewiß nicht gereuen! Solch' ein Wintertag ist entzückend draußen! Und nun adieu! Guten Morgen, gnädige Frau!"

Die Städter, welche sich die Dörfchen draußen in den Bergen in tiefen Winterschlaf versunken vorgestellt hatten, waren erstaunt, hier fast mehr reges, lebendiges Treiben als im Sommer anzutreffen. Schlitten sausten schellenklingelnd an ihnen vorüber; auf der hartgefrorenen Seefläche war bunte Bewegung spielender Kinder, schlittschuhlaufender Jugend; Gruppen von Zuschauern hatten sich an den Ufern versammelt, und lautes Lachen, Rufen, Jodeln klang hinaus in die weite, weiße Landschaft. Erst hinter dem grünen Kirchthurm, der aus den Schneefeldern aufragte, hinter den kleinen Häusern, aus denen der Rauch kerzengerade in die blaue Luft wirbelte, begann das feierliche, ernste, schweigsame Reich des Winters.

Die Villa „Waldlust" umfing die Gäste mit dem Behagen wohlerwärmter Räume; es war für Alles gesorgt, was die gute Laune fördert, und bald durchwehte das Haus jene übermüthige Stimmung, die sich nur entwickelt, wenn die Herren ganz unter sich sind und nicht die Nähe weiblicher Wesen ihnen Schranken auferlegt.

Man fuhr im Schlitten nach einem einsam im todtenstillen Wald gelegenen Försterhaus, und saß zusammen um den Kachelofen. Anekdoten wurden erzählt. Wenn das Lachen verstummte, hörte man draußen den Schrei eines Wildes oder das düstere Rauschen des Bergwindes in den schneebeladenen Tannen.

Das Sonnenlicht war erloschen, als man zurückfuhr; düster und ernst lag nun die Landschaft; der Witz erfror in der eisigen Luft, die prickelnd um Ohren und Wangen wehte. Um so erheiternder wirkten die hellbeleuchteten Zimmer der Villa, die festlich gedeckten Tische im Speisezimmer, und immer geläufiger wurden die Zungen, immer schärfer gewürzt die Erzählungen und Bonmots, als der Champagner in den Gläsern und den Köpfen sprühte.

Allmählig ward es so heiß in dem Gemach, daß der Hausherr die Balkonthür aufstieß. Am Himmel draußen blitzten und funkelten die Sterne.

„Eine Idee!“ rief er. „Wir wollen noch eine Stunde schlittschuhlaufen! Jetzt muß es herrlich sein auf dem See!“

„Bravo, bravo! Eminenter Einfall!“ klang's ihm von einem Tisch her entgegen, und die Jüngeren der Gesellschaft erhoben sich.

„Es ist ja stockfinster draußen!“ brummten Andere, die sich nicht gerne von ihrem Weinglase trennten.

„Wir nehmen Fackeln mit! — Fritz!“ wendete Erwin Rueda sich an seinen Diener. „Man soll einige Bauernburschen aus dem nächsten Gasthause holen, damit sie mit uns gehen und leuchten! Auch die Musik kommt mit an's Seeufer! Wer Lust hat, sucht nach Schlittschuhen! Die Anderen aber sollen sich im Kneipen nicht irre machen lassen! — Felsen, Du stimmst für meinen Plan? Das ist hübsch von Dir!“

Felsen, den am nächsten Morgen wieder die Arbeit rief, liebte es nicht, sich durch langes Sitzen im Tabaks-

qualm einen schweren Kopf zu holen; er folgte daher nicht ungern dem Rufe des Freundes.

Sobald er aber draußen war, die Schlittschuhe an den Füßen fühlte, packte ihn der volle Zauber der Winternacht. Der Städter steht so selten der großen, gewaltigen Einsamkeit der Natur gegenüber. Wie kleinlich erschienen die Lichtchen in den Häusern, erschien der röthliche Schimmer, den die Fackeln auf den Schnee warfen, gegen den hohen, leuchtenden Himmel, gegen die Riesenschatten, die sich geheimnißvoll um die Fläche lagerten. Wilhelm war's, als habe er sich statt der Stahlschienen Flügel an die Füße geschnallt; mit einer Begeisterung, die er lange nicht mehr empfunden, sauste er fort von dem Ufer, den Anderen voraus, in das Dunkel hinein, in das düstere Schweigen. Der See dröhnte und stöhnte; wie ferner Lawinendonner grollte es in den Tiefen; denn das gefangene Wasser kämpft und ringt wider die Last, die das Eis ihm aufbürdet. Aber gerade das Grauen, das den schwarzen See umfing, übte einen dämonischen Reiz auf den jungen Mann. Es lockte ihn fort von den Musikklängen, immer weiter hinaus auf die blanke Fläche, in der sich die Sterne spiegelten, so gleißend, so märchenhaft, als könne man sie hier einmal in der Nähe schauen, als erzählten sie ihr ewiges Räthsel den festgebannten Wassern.

Er hielt inne und lauschte.

Da schauderte ihm vor dieser Stille, vor dieser starren, winterlichen Bergwelt, in der sein eigenes Dasein so zusammengedrückt wurde in ein verschwindendes Nichts.

Heimweh überkam ihn nach seinem Weib, das nun wohl lange im Schlummer lag, nach seinem Knaben, den er in seinem Bettchen ruhen sah mit trotzigem Mündchen und schlafheißen Wangen, Heimweh nach seinem Glück! Wie klein auch der Mensch erschien inmitten dieser düsteren, großen Natur, sein kleines Herz hat doch Raum für eine Fülle der Seligkeit!

Jubelnde Dankbarkeit für sein Loos erfüllte ihn ganz, wie er nun sich wendete, dem Fackelscheine, den Freunden zu. —

Am Ufer spielte die Musik. Erwin hatte es vielleicht bereut, daß er die Gesellschaft fortgerissen hatte aus dem lustigen Speisezimmer, denn die Gefährten waren schweigsam und nüchtern geworden. So mußte er selbst um so toller sein. Mit seiner mächtigen Stimme sang er den Refrain eines Gassenhauers mit, den die Musikanten spielten und den das Echo der Berge wie höhnend wiederholte.

Dann ward es eine Weile still, und in dieser Stille hörte man plötzlich einen klagenden Ruf. Was war's? Der Schrei eines Raubvogels oder eines hungernden Hirsches? Oder der Hilferuf eines Menschen?

Nun noch einmal, deutlicher!

„Ein Mensch! Ein Mensch in Gefahr!" schrie Erwin. „Mir nach! Dorthin! — Die Musik soll schweigen! — Rasch! Vorwärts!" —

„Was gibt's? Was ist geschehen?" frugen die entfernter Stehenden. Die Bauernburschen schüttelten gleichmüthig die Köpfe. Sie hatten nichts gehört. Erwin aber wendete sich nicht mehr um. In mächtigen Sätzen flog

seine hohe Gestalt über das Eis. Wie rasch die Uebrigen ihm auch nacheilten und, von seinen erregten Worten beunruhigt, alle Kräfte daran setzten, die gleiche Richtung mit ihm einzuschlagen, er blieb Allen voraus und war bald in dem Nachtdunkel verschwunden.

„Gnädiger Herr! Halt! Halt!" klang ihm nun eine entsetzte, mahnende Stimme nach. „Nicht nach rechts! Dort ist der Bach! Das Eis trägt dort nicht!"

„Von dorther kam der Hilferuf! Wir müssen in die Nähe und schnell!" schrie er zurück. Dann hörten die Freunde nichts mehr, als das Krachen und Klirren der Fläche und das Grollen in der Tiefe. Der Lichtschein, der auf ihren Weg fiel, machte die Dunkelheit vor ihnen und um sie herum nur noch tiefer, undurchdringlicher. Die Meisten waren stehen geblieben und lauschten, von Bangen erfüllt.

„Es sind Alle da! Wer soll fehlen? Es ist Täuschung!" versicherten die Einen, die zum Rückzug drängten.

„Zurück, Rueda!" schrien sie. Der finstere See war ihnen unheimlich geworden.

Erwin antwortete nicht gleich. Sein Fuß war an eine Scholle gestoßen — eine offene, breite Spalte zog sich hier durch das Eis; ein Schritt noch, und er war verloren. Mit voller Kraft warf er sich zurück.

Am Ufer war ein immer lauteres Gemurmel entstanden. „Einer fehlt! Felsen! Wo ist Felsen?"

Dazwischen klang nun wieder Erwin's erregte Stimme: „Man kann hier nicht hinüber! Weiter nach links! Aber nur vorwärts! Eilt!"

Prüfender, vorsichtiger bewegte er sich weiter in dem Dunkel, sich vorwärts beugend, lauschend auf jeden Laut. „Wer rief? Gebt Antwort!“

Es blieb todtenstill.

Der Name des Freundes war nun auch ihm an das Ohr gedrungen. „Felsen! Felsen!“ schreit er aus voller Brust hinaus in die schweigende Nacht.

Nur das Echo antwortet.

Die Fackeln sind nun herangekommen, und auf Rueda's Geheiß fällt ihr Schimmer in weitem Umkreis auf die Fläche. Nichts regt sich im offenen Wasser, keine Stimme antwortet. Kein Seufzen dringt an das Ohr, ringsum tiefes, düsteres Schweigen. Nur die Wellen des Baches, der hier mündet, rauschen schwerfällig an's Ufer. Eine Weile lauscht Alles athemlos, dann reißt Erwin einem der Bauern die Fackel aus der Hand und schleudert sie hinaus in das Dunkel, auf die gefahrvolle Stelle, wo das Eis nicht trägt. Ein Meer von Funken stiebt umher, und dann beleuchtet die Flamme eine öde, leere Fläche, auf der sich deutlich eine Schlittschuhspur hinzieht.

Man sieht's in bangem Schweigen.

„Hier sind schon Dreie ertrunken!“ sagt einer der Bauern. „Der ist verloren.“

Rueda wagt sich noch einmal vor. Er läßt sich den Strick um den Leib binden, nimmt einen der langen Stöcke, die man herbeigeholt, in die Hand und gleitet trotz aller Mahnung der letzten Spur des Versunkenen nach. Aber die Fackel erlischt; stumm und finster gähnt ihm die Nacht entgegen.

„Seien Sie vernünftig, Rueda!“ ruft einer der Herren, ein Arzt. „Er war erhitzt, vom Wein, von der Bewegung. Als er in's Wasser fiel, hat ihn ein Herzschlag getroffen, sofort wohl! Wollen Sie Ihr Leben Preis geben für einen Todten!“

— — — — — — — — — — — —

Es war eine düstere Heimkehr. Keiner sprach ein Wort. Die Fackeln leuchteten und qualmten so düster, wie bei einem Leichenzug.

Entsetzt sprangen die Festgenossen, die noch mit erhitzten Köpfen an der Tafel saßen, auf; Ernüchterung kam über sie, als sie in das Gesicht ihres Wirthes blickten. Seine Augen glitten über einen zurückgeschobenen Sessel, auf dem noch die Serviette lag, über ein halbgeleertes Glas — der vor einer Stunde hier gesessen, lachte nun niemals wieder; die eisigen Wasser flutheten über sein junges Haupt. Es blieb still in dem Saal; man erzählte nur flüsternd, was geschehen. Der Hauch des Todes wehte durch den Raum.

„Im Grunde ist es ein beneidenswerthes Ende,“ sagte endlich einer der intimsten Freunde Erwin's. „Mitten im Vergnügen, rasch, ohne Krankheit.“

„Für Unsereinen, ja!“ gab Erwin zurück. „Da könnte man wohl sagen: das Lustspiel ist aus! Aber der arme Kerl hatte Weib und Kind! So beginnt erst die Tragödie!“

„Die Unglückliche! Wie soll sie es erfahren? Wollen Sie telegraphiren, Rueda?“ frug der Arzt.

„Nein! Gönnen wir ihr noch diese eine Nacht! Morgen — dann sage ich es ihr selbst!“

2.

Erwin hatte im französischen Feldzuge, den er als einer der jüngsten Lieutenants mitgemacht, einmal Quartier bei einer Wittwe bekommen, der drei Söhne im Kriege gefallen waren. An die Augen dieser Frau mußte er denken, als er am frühen Morgen die Treppe zu Felsen's Wohnung emporstieg. Das erste Mal kam er in das Heim des Freundes — mit dieser Nachricht auf der Seele.

Wahrlich, leichteren Herzens hatte er das Haus jener haßerfüllten Französin betreten. Heute war es ihm, als müsse er eine Selbstanklage sprechen vor der Frau, die seit Stunden Wittwe war, ohne es zu ahnen.

Wie sieghaft ihn diese schönen braunen Augen gestern nach angefunkelt hatten, denen er nun Thränen brachte — unversiegbare Thränen!

Er zögerte, ehe er klingelte.

„Geh'," rief er sich selbst zu in seinem gewohnten, kühlen Egoismus. „Sei ein Mann. Es genügt nicht, vor der Gefahr nicht zu zittern, auch moralischen Muth muß der Mensch besitzen! — Vorwärts!"

Er schüttelte die Beklommenheit ab und zog die Glocke.

Eine kleine Weile mußte er warten in dem noch ungeheizten, ganz neu möblirten Besuchszimmer. Dann kam Julie herein, im Morgenanzug und grüßte ihn, ein wenig überrascht, mit zurückhaltender Höflichkeit.

„Sie haben mir wohl etwas auszurichten von mei—"

Nun erst blickte sie auf, sah in sein Gesicht und brach erschreckt ab. „Was ist mit Wilhelm?“ schrie sie auf. „Warum starren Sie mich so an? Es ist etwas geschehen!“

Er nickte. Er hatte sich die Worte zurechtgelegt gehabt, aber er fand sie nicht mehr, wie nun diese angstvollen Augen auf seinen Mund blickten.

„Um Gottes willen, was — was ist ihm? Er ist krank? — So reden Sie doch! Nein! Sagen Sie es mir nicht, wenn es etwas Schlimmes ist! Ich kann es nicht hören! — O Gott, warum ging er fort von mir? — Sie schweigen! Es ist also so furchtbar, daß Sie es nicht sagen können!“

Er suchte ihre Hände zu fassen und sie sanft auf einen Stuhl zu ziehen.

„Sehen Sie mich nicht so mitleidig an! Dieses Mitleid von Ihnen — es sagt ja das Schrecklichste, das Unausdenkbare! — Aber nein, nein! Das kann nicht sein! Nein, das ist nicht möglich! Nicht wahr, todt ist Wilhelm nicht? Alles, nur nicht todt — nicht todt!“

Er nickte nicht; er sagte nichts. Er sah starr und blaß vor sich nieder. Aber sie las die Wahrheit von seinem Gesichte.

Ein markerschütternder Schrei klang durch das Gemach.

Eine im Hause anwesende Cousine der jungen Frau kam bestürzt herein, nach ihr das Kind, die Magd.

„Mama, was hast Du denn? Will der fremde Mann Dir etwas thun?“ frug der kleine Albert.

Den flotten, frivolen Erwin packte die Rührung, wie

er das Kind nun bei der Hand faßte und ihm zuflüsterte, hinauszugehen und ganz, ganz still zu bleiben — die Mama sei krank.

Das Kind gehorchte und schlich fort, aber Erwin konnte noch immer nicht sprechen, der Hals war ihm wie zugeschnürt. Er zog die Cousine, ein blasses, schüchternes Mädchen, in das Nebenzimmer und berichtete flüsternd, was geschehen sei, wie er sich selbst verwünschen möchte über die Laune einer nächtlichen Seefahrt, bei welcher sein Freund sich allerdings so weit von den Uebrigen entfernt habe, daß alle Rettungsversuche zu spät gekommen waren.

„Am frühen Morgen haben wir seine Leiche gefunden. Ich habe sie hierher bringen lassen nach der Stadt!" fügte er leise hinzu. „Ueberlassen Sie mir alle traurigen Besorgungen und Gänge, die dieser Fall erheischt — aber bitte, theilen Sie an meiner Stelle der armen Frau die furchtbare Wahrheit mit — ich kann vor ihren Augen kein Wort über die Lippen bringen."

Er stand unbeweglich, in die Fensternische gedrückt, während das Mädchen schluchzend hinausging; er hörte nebenan ein von Thränen unterbrochenes Flüstern, ein Stöhnen und Aufschreien und dann eine herzergreifende, immer wiederholte Klage: „Todt! Todt! Todt!"

Er hätte fliehen mögen bis an das Ende der Welt vor dieser Jammerscene, die so wenig in sein lachendes Leben stimmte; es schauderte ihm bei dem Gedanken, vor der unglückseligen Frau ein paar schale Trostesworte stammeln zu müssen, und doch hatte ihn all' seine sonstige

Gewandtheit, sich peinlichen Lagen zu entziehen, verlassen vor diesem tragischen Schmerz: er fühlte sich wie festgebannt an die Stelle.

Eine geraume Weile blieb er so stummer Zeuge, wie dicht in seiner Nähe ein junges Geschöpf das schlimmste Weh erlitt, welches ein Frauenherz zermartern kann. Er mußte sich erst besinnen, daß er Pflichten zu erfüllen habe für den todten Freund, daß es Zeit für ihn sei, zu gehen.

Mit leisen Schritten wollte er an Julie vorüber; er schämte sich seiner Gegenwart. Sie war allein, lag auf einem Stuhl, vornüber gebeugt, die Arme krampfhaft an sich gedrückt, und starrte mit großen, heißen, thränenlosen Augen vor sich hin. Das Morgenhäubchen war ihr zu Boden geglitten und das braune Haar floß ihr verwirrt um das blasse Gesicht, über die Schultern. Wider seinen Willen schoß ihm der Gedanke heiß durch den Kopf, wie schön die Frau seines Freundes sei.

Plötzlich sah sie auf zu ihm. Nun konnte er sich nicht mehr stumm entfernen.

Er trat auf sie zu und sagte sanft und leise: „O meine liebe, arme, gnädige Frau. Wenn ich nur Worte fände, um Ihnen meine Theilnahme, meine Ergriffenheit, meine Freundschaft auszudrücken."

Er wollte ihre Hand fassen; aber sie entzog sie ihm heftig.

„Freundschaft von Ihnen!" schrie sie auf, indem sie die Haare zurückschüttelte und ihn mit irren Augen anfunkelte. „Haben Sie sich nicht auch seinen Freund genannt? Ihm zum Fluche! Mir zum Fluche! —

Ja, Sie! — Sie haben ihn mir genommen!“ fuhr sie fort mit leidenschaftlich zitternden Lippen. „Warum kreuzten Sie unsere Wege? Warum rissen Sie meinen Wilhelm von mir fort! Er war ein guter Mensch — was sollte er bei Ihnen? Er bedurfte Ihrer Feste nicht, glauben Sie es mir! Er hatte mehr als Feste — er hatte Glück! — Aber das wußten Sie nicht, das können Sie nicht verstehen! Aus Uebermuth, aus Hohn auf sein Eheglück haben Sie ihn um Mitternacht fortgelockt auf den See! Er hätte an Weib und Kind gedacht! Er durfte nicht tollkühn und verwegen sein; er wußte, daß um ihn ein Herz brechen würde. Aber den flotten Freunden, die kein Weib besitzen und kein Glück zu verlieren haben, ist das Leben freilich nur ein frivoler Witz! Sie werden nicht geliebt! Kein Auge weinte um Sie eine Thräne! Und Sie höhnten und spotteten wohl über Wilhelm's Last von Liebe und Treue so lange, bis er Ihnen folgte! Der Unselige! Ueber ihrem Lachen haben diese guten Freunde seinen letzten Schrei nicht gehört! Haben ihn allein, hilflos verderben lassen! Ah!“

Mit einem schrillen, erstickenden Ton brach sie ab und preßte die Hände vor das Gesicht, während ihre Gestalt zuckte und bebte und die gelösten Haare über ihrem Nacken erzitterten. Der wilde Rueda, der sonst den Kopf so stolz zu tragen pflegte, er stand stumm und demüthig vor diesem Frauenzorn und ließ sich die bitteren Vorwürfe in's Gesicht schleudern, ohne Erwiederung.

„Wenn Sie einmal ruhiger geworden, gnädige Frau,“ sagte er endlich sanft und leise, „dann werden Sie viel-

leicht einsehen, daß nicht alle Ihre Anklagen gerecht und verdient waren. Unter dem unseligen Verhängniß, das mich in Ihr Leben geführt hat wie einen Zerstörer, leide ich tiefer, schwerer, als ich zu sagen vermag!“

Sie regte sich nicht und er verließ das Gemach.

Wie er nun durch die alten Straßen schritt, die Menschen ihn grüßten, die Bekannten ihm zulachten wie sonst, da mußte er sich erst besinnen, daß ein einziger Tag vergangen war, seit er so vergnügt dem Sonntagstreiben zugesehen hatte.

Er dachte nach, um Menschen zu finden, die er in seiner jetzigen Stimmung hätte aufsuchen mögen; seinen ganzen Bekanntenkreis ließ er an sich vorüber ziehen und fand keine Seele, zu der es ihn heute hinzog. Doch ja, ein junges, ernstes Mädchengesicht tauchte vor ihm auf, das einzige unschuldige weibliche Wesen, das er kannte. Sie würde ihm theilnahmsvoll zuhören, auch wenn er traurig und verstimmt war. Aber wenn sich das vornehme, stille Heim, dem sie angehörte, wie durch ein Wunder für den wilden Sünder nicht ganz verschlossen hatte, so blieb es ihm doch nur in der hergebrachten Besuchszeit zugänglich.

So irrte er, nachdem die Beerdigungsangelegenheiten geordnet waren, einsam durch die stillsten Gassen; er mochte keinem der Freunde begegnen; es graute ihm auch vor seiner Wohnung. Der Winterwind klang ihm melancholisch und schaurig.

Der Schmerzensschrei aus einem Frauenmunde hatte ihn so tief verwandelt. —

Aber auch der unabhängigste Mann ist nicht völlig frei; für ihn wird die Gesellschaft, in der er lebt, zum Zwang, und die Gesellschaft verfährt nach der Schablone. Hätte Erwin für irgend einen gleichgiltigen Verwandten den Flor am Hute getragen, man würde wohl seine Trauer geehrt und ihn eine Weile allein gelassen haben. Nach dem Freund, den er verloren, nach seiner Stimmung frugen weder seine lustigen Männer-Bekannten, noch die schönen Frauen, die ihn zu ihren Festen einluden, und er hätte leichter gegen einen Strom schwimmen, als sich von dem Vergnügungstaumel frei machen können, der in den Karnevalswochen durch die Stadt wogte.

Er fand keine Frohlaune mehr, wie sonst; aber er brauchte und suchte Betäubung für die Oede, die ihn mit einem Male aus seinem Leben anfröstelte.

So kam's, daß Julie, die in der frühsten Morgenstunde, während der Knabe noch schlief, ihren Jammer hinausgetragen hatte auf den Friedhof, einmal bei der Heimkehr Erwin Rueda mit überwachtem Gesicht aus einem hellerleuchteten Kaffeehause treten sah. Er führte zwei maskirte Damen am Arm, die lebhaft in ihn hineinschwätzten und ihre bunten Seidenschleppen über die morgenfeuchten Wegsteine schleiften. Sie sahen abstoßend aus in dem fahlen Morgengrau, und Julie stieg ein unsäglicher Ekel im Herzen auf. Sie wußte nicht, in welch' bitterer Ernüchterung Erwin die lachenden Mädchen, die sich ihm an den Arm gehängt hatten, nach dem nächsten Wagen führte; sie fühlte nur den schneidenden Gegensatz zwischen diesem frivolen Bilde und dem ernsten Grabhügel,

von dem sie kam, und der Haß, die Verachtung für Rueda erschienen ihr mehr als je wie eine Pflicht gegen ihren todten Gatten.

Nur der Gedanke an Erwin konnte sie aus der Gleichgiltigkeit emporreißen, in die sie versunken war, nur jenes zürnende Gefühl das Leben in ihr wecken, das ganz in ihr erstorben schien. Gleichgiltig hatte sie es mit angehört, als der Onkel ihres Gatten, den sie gebeten, die Vormundschaft über ihren Knaben zu übernehmen, ihr die mißliche Lage schilderte, in welcher sie zurückblieb, ohne Vermögen, durch die kleine Pension, die sie beanspruchen durfte, kaum vor dem Verhungern geschützt. Gleichgiltig hörte sie seine Versicherungen mit an, wie gerne er für sie sorgen würde, wenn er nicht selbst durch eine zahlreiche Familie schwer belastet wäre; gehorsam fügte sie sich in die Einschränkungen, die er auferlegte; nur wenn er ihr zögernd von der Nothwendigkeit eines Erwerbes sprach, sah sie ihn mit starren Augen an; sie begriff es noch nicht, daß sie sich nun mühen sollte um ein Leben, das ihr nicht mehr des lebens werth schien.

Eines Tages aber kam der Onkel mit ganz erregter Miene in das traurige Heim.

Nun sei sie wenigstens der Sorge für ihr Kind enthoben, sagte er. Lieutenant Rueda habe ihm einen Besuch gemacht und ihm versichert, es sei seine Pflicht, für das Kind des Freundes zu sorgen, welcher als sein Gast zu Grunde gegangen sei. Er wolle das dem Anscheine nach in der vornehmsten Weise thun.

Der Vormund berichtete die neue Wendung der Dinge

mit sichtlicher Befreiung von schwerer Sorge und erschrak, mit welcher Heftigkeit die sonst so gelassene junge Wittwe auffuhr.

„Onkel, Onkel! Und Du hast ihm sein Almosen nicht vor die Füße geworfen?“ rief sie mit glühenden Augen. „Er für mein Kind sorgen! Nimmermehr! Lieber will ich mir die Hände blutig arbeiten, als diese Schmach erdulden! Ich sehe ja ein, daß ich nicht mehr vor mich hinbrüten und die Arme in den Schoß legen darf. — Verschaffe mir einen Verdienst, eine Stellung — Alles, Alles will ich thun, nur nicht diesem Menschen danken müssen!“

Sie war so außer sich, daß der mitleidsvolle Mann sie nicht durch einen Widerspruch oder eine Vertheidigung Rueda's noch mehr erregen wollte, sondern es für klüger fand, zu schweigen und nach seiner ruhigeren Einsicht zu handeln. Er versprach, sich nach besten Kräften für sie umzuthun, und es waren auch nur wenige Wochen vergangen, als er ihr mittheilen konnte, seine Erkundigungen seien von dem besten Erfolg gelohnt worden. Er wisse eine Stellung für sie in einer vornehmen, adeligen Familie, die aus Vater, Tochter und einem Söhnchen bestehe, in welcher sie an Stelle der vor etlichen Jahren verstorbenen Herrin die Oberaufsicht über das Hauswesen zu übernehmen und zugleich dem erwachsenen jungen Mädchen Gesellschafterin und Begleiterin zu werden hätte.

Julie hörte mit dem ergebenen hoffnungslosen Ausdrucke, der nun stets auf ihren Zügen lag, die Nachricht an.

„Und mein Kind muß ich fremden Händen überlassen?“ frug sie dumpf.

„Nein, nicht doch!“ entgegnete rasch der Vormund. „Darin liegt ja eben die günstige Wendung. Der kleine Baron soll im Haus unterrichtet werden; um seinen Ehrgeiz zu spornen, wünscht man ihm aber einen Lerngenossen zu geben; es trifft sich also vorzüglich. Du kannst den kleinen Albert mit Dir nehmen, ihn immer um Dich sehen.“

Julie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Die Sache wird irgend einen dunklen Punkt haben,“ sagte sie mit der Bitterkeit, die schwer geprüften Menschen eigen ist, „und Du verschweigst mir etwas, Onkel. Es klingt unwahrscheinlich, daß vornehme Leute sich ein fremdes Kind in das Haus nehmen. Doch ich werde um die Stellung nachsuchen, gewiß! Ich habe ja keine Wahl!

Es war ihr zu Muthe, als sei diese Gestalt in den schlichten Trauerkleidern, die so scheu durch die Straßen ging, die nun, halb bittend, an fremder Thüre klopfte, nur der Schatten ihres einstigen, frohen, eitlen Selbst. Aber all' die Beklemmung und Niedergeschlagenheit, mit welcher sie das adelige Haus betreten hatte und die kühle, stille Steintreppe emporgestiegen war, wichen vor dem süßen Gesicht und der holden Stimme, die sie gleich in dem Vorzimmer begrüßten.

Eine zarte Blondine von hoher, biegsamer, fast allzu schlanker Gestalt, mit feinen, etwas farblosen Zügen und tiefen, schwärmerischen Augen, um welche leichte Schatten lagen, trat ihr entgegen.

„Ich habe Sie erwartet und so, gerade so hatte ich mir Ihr Gesicht vorgestellt," sagte sie, die junge Frau neben sich auf das Sopha ziehend. „Ich habe ja so viel über Sie und über Ihr Schicksal gehört, von — von Ihrem Onkel." Ein leises Roth stieg ihr bei den letzten Worten in die Wangen; dann fügte sie mit dem gewinnendsten Lächeln hinzu: „Ich möchte so gerne, daß Sie sich bei uns wohl fühlen würden. Nicht wahr, ich darf Sie gleich Frau Julie nennen, und ich heiße für Sie Mathilde, nicht Fräulein v. Laurenberg; das klingt so förmlich, und wir wollen uns ja doch recht rasch befreunden. Sie sollen mir ja auch solche Last abnehmen, liebe Frau Julie, wenn Sie künftig die Schlüssel führen, und ich nicht mehr mit den Dienstboten zanken muß, die mich doch niemals fürchten wollen, wie mein Vater behauptet. Ich versichere Ihnen, ich habe mich gerade so ungeduldig auf Sie gefreut, wie mein kleiner Bruder auf seinen Spielgenossen."

Stumm und verwirrt sah Julie auf das liebe, ernste Gesicht, das so viel Wärme und Güte für sie ausdrückte, als wäre sie nicht eine Fremde, welche die Noth hierher geführt, sondern eine lang erwartete Schwester und Freundin.

Je länger sie aber in dem Hause weilte, je mehr sie empfand, daß diese Schonung und Herzlichkeit sich nicht blos auf Worte beschränkte, sondern daß das junge Mädchen Alles that, um ihr die Abhängigkeit und Dienstbarkeit zu erleichtern, desto räthselhafter wurde es ihr, durch welchen Zauber sich ihr dieses schöne Heim und diese schöne Seele erschlossen hatte. Daß sie ihre Stellung

Mathilden verdankte, das allein war ihr klar geworden. Der Vater des Mädchens, Reichsrath Baron v. Laurenberg, war ein stiller, ernster Mann; er galt für einen starren Aristokraten; aber es wollte Julien scheinen, als beruhe der hochmüthige Eindruck, den er machte, mehr auf seiner äußeren Erscheinung, auf der strammen Haltung des schlanken Kopfes, auf den gemessenen, feierlichen Bewegungen der hohen Gestalt, als auf inneren Gründen seines Wesens. Jedenfalls war er gegen sie von taktvollster Höflichkeit, für seine Kinder ein zärtlicher Vater, der allezeit den Wünschen seiner Tochter nachgab.

Julie dankte es ihrem Geschick, daß sie wie durch ein Wunder diesen jungen Schutzengel gefunden hatte, um ihres Knaben willen, der in dem fremden Hause so weich gebettet war und gar nicht ahnte, wie früh ihn das Unglück getroffen hatte.

Sie war mehrere Wochen in der Familie, und schon machte der Einfluß des sanften, liebevollen Mädchencharakters sich auch in ihrem Wesen geltend. Eines Tages aber saßen die beiden Damen mit ihren Handarbeiten in dem stillen, behaglichen Wohngemach, als ein Diener eintrat und meldete, Herr Erwin Rueda lasse fragen, ob er am Nachmittag seinen Besuch machen dürfe.

Mathilde erröthete ein wenig und warf einen raschen Blick auf ihre Gesellschafterin. Dann erwiederte sie ruhig, sie bitte um den Besuch. Julie starrte sie mit Entsetzen an. Der wahnsinnige Schmerz, welchen die Erinnerung an diesen Mann ihr stets wachrief, hämmerte ihr durch die Schläfen und raubte ihr alle Besinnung.

„Diesen Menschen kennen Sie, empfangen Sie in Ihrem Hause?“ rief sie heftig. „Ich aber sage Ihnen, daß ich ihn hasse, verabscheue, daß ich mit ihm nicht in einem Zimmer bleiben werde.“

Mathildens blaue Augen blickten sonst sanft und milde, wie die einer Madonna; nun waren sie mit einem Male stolz, dunkel und kalt geworden. Sie stand auf; auf ihren Lippen schwebte ein hartes Wort, das erste Wort der Herrin an die Untergebene. Aber sie bezwang sich und sagte nur sehr bestimmt: „Dieser Mann ist mein Freund — seit manchem Jahre. Ich bitte daher, daß Sie nie wieder in solcher Weise von ihm sprechen.“

„Ihr Freund!“ wiederholte Julie tonlos.

Eine Weile starrte sie das Mädchen fassungslos an und dann verließ sie stumm das Gemach. Nun war ja das Wunder erklärt, die Lösung des Räthsels gefunden! Erwin dankte sie ihre Anwesenheit in diesem Hause, er hatte seine Freundin bestimmt, die Beiden, die durch seine Schuld Wittwe und Waise geworden, zu sich zu nehmen, um sich sein Gewissen frei zu machen. Ihm also sollte sie verpflichtet bleiben! Schwer, wie Ketten, legte sich ihr der Gedanke auf die Seele. Nein, sie wollte diese Dankbarkeit nicht tragen! Lieber hungern, lieber betteln!

Sie fing an ihre Sachen einzupacken; mit fliegender Feder schrieb sie ein Gesuch um eine andere Stellung, das sie sofort in die Zeitung tragen wollte.

Da kam der kleine Albert in das Zimmer gesprungen mit rosigem Gesicht und Augen, aus welchen das Vergnügen blitzte.

„Mama, wir sind sehr lustig! Du mußt unsere Festung anschauen und die vielen, vielen Soldaten!“ rief er. „Warum weinst Du denn, Mama? Gefällt es Dir nicht hier? Ich bin sehr froh, daß ich immer bei Bruno bleiben darf. Ich hab' ihn lieb, und er hat so schöne Spielsachen.“

„Albert, hast Du denn gar keine Sehnsucht nach Deinem alten Zimmerchen und nach dem lieben, guten Papa?“

Das Bübchen ward nachdenklich. „Freilich, freilich,“ sagte er dann. „Aber der Papa kommt ja doch nicht wieder und er ist ja im Himmel. Da geht es ihm auch gut, noch besser als mir, nicht wahr, Mama? Weine doch nicht, Mutter!“

Julie preßte das Kind an sich und drückte die heißen, nassen Augen auf das blonde Haar. Durfte sie den Knaben fortreißen aus dem schönen Heim, in dem er sich wohl fühlte, um ihn dem Mangel preisgeben zu müssen, ihn am Ende verwahrlosen zu sehen, während sie sich um den Unterhalt mühte? Sollte das Kind dafür büßen, daß seine Mutter zu stolz war, danken zu wollen? Würde Wilhelm diesen Haß billigen, der seinen Knaben traf?

Es war ein harter, heißer Kampf mit dem Trotz in ihrer Natur; aber die Mutterliebe gewann den Sieg.

Noch bevor die Mittagsstunde die Familie vereinte, trat sie in Mathildens Zimmer.

„Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich heute über meinen persönlichen Gefühlen die Pflichten meiner Stellung ver=

gaß. Ich muß es erst lernen, meinen Willen einem anderen unterzuordnen; Sie müssen Geduld mit mir haben."

Mathildens warmes Herz hatte längst die zornige Regung bereut; sie streckte nun der bleichen Frau mit den ernsten Augen die Hand entgegen.

„So war es nicht gemeint, liebe Frau Julie," rief sie herzlich. „Ich begreife ja, daß der Name Erwin Rueda Sie immer furchtbar schmerzlich berühren muß. Doch wenn Sie wüßten, mit welcher Theilnahme und Trauer er von Ihnen spricht, wie tief auch ihn das Geschehene ergriffen hat —" Sie sah ein ungläubiges, fast verächtliches Zucken auf den Lippen der Wittwe und brach ab. „Es mag ja sein, daß Sie Manches über diesen Mann wissen," fuhr sie nach einer Weile in zögerndem Tone fort, „Manches, was auch mir an ihm mißfallen würde. Aber ich bitte Sie inständig, sagen Sie es mir nicht!"

Flehend waren die schönen Augen zu Julie emporgerichtet, wie in heißer Herzensangst.

„Ich weiß nicht mehr von ihm, als alle Welt," ererwiederte Julie ernst. „Daß mich aber die Freundschaft zwischen ihm und Ihnen befremdet, das kann ich Ihnen nicht verhehlen."

„Ich will Ihnen erzählen, wie ich ihn kennen lernte," sagte Mathilde. „Vielleicht werden Sie dann diese wunderliche Freundschaft leichter begreifen können. Es war bald nach dem Tode meiner Mutter; ich kam eben als Siebenzehnjährige aus dem Kloster, in dem ich er-

zogen worden war. Ich habe in den fünf Jahren, die seitdem vergangen sind, eine selbstständige Denkweise gewonnen; damals stand ich ganz eingewurzelt in Klosteranschauungen und meinte, die dort angenommenen Gewohnheiten auch im Vaterhause mit aller Strenge weiterführen zu müssen. Mein Vater gestattete mir meiner Gesundheit halber nicht, am frühen Morgen, in Nebel und Winterkälte, in die Kirche zu gehen; aber statt ihm zu folgen, fand ich es verdienstvoll, mich heimlich, ohne eine Dienerin zu wecken, fortzuschleichen, um die feierliche Andacht, die während des Advents um fünf Uhr stattfand, nicht zu versäumen. Die Kirche war von unserer Wohnung nicht weit entfernt; bis zur Frühstücksstunde war ich stets wieder zurück. Einmal nun erwachte ich aus festem Schlaf. Ich meinte deutlich Glockenklang gehört zu haben. ‚Es war der Ruf zum Engelamt,' dachte ich, energisch meine Müdigkeit bekämpfend. Ob ich in meiner Schlaftrunkenheit die Uhr nicht richtig sah, ob sie auf fünf Uhr stehen geblieben war, ich weiß es nicht mehr. Es schien mir noch stiller als sonst, als ich vor das Haus trat; die Sterne blitzten sehr hell; nirgendwo brannte noch ein Licht, Niemand kam des Weges. Es war mir unheimlich; ich lief ordentlich bis an die Kirchenthür. Doch zu meiner Bestürzung war sie verschlossen. Eben hub die Thurmuhr zu schlagen an; es hallte laut rasselnd in die Nacht hinaus: eins, zwei! — Dann blieb es still. Zwei Uhr! Und ich allein auf der Straße. Mein erster Gedanke war, mich hinter die Säulen des Kreuzgangs zu bergen und auf den Morgen zu warten.

Doch als ich eben die Stufen herabgestiegen war und nun im vollen Licht der Gaslampe stand, erklang hinter mir ein rascher Schritt, der Rauch einer Cigarre wehte mir entgegen, und ehe ich den Schleier vorzuziehen vermocht hatte, kam Lieutenant Rueda an mir vorüber. Er sah sich um, blickte mir in's Gesicht, zog erstaunt den Hut vom Kopfe und nannte grüßend, in befremdetem Tone, meinen Namen. Wir kannten uns lange vom Sehen, denn wir wohnten in der Stadt in derselben Straße, und auch unsere Villen am Tegernsee sind nachbarlich gelegen."

Julie zuckte zusammen bei der Erwähnung jenes See's, der ihr Glück verschlungen hatte. Mathilde drückte ihr mit einem mitleidsvollen Blick die Hand; dann fuhr sie fort: „Wenn im Kloster von einem argen Weltkind und Sünder die Rede gewesen war, hatte ich immer an Rueda denken müssen, wie er auf hohem Wagen mit übermüthigem Gesicht an unserem Landhause vorübersauste, und ich glaube, wenn wir für die armen Heiden beteten, dann hatte ich ihn mit eingeschlossen. Wie erschrak ich nun, als dieser Heide und Sünder mich mit überraschten, spottlustigen Augen ansah! Ich mußte sprechen, mußte ihm den Grund meines Hierseins erklären. Er lächelte über meine Worte, warf die Cigarre weg und sagte: „Sie erlauben doch, daß ich Sie nach Hause führe, Baronesse?"

„Nein, nein! Um Gottes willen nicht nach Hause!" rief ich. „Ich habe keinen Schlüssel zu dem Thor, das hinter mir in's Schloß gefallen ist und erst um sechs

Uhr geöffnet wird; die Hausglocke aber würde meinen Vater wecken, der nicht wissen darf, daß ich gegen sein Verbot in die Frühmesse wollte. Ich werde hier bleiben!"

„Das können Sie nicht," versicherte er mir. „Ein vorübergehender Polizist würde Sie ansprechen."

„Aber was dann?" frug ich in angstvoller Bestürzung. „Kann ich denn nirgendwo ein paar Stunden warten? Vielleicht bei Ihnen, mein Herr, dort in Ihrem Hause, in Ihrem Gartenpavillon. Wollen Sie mir das vielleicht erlauben?"

Ich fühlte sofort, daß ich etwas sehr Thörichtes gesagt haben mußte, denn er sah mich zu seltsam an; so, als wolle er sich überzeugen, daß es wirklich solch' weltfremdes, unerfahrenes Geschöpf geben könne. Heute begreife ich freilich, wie naiv mein Ansinnen war, und sehen Sie, wäre Rueda der schlechte Mensch, für den Sie und so Viele ihn halten, er würde sich einen Spaß daraus gemacht haben, das ungeschickte kleine Mädchen in sein Haus zu führen, gleichviel, ob dessen Ruf darunter gelitten hätte. Er aber sagte fast streng:

„Verehrtes Fräulein, in dieser Stunde gibt es keinen anderen Platz für Sie, als das Heim Ihres Vaters, und ich bitte Sie dringend, verlassen Sie dasselbe nie wieder, auch nicht in späterer Morgenstunde, ohne Schutz und Begleitung. Und nun ziehen Sie den Schleier fest über Ihr Gesicht — und kommen Sie!"

Es war zu wunderlich, wie scheu und demüthig ich nun neben diesem Manne herging, über welchen ich mich in meinem klösterlichen Eigendünkel so erhaben gefühlt hatte.

Nur eine kurze Wegstrecke ist's gewesen, aber ich habe diese Minuten nie vergessen. Es war ja mein erstes Erlebniß und es klang so ehrlich von seinen Lippen, als er mir beim Abschiede sagte:

„Ich darf Ihnen nicht erklären, wie fremd und seltsam mich diese Begegnung mit Ihnen berührt hat. Aber glauben Sie mir, ich habe lange nicht mehr in ein so junges, unschuldvolles Gesicht geschaut, lange nicht mehr den Schauder der Ehrfurcht verspürt, wie vor Ihnen — ich danke Ihnen für diesen Hauch aus einer besseren Welt!" —

Im Sommer darauf hat er sich meinem Vater vorstellen lassen und uns auf dem Landhause besucht. Wir fanden bald einen eigenartigen, vertraulichen Ton der Unterhaltung. Ich bin wohl eine seltene Erscheinung in seinem Leben geblieben; er kommt zu mir, wenn er traurig und ernst ist, wenn das Treiben in seiner lauten, lustigen Welt ihn anekelt; er nennt unser stilles Wohngemach sein Asyl und mich seine ‚heilige Freundin'. Und ich bin stolz darauf, stolz, ihm einen Dienst zu erweisen, so oft ich kann, ihn zu vertheidigen, wenn man über ihn schmäht. Denn wie auch sonst sein Leben sein mag, gegen mich war er stets ein Beschützer, ein Freund, ein Bruder, und nie hat er ein Wort gesprochen, das mich verletzt haben würde!"

Die Augen des Mädchens glänzten, ihr sonst schweigsamer Mund war mit einem Male so beredt geworden. Sie schien das Geheimniß ihres Herzens kaum verbergen zu wollen. Julie schaute entsetzt auf diese reinen, sanften

Züge, die von Liebe glühten für einen Mann, der ihr wie ein böser Dämon erschien.

„Und Ihr Vater billigt diesen Verkehr?“ rief sie.

„Mein Vater hat es nicht erfahren, daß seine böse Tochter einmal um zwei Uhr Nachts auf der Straße war; nur eine alte Dienerin ist damals die Vertraute meines Abenteuers geworden, weil sie allein mich klingeln hörte. Mein Vater weiß also nicht, wie ich Rueda kennen lernte; aber er hält ihn für einen Kavalier und hat nichts gegen seine Besuche einzuwenden. Nur soll ich ihn nicht allein empfangen —“

Sie hielt zögernd inne, als sie Juliens düstere Augen und festgeschlossene Lippen sah.

„Ich weiß, wie schwer es Ihnen fällt, seine Nähe zu ertragen,“ fuhr sie dann bittend fort. „Aber bringen Sie mir manchmal das Opfer. Sie werden sich überzeugen, daß er trotz Allem gut ist und edel und groß!“

„Mathilde!“ rief Julie und faßte wie beschwörend die Hand des Mädchens. „Sie nennen ihn edel und gut und groß, und dabei zittert Ihre Stimme und jeder Ton verräth, daß Sie ihn lieben! Und er kann ein Mädchen wie Sie Jahre lang kennen, Jahre lang neben Ihnen hingehen und Ihnen nichts bieten als Entgelt für Ihr schönes Herz, als eine karge Freundschaft, während er vielleicht seine Liebe Anderen vor die Füße wirft, die nicht werth sind, daß nur Ihr Kleid an ihnen vorüberstreift! Sehen Sie denn nicht ein, wie verächtlich dies ist? Fühlen Sie denn nicht das grausame Unrecht, das er auch an Ihnen begeht?“

Das Mädchen hob die Augen, offen und klar, ohne nur einen Versuch zu machen, ihr Gefühl zu verleugnen.

„Nein, er ist nicht grausam gegen mich!“ sagte sie mit einem ernsten Lächeln. „Er hat ja keine Ahnung, daß ich ihn lieb habe. Wenn ich eine Nonne wäre, ich könnte seinen Liebeswünschen nicht ferner und unerreichbarer scheinen. Wie soll er ein Unrecht an meinem Herzen begehen, wenn er nicht weiß, daß es ihm gehört! Vielleicht ist es auch eine seltsame Liebe, die ich für ihn habe, da ich es ganz zufrieden bin, immer nur seine Freundin zu bleiben, bis wir Beide graue Haare haben und er dann als alter Mann noch zu mir kommt, wenn all' die lachenden Gestalten, die ihn jetzt umflattern, aus seinem Leben geschwunden sind. Dann sagt er vielleicht einmal: ‚Mathilde, Sie waren doch die treueste Seele, die ich fand!‘ Ich aber werde ihm vor dem Sterben bekennen: ‚Die treueste, weil meine Liebe die größte war!‘ — In diesem Gedanken finde ich mein Glück, meinen Frieden! O bitte, rauben Sie mir ihn nicht und lassen Sie mir meinen Glauben an ihn!“

Julie schwieg. Ihr Herz hatte bis zu dem Unglückstage des Verlustes nur eine sonnige, erwiederte Neigung gekannt. Sie konnte diese Mädchenliebe nicht verstehen; aber es war etwas so Rührendes in diesem Gemisch von Ergebung und Schwärmerei, daß ihr jedes ernüchternde Wort auf den Lippen erstickte. Ja, die junge Wittwe, die bisher nur ihr eigenes Schicksal betrachtet und der grausamen Härte geziehen hatte, hörte aus diesem ernsten Bekenntniß die große, allgemeine Sehnsucht nach Glück

hervorklingen, die von einem Erdtheil zum anderen durch die Menschheit zittert, und der viel tausendmal die dumpfe Antwort wird: Verzichte und entsage!

Ein beruhigender Hauch zog über ihre grollende Seele. Sie fühlte bessere Empfindungen in sich erwachen: Mitleid, Interesse für Andere. Sie wollte die Augen offen halten, daß die junge Träumerin an ihrer Seite nicht zu bitterlich enttäuscht werde, und Erwin sollte fühlen, daß dem Mädchen eine treue, scharfblickende Warnerin zur Seite stand. In dem Gedanken, daß sie hier eine ernste Aufgabe zu erfüllen habe, wollte sie es ertragen, daß ihr Verhängniß sie mit diesem Manne zusammenführte. Ihr eigenes Leben schien ihr so völlig abgeschlossen, und ihr Herz und ihre Wünsche glaubte sie todt.

3.

Mehrere Jahre waren dahin gegangen; nach außen hin hatte sich im Hause Laurenberg nichts verändert; aber die Zeit vollzieht nach ihrem ewigen Gesetze an dem Gemüthe der Einzelnen unmerklich und allmählig ihre leisen Wandlungen. Die Charaktere der beiden innig zusammenlebenden Damen hatten eine Wechselwirkung auf einander geübt. Julie hatte nicht vergessen, aber ertragen gelernt. Mit einem Schauder sah sie allsommerlich, wenn sie mit der Familie auf der Villa weilte, jene Stelle am Bergsee wieder, die ihr das Liebste verschlungen; hier wiegten sich die Schmetterlinge, glitzerten die Wellen, tanzten die Sonnenlichter — und sie dachte an ihr verlorenes Glück, für das es keine Rückkehr mehr gab.

Stunden lang stand sie oft vor dem Bilde ihres Gatten, welches Rueda von einem bedeutenden Künstler nach einer Photographie hatte malen lassen, um es ihr zu schenken; dann war es ihr zuweilen, als würden die Lippen lebendig, als fühle sie ihren Hauch auf ihrem Munde — und sie erstickte, aus ihrem Traum erwachend, mühsam einen heißen Aufschrei der Sehnsucht.

Aber sie hatte verlernt, in wilder Auflehnung wider ihr Schicksal zu knirschen. Die vielseitige Thätigkeit, die sie im Hause fand, füllte ihr die Tage, denn sie war in allen geschäftlichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten die Rathgeberin des Barons geworden, auf deren klugen Blick er sich immer mehr verließ.

Im gleichen Maße, als Julie stiller und ergebener, war jedoch Mathilde ruheloser und leidenschaftlicher geworden. Sie lächelte Erwin zwar freundlich an, wenn er zum Besuch kam, plauderte mit ihm in der alten unbefangenen Weise, die keinen Zeugen zu scheuen hatte, aber Julie hörte sie ein paar Male tief aufseufzen, nachdem er sie wieder verlassen hatte, und sah es wohl, mit welch' verzweifelten, heißen Augen sie ihm nachblickte. Bei jedem Wort, das die junge Frau ihr zuweilen warnend zuwarf, fuhr sie aber heftig auf; und sie, die über sein wildes, abenteuerliches Leben nie hatte reden hören wollen, wußte nun trefflich Bescheid, daß eine Wandlung mit ihm vorgegangen sei, daß die Schaar leichtsinniger Freunde, mit denen er sonst seine Tage und Abende verlacht, sich um ihn gelichtet habe, daß eine schöne Frau, vor deren Augen er Gnade gefunden, umsonst alle Künste der Ko-

ketterie aufgeboten, um ihn zu ihren Füßen zu sehen, während er einsam auf seinem Landhause blieb, viele Sommerwochen lang. Und Julie fehlte der Muth zu einer Erwiederung; sie hätte eine Beobachtung aussprechen müssen, die sie selbst mit Grauen erfüllte; sie hätte sagen müssen: „Siehst Du denn nicht, armes Mädchen, daß seine Augen an — meinem Gesichte hängen, daß er um meinetwillen kommt?“ —

Mit all' der ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit hatte Erwin sich bemüht, die Wittwe seines Kameraden milder und versöhnlicher zu stimmen. Bescheiden und ernst war immer sein Ton zu ihr gewesen; er hätte gegen eine Fürstin nicht höflicher sein können, als gegen die mittellose, einsame Frau, die auf seine Fürbitte hin fremdes Brod genoß; er überhäufte ihren Knaben mit Aufmerksamkeiten und Geschenken, die sie nicht zurückweisen konnte, da Mathilde ihrem Brüderchen niemals wehrte, von Rueda kleine Gaben entgegenzunehmen. Albert's Herz hatte er sich rasch erobert; die Mutter beharrte auf ihrem feindseligen Trotz. Ihr unversöhnliches Wesen kränkte und beleidigte ihn, aber es reizte ihn, sie zu besiegen. Er hatte nie erfahren, daß eine Frau, um deren freundlichen Blick er bettelte, ihm denselben auf die Dauer verweigern könne. Die bitteren Worte, die sie ihm einst gesagt, waren ihm ätzend in's Herz gegraben; und es war nicht Liebe, was ihn zu ihr hinzog; es war ein Kampf, welches von ihnen Beiden das stärkere sei, das ihrer Nähe ein prickelndes Interesse für ihn verlieh.

Sie war nicht so unempfindlich für sein unermüdliches

Werben um ihre Gunst, als sie sich den Anschein gab. Noch erblickte sie zwischen ihm und sich den Sarg, in dem ihr todter Gatte lag; aber sie fühlte wohl, daß sie diesen Schauder nicht verlieren durfte, daß es um ihre Treue und ihre Ruhe geschehen sei, wenn sie aufhörte, in Erwin Rueda einen Feind zu sehen.

Auch mit Baron Laurenberg war im Verlauf der letzten Jahre eine Veränderung vorgegangen; er zog sich nicht mehr still und wortkarg wie ehedem in seine Zimmer zurück, sondern er nahm an den Vorgängen im Hause Antheil, sprach mit den Damen über die Bücher, die ihn interessirten, ließ sich von Julie sogar einen Widerspruch in politischen Fragen gefallen und gab sich Mühe, ihre, von ihrem Gatten ihr eingeflößten Ansichten zu bekämpfen, ohne sich's selbst einzugestehen, daß die freiere, moderne Weltanschauung der jungen Hausgenossin einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. Er liebte es, gegen alle früheren Gewohnheiten, im Sommer mit den Damen weite Ausflüge in's Gebirge zu machen, er suchte Geselligkeit, betheiligte sich an Jagdparthien und Wagenfahrten, setzte sich sogar unter die Bauersleute und schien es nicht ungern zu hören, wenn ihm respektvoll versichert wurde: „Der gnädige Herr sähe so gut aus, als würde er mit jedem Jahr jünger."

Gerade weil der Baron in der letzten Zeit frohlauniger und mittheilsamer als je gewesen, geschah es für Mathilde völlig unerwartet, daß er eines Tages als befehlender und tyrannischer Vater auftrat.

Man hatte seit Kurzem das Landhaus wieder bezogen

und saß auf der Veranda, die nach der Straße zu lag, beim Frühstück. Da kam Erwin, der auch bereits auf seiner Villa weilte, zu Pferde vorüber, zog lebhaft grüßend den Hut, warf den Damen einen lachenden Blick zu und plauderte ein paar Worte mit dem kleinen Albert, der aus dem Garten auf ihn zugesprungen war. Julie hatte sich über die Brüstung gelehnt und ihren Knaben beobachtet. Als sie sich umwendete, sah sie zu ihrer Ueberraschung, daß der Baron aufgesprungen war und seine Tasse in sichtlichem Unwillen zurückgeschoben hatte.

„Mir gefällt die Vertraulichkeit dieses Herrn Rueda nicht," sagte er ungewöhnlich laut und rasch. „Ich will nicht, daß er in unserem Hause so intim verkehrt. Du wirst ihn einige Male abweisen lassen, Mathilde, das macht seinen Besuchen am sichersten ein Ende."

Das Mädchen war blaß geworden bis in die Lippen, dann glühte ein heftiger Trotz in ihren Augen auf, und sie frug hastig, gereizt: „Warum, Vater? Warum soll ich einen Mann beleidigen, der mir nie etwas zu leide that? Warum willst Du diesen Verkehr, den Du so lange Jahre gebilligt hast, plötzlich nicht länger dulden?"

„Ich habe meine Gründe," unterbrach der Baron sie sehr bestimmt, „und ich denke, ich bin noch der Herr im Hause und habe die Gesellschaft zu wählen, die hier ein- und ausgeht."

Er verließ mit erregter Miene die Veranda und zog sich in sein Zimmer zurück.

Mathilde blickte ihm mit einem Gesichtsausdruck nach, den Julie nie vorher an ihr gesehen hatte. Sie war

nicht mehr bleich, ihre Wangen brannten, eine tiefe Falte grub sich in ihre sonst so mädchenhaft glatte Stirne und aus ihren Augen sprühte Zorn und Auflehnung.

„Das ist Ihr Thun, Julie!" sagte sie mit bebender Stimme. „O, das ist abscheulich von Ihnen! Sie wußten, daß es meine einzige bescheidene Freude war, ihn manchmal sehen zu dürfen —"

„Ich versichere Ihnen, daß ich niemals mit Ihrem Vater über Ihren — Freund gesprochen habe, daß mir der Grund seiner plötzlichen Abneigung räthselhaft ist, wie Ihnen," betheuerte Julie.

Sie hätte noch mehr gestehen können. Sie hätte beichten können, daß bei den Worten des Barons ihr erster, unwillkürlicher Gedanke gewesen war: „Wie öde wird dieses Haus sein und dieser Sommer, wenn Erwin's Stimme und sein froher Geist nicht Leben und Freude bringen!" Aber sie hütete sich wohl; sie war erschrocken, bestürzt über diese ihre eigene Regung, die ihr zum ersten Mal ein grelles Licht auf ihr heimliches, uneingestandenes Empfinden warf.

Mathilde sah mit düsteren Augen hinaus auf den blauen Sommerhimmel, nach der Fahne hinüber, die auf der Villa ihres Freundes flatterte.

„Ich werde nicht gehorchen," sagte sie nach einem langen Schweigen. „Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, ich brauche mich nicht wie ein Kind einer Laune zu fügen. Und wenn ich Erwin nicht in unserem Hause treffen soll, so werde ich ihm außer demselben zu begegnen wissen."

Julie, die in tiefes Grübeln versunken war, fuhr empor bei diesen Worten. „Ich begreife Sie nicht, liebe Mathilde! Ich kenne Sie nicht wieder! Sie, sonst die Maßvolle, Pflichtgetreue, Sie wollten Ihrem Vater trotzen, Ihren Ruf auf's Spiel setzen für einen Mann, der, wie hoch er Sie auch schätzen mag, doch nicht jenes Interesse für Sie besitzt —"

„Das ein Mann für ein Weib haben müßte," unterbrach sie Mathilde leidenschaftlich. „O, Sie brauchen mir das nicht zu sagen! Ich weiß es lange, habe lange erkannt, wie bettelarm ich bin mit dieser Freundschaft, die mich einst so zufrieden machte! Ich bin eine Andere geworden in diesen drei Jahren und ich kann es wohl begreifen, daß Sie damals über meine farblose, verträumte Liebe den Kopf geschüttelt haben, Julie. Ich bin nicht mehr so wunschlos, nicht mehr so leidenschaftslos! Ich sehne mich nach ihm, und wenn er da ist, zerreißt mir die Ungeduld das Herz, daß wir von gleichgiltigen Dingen reden, und ich vergehe vor Verlangen, mit ihm allein zu sein. Seit heute aber weiß ich auch, daß ich dies nicht weiter tragen kann. Er soll es wissen, daß ich ihn lieb habe. Ich werde es ihm sagen und mein Schicksal aus seinem Munde hören."

„Er wird solche Liebesbekenntnisse wohl schon öfters gehört haben," klang's ihr herb und scharf entgegen, und Juliens Augen blitzten fast feindlich auf. „Vielleicht nicht von so reinen Lippen, wie die Ihren, Mathilde, vielleicht nicht aus so idealem Herzen. Aber davon können Sie überzeugt sein, daß Sie die Erste nicht sind,

die ihm ihr Herz vor die Füße wirft. Bedenken Sie nur: ein hübscher, freier, reicher Mann, er wird aus Berechnung begehrt, auch wenn er nicht geliebt würde. Und Sie sehen, er ist trotzdem noch einsam und scheint seiner Freiheit nicht überdrüssig. Wenn er nun auch zu Ihnen sagte: ‚Arme Mathilde, ich verdiene Ihre Neigung nicht! Ich habe keinen Sinn für Herzensliebe und Treue!' und wenn trotz seiner glatten Worte um seinen Mund doch ein leises Lächeln geschmeichelter Eitelkeit huschte, wie bitterlich würde Ihr Stolz die Stunde bereuen! Ich beschwöre Sie: vergeben Sie sich nichts — gerade diesem Manne gegenüber nicht!"

Julie sprach aus voller Ueberzeugung, aber nicht mit der vollen Ruhe einer Warnerin, die nur das fremde Interesse im Auge hat. Sie betrachtete die Liebe des Mädchens als eine hoffnungslose, und es reizte sie zum Zorn, daß Mathilde ihr nutzloses Wünschen nicht begraben wollte. Wie sie nun aufblickte und das Mädchen vor sich stehen sah, so schön in ihrer Erregung, die ihrem feinen Gesichte Farbe, ihrer Gestalt feuriges Leben verlieh, da frug sie sich freilich, ob ein Mann diesen heißen jungfräulichen Augen gegenüber wohl kühl bleiben würde.

Aber sie schwieg, und Mathilde strich sich nach einer Weile mit der Hand über die Stirne und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Sie mögen wohl Recht haben, Julie; es ist besser, ich erspare mir und ihm die Pein einer solchen Entscheidungsstunde. Ich würde wohl auch vor seinen Augen niemals den Muth zum Reden haben, von dem ich nur fable, wenn er fern ist." —

Eine schwüle Stimmung herrschte seit diesem Morgen in der Familie. Mathilde ging mit müdem, freudlosem Gesicht umher, saß Stunden lang in der verstecktesten Laube am Seeufer und schaute in düsterem Brüten auf die sonnig-glitzernden Wellen; seltsamer Weise schien ihr Vater das scheue, traurige Wesen seiner Tochter kaum zu bemerken. Ueber Rueda sprach er kein weiteres Wort, und derselbe hatte auch jeden Verkehr abgebrochen. Mathilde mußte ihn wohl brieflich gebeten haben, sie nicht mehr zu besuchen, um ihm ein beleidigendes Abweisen durch die Dienstboten zu ersparen. Julie empfand eine wahre Befreiung in der Vermuthung, daß er vielleicht seine Villa verlassen habe.

Eines Tages jedoch, als sie mit ihrem Knaben von einem Spaziergange zurückkehrte, kam Erwin ihr auf einem Wiesenwege entgegen geschritten. Ehe sie es zu verhindern vermocht, war Albert jubelnd auf den jungen Mann zugeeilt. Sie konnte nun nicht mit stummem Gruße vorübergehen und fühlte doch mit Ungeduld, daß die Begegnung sie befangen und verwirrt machte.

Er aber ging, umkehrend, an ihrer Seite weiter und plauderte lustig mit dem Kind, das sich an seinen Arm hing. Mit Julie hatte er nur wenige Worte getauscht; doch als ihr Weg nun durch den Wald führte, zeigte er dem Knaben eine etwas erhöht liegende Lichtung mit dem Bemerken, daß es dort die schönsten Erdbeeren gäbe, worauf dieser sofort voll Vergnügen hinaufkletterte.

Sobald sie allein waren, wendete sich Erwin an Julie in verändertem, ernstem Tone. „Sie kämpfen nicht mit

edlen Waffen gegen mich, gnädige Frau," sagte er. „Es unterliegt doch keinem Zweifel, daß ich Ihrem unversöhnlichen Haß meine Entfernung aus dem Haus Laurenberg zuzuschreiben habe? Ich möchte gerne wissen, auf welchen Grund hin Ihnen diese plötzliche Verbannung gelungen ist?"

Ein bitteres Lächeln zuckte um Juliens Lippen. Von zwei Menschen ward ihr dieselbe unverdiente Beschuldigung.

„Sie vergessen, Herr Rueda," sagte sie in ihrer frostigen Art ihm gegenüber, „daß man nicht die bezahlte Gesellschafterin um Rath zu fragen pflegt, welche Bekannten man empfangen soll oder nicht. Uebrigens habe ich nicht vergessen, daß ich Ihnen meine Stellung in dem Hause verdanke und habe niemals vor dem Baron ein böses Wort über Sie gesagt."

„Dann begreife ich nicht, was ihn so plötzlich gegen mich eingenommen hat," fuhr Erwin nachdenklich fort. „Gerade jetzt, da ich den Verkehr in seinem Hause wohl besser verdiene als früher, wenn ich ihn auch stets zu schätzen wußte. Aber in meiner übermüthigsten Zeit, da war mir's oft, als wenn die Matronen an den Wänden aus ihren dunklen Rahmen verwundert auf mich blickten und fragen müßten: ‚Was willst Du, toller Geselle, in diesem friedlichen, vornehmen Heim?' Und wenn Mathilde mich mit ihren frommen Kinderaugen ansah, dann schämte ich mich, daß ich in ihre Nähe kam, mit wüsten Erinnerungen und verrückten Abenteuern im Kopf. Aber ich bin der wilde, lustige Gesell nicht mehr; bin ein zahmer, trauriger Einsiedler geworden. Wissen Sie, Julie, seit wann ich es ward?" fuhr er leiser, in tiefem

Ernste fort. „Seit ich gesehen und gehört habe, wie ein guter Mensch beweint wird. Seit Sie so höhnend von den ‚armen Freunden sprachen, die kein Glück zu verlieren haben, um die keine Thräne vergossen würde.‘ Da ist die Ernüchterung über mich gekommen, der frohe Rausch verflogen, in dem ich bisher durch das Leben gelacht hatte — mein leichtsinniges Glück war mit einem Male schal für mich geworden. Seitdem weiß ich, daß ich meinen Weg verfehlt habe, daß es besser wäre, Eine recht zu lieben, von Einer recht geliebt zu werden, als armseligen Dutzendfreuden nachzujagen. Seitdem habe ich Sehnsucht nach einem Herzen, das mir ganz gehört, nach ein paar Augen, die um mich weinen würden, wenn ich stürbe. Aber es ist zu spät. So wie ich's möchte, liebt mich Keine mehr, und kein Weib glaubt mehr an meinen Ernst und meine Treue. So bin ich ein zerfahrener Mensch geworden, der seine Vergangenheit wie einen Fluch mit sich fortschleppt. — Ich habe Ihnen das sagen wollen, Frau Julie, damit Sie Ihren Rachedurst befriedigt sehen, damit Sie wissen, daß mit dem Verzweiflungsschrei um Ihren Wilhelm, den ich vernommen habe, auch für mich das Ende der lachenden Tage gekommen ist. — Ich habe ihn oft beneidet, meinen todten Schulkameraden," fügte er nach einer kurzen Pause mit einem vollen Blick in ihre Augen hinzu. „Er hatte ein großes Glück, und wenn er demselben auch entrissen wurde — todt sein ist besser, als ein langes Leben, an dem man die Freude verloren hat!"

Sie fühlte, daß es keine Redensarten, sondern daß es

Worte aus seiner tiefsten Seele waren, die er ihr sagte, daß er so wahr vielleicht noch zu keinem Weibe gesprochen hatte. Die Schmeichelei, die in diesem Vertrauen, die in dem Bekenntnisse lag, daß sie einen so gewaltigen Einfluß auf sein Leben ausgeübt, packte sie unwiderstehlich. Einige Sekunden lang blieb sie im Bann seiner Augen, stumm, ohne ein trotziges Wort zu finden; und in diesen Sekunden, während über ihnen leise die Tannenwipfel rauschten und sie sich bewegt anblickten, sah sie das Bild ihres todten Wilhelm nicht mehr zwischen ihnen. Als wäre ein süßes Gift in der Waldluft, die ihr um die Wangen wehte, so klopften ihr mit einem Male die Pulse. Sollte wirklich für sie Alles ein Ende haben? Sollte sie nie wieder Glück empfinden, Glück verschenken dürfen?

Die Stimme ihres Knaben rief sie wieder zu sich, und nun überkam sie das volle Entsetzen über ihre eigenen Wünsche; sie suchte nach Worten, um dem beklemmenden Schweigen zwischen ihnen ein Ende zu machen. Das schöne junge Mädchengesicht stand ihr plötzlich vor der Seele, das ihr vor wenigen Tagen glühende Liebe für diesen Mann bekannt hatte. Er sehnte sich nach einem treuen Herzen und ahnte nicht, welch' einen Schatz an Wärme sein eigen sein könnte. Und ihr kostete es nur ein Wort, um ihn diesen schönen Weg zu weisen, um der jungen Freundin die Erfüllung ihres Traumes zu verschaffen, und zugleich sich selbst aus der Gefahr zu retten, die sie drohend an sich herankommen sah.

Aber sie konnte das Wort nicht sprechen, der Name Mathilde wollte ihr nicht auf die Lippen.

Und sie erwiederte, mit letzter Kraft einen kühlen Ton erzwingend, er theile ja wohl das Schicksal vieler Anderer, daß die Reue zu spät käme, und es wäre wohl nur gerecht und billig, daß auch die Männer, so bevorzugt sie im Allgemeinen seien, nicht ganz ungestraft mit ihrem Glücke spielen dürften.

Aber sie war nicht geschickt genug in der Verstellung, um Erwin die Erregung ganz zu verbergen, welche sie beherrschte, und er, der eben behauptet hatte, daß ihn nichts in der Welt mehr freue, konnte doch rasch genug die Stimmung wechseln, um nun mit großem Interesse den Widerstreit ihrer Gefühle zu beobachten. Halb in Siegesfreude, halb in leiser Enttäuschung dachte er: „Auch sie ist nicht uneinnehmbar!“ während sie nun mit raschen Schritten, den Knaben, den sie heftig herangerufen, nicht von der Hand lassend, ihren Weg fortsetzte. Er verabschiedete sich erst an dem Gartenthore der Villa von ihr.

Baron Laurenberg hatte, in der Laube sitzend, Rueda an Juliens Seite die Dorfstraße herabkommen sehen und bemerkt, daß sie flüchtig die Hand berührte, die Erwin ihr entgegengehalten. Nun, da sie an ihm vorüberkam, entging ihm die Röthe ihrer Wangen, die Gluth ihrer Augen nicht.

„Sie scheinen meine Wünsche sehr gering zu achten, Frau Felsen,“ sagte er leise, aber in einer rauhen Art, die sie nie von ihm erfahren hatte, „da Sie die Menschen, welchen ich mein Haus verbiete, auf der Straße aufsuchen.“

Diese unerwartete Zurechtweisung machte Julie in

diesem Augenblicke so verblüfft, daß sie den Baron eine Weile wortlos anstarrte. „Ich hörte nur, daß Sie Ihrer Tochter den Verkehr mit Herrn Rueda verboten haben, Herr Baron," sagte sie dann, „ich wußte nicht, daß dieser Befehl auch mir galt."

„Warum nicht auch Ihnen? Gerade Ihnen!" rief er, die Worte heftig hervorstoßend. „Ich will Ihre Stelldichein mit diesem Herrn wenigstens nicht in meinem Hause dulden."

Seine maßlose Gereiztheit gab ihr ihre Ruhe wieder. „Diese Anklage klingt wirklich wunderlich und unglaublich genug, nachdem mir eben Herr Rueda, dem ich zufällig begegnete, den Vorwurf machte, ich hätte ihn aus diesem Haus und aus Ihrer Gunst zu verdrängen gesucht," erwiederte sie mit stolz erhobenem Kopf.

Der Baron wendete sich rasch ihr zu. „Warum glaubt er das?" frug er erregt.

„Weil ich ihm aus meiner Abneigung niemals ein Hehl gemacht habe," gab sie zurück.

Er war nahe an sie herangetreten und die kurzsichtigen Augen zusammendrückend, sah er ihr forschend in das Gesicht. „Diese Abneigung besteht also wirklich noch? Ich hatte gedacht —"

Der fragende, durchdringende Blick war ihr lästig.

„Ich pflege meine Gesinnungen nicht zu ändern," sagte sie rasch, sich abwendend.

„Das freut mich! Ich danke Ihnen für dieses Wort!" erwiederte er mit aufleuchtendem Gesicht in verändertem Tone.

Sie gingen schweigend neben einander in das Haus. Juliens Befremden über sein seltsames Wesen wuchs, als er in dem einsamen Vorzimmer plötzlich ihre Hand faßte und fast schüchtern bat: „Verzeihen Sie mir mein unhöfliches Benehmen, liebe Frau Julie. Sie sollen eine Erklärung dafür haben."

Im selben Augenblicke aber hörte man das Rollen eines Wagens, und ein Diener trat ein mit der Meldung, der Herr Baron würde zur Jagd abgeholt. Es sei Alles für ihn bereit gelegt.

Der Baron runzelte die Stirne. „Schon so bald!" rief er ungeduldig. „Ich habe nun freilich einmal zugesagt und darf die Herren nicht warten lassen. Was ich mit Ihnen zu sprechen habe, liebe Frau Julie, ist auch nicht so kurz zu fassen. Morgen, wenn ich zurückgekehrt bin, gönnen Sie mir wohl eine Stunde — einstweilen zürnen Sie mir nicht."

Bald darauf rollte der Wagen mit der Jagdgesellschaft fort auf der sonnigen, staubigen Landstraße, und auf der Villa herrschte ein tiefes Schweigen. Julie zog sich in ihr Zimmer zurück; sie fühlte eine gewisse Scheu vor Mathilde, als weckten die traurigen Mädchenaugen ihr ein Bewußtsein der Schuld.

Während der Unterredung mit dem Baron hatte sie einen Moment die Scene im Walde vergessen; nun stand Erwin's stolzer, blonder Kopf ihr wieder vor der Seele; seine Stimme klang ihr im Ohr. Wie nach einem Talisman griff sie nach der Photographie ihres Gatten, die über ihrem Bette hing, bohrte die heißen Augen auf die

geliebten Züge. „Rette mich vor ihm, Wilhelm!" schrie ihr Herz, und ihre Finger umklammerten krampfhaft die Photographie, auf die einst so manche heiße Thräne herabgefallen war, als müsse sie hier den verlorenen Haß und die verlorene Treue wiederfinden.

Aber der Friede, den sie suchte, wollte nicht über sie kommen. Sie hatte die Herrschaft über ihre Gedanken verloren. Wie im Fieber stiegen Bilder vor ihr auf, die sie nicht zu bannen vermochte, es lag ihr bang und beklemmend auf der Brust; sie lehnte sich zum Fenster hinaus, um sich vor dem Luftzug, der die Bäume rüttelte, die Stirne kühlen zu lassen. Aber der Wind wehte ihr schwül entgegen wie der Hauch heißer Lippen und steigerte noch den Taumel ihrer Sinne.

Sie athmete erst auf, als endlich gegen Abend der erste Blitz durch die Wolken fuhr, die der Föhn zusammengejagt hatte, und ein schwerer Donnerschlag in den Bergen widerhallte. Gewaltig brach das lange drohende Gewitter los, und es goß und stürmte während der ganzen Nacht.

Spät erst hatten sich ihre Augen zu einem unruhigen Schlummer geschlossen und neue quälende Gedanken bewegten ihr Herz am anderen Morgen, dann aber mußten alle persönlichen Wünsche und Schmerzen vor der plötzlich hereinbrechenden Sorge um ein theures Leben verstummen. Der Baron war todkrank von der Jagd heimgekehrt, er lag bewußtlos, im Fieber.

Die Gefährten berichteten, er sei ungewöhnlich erregt, heiter und wohlaufgelegt gewesen; erst am Morgen nach einer stürmischen Nacht in einer schlechten Sennhütte habe

man ihn bleich und fröstelnd angetroffen. Der Arzt sprach von heftiger Erkältung, von Entzündung — und zuckte ernst die Achseln.

Wochen lang lag über dem Sommerheim jenes bange Schweigen, das eine schwere Krankheit um sich verbreitet. Niemand spricht ein lautes Wort; mit scheuen Tritten und ernsten Gesichtern schleichen die Dienstboten durch die Zimmer. Die Ankunft des Arztes gibt den Tagen die einzige Unterbrechung, sein Gesichtsausdruck die leichtere oder schwärzere Färbung.

Rueda ließ täglich nachfragen, kam auch selbst, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, seine Dienste anzubieten. Aber Mathildens Augen hatten nun einen düsteren Blick für ihn. Die große, namenlose Sehnsucht, die sie seit einigen Wochen nach diesem Manne im Herzen getragen, erschien ihr plötzlich in einem ganz veränderten Lichte. Sie sagte sich, daß ihre trübselige Laune den Vater aus dem Hause getrieben, daß sie ihre Kindespflicht, ihm sein Heim lieb und behaglich zu gestalten, versäumt habe.

Sie ließ sich nur mit Widerstreben von Julie in der Pflege des Kranken ablösen; mit einem rührenden Flehen hingen ihre Augen an dem Gesichte des Vaters, und der Arzt verweilte länger, als seine Pflicht es erheischte, an dem Krankenbette, um den schönen bleichen Engel zu betrachten, der unermüdlich an dessen Seite stand. Und endlich, nach Wochen, kam der Tag, an dem das Mädchen ihm mit nassen Augen die Hand drückte für das langersehnte Wort: „Die Gefahr ist vorüber, Ihr Vater wird leben, Fräulein Mathilde!“

Erst allmählig wurde die Genesungsfreude durch die Erkenntniß getrübt, daß die Krankheit eine schwere Folge zurücklassen und der Baron an der linken Seite gelähmt bleiben würde. Er ertrug anscheinend sein Schicksal mit größter Fassung und Geduld; doch einmal, als er sich unbeobachtet glaubte, hörte ihn Mathilde qualvoll aufstöhnen und sah, wie er in Verzweiflung die schlaff herabhängende linke Hand angriff und an sich preßte, als müsse er ihr wieder Leben zuführen können.

Dieser Einblick in seine Seele zerriß ihr vollends das Herz.

„O Vater," rief sie, ihn umklammernd. „Laß Dich trösten von der Liebe Deiner Tochter! Ich gelobe Dir's, ich will keinen anderen Gedanken haben, als Dich! Ich will Deine linke Hand sein und nie von Dir gehen!"

Der Baron streichelte ihr sanft den blonden Scheitel, befremdet von dieser Leidenschaftlichkeit, die er in seiner Tochter nie vermuthet hätte.

„Armes Kind!" sagte er gerührt. „Ich hätte Dir ein schöneres Loos gewünscht! Aber wir wollen tragen, was uns auferlegt worden ist!"

Mathilde nahm es ernst mit ihrem Gelöbniß. Sie suchte jede Regung in ihrer Seele, die nicht dem Vater galt, zu unterdrücken; sie vermied es, Rueda zu begegnen, obwohl der Baron demselben ein paar dankende Zeilen für die ihm bewiesene Theilnahme hatte zukommen lassen, es auch gestattete, daß die beiden Knaben zuweilen auf die Villa „Waldlust" zum Besuch gingen, überhaupt seinen Groll gegen ihren Freund vollständig vergessen zu haben

schien. Sie frug nicht nach der Ursache dieser Wandlung; sie schämte sich nur ihrer einstigen trotzigen Auflehnung gegen ihren Vater und verzieh sich's nicht, daß sie diesem ihr Herz und ihre Liebe entzogen hatte, um sie einem Fremden zuzuwenden, der nicht darnach begehrte.

Eines Tages aber saß Julie neben dem Baron auf der Veranda, auf welcher er nun, auf einem Ruhebett liegend, die sonnigen Tagesstunden zubrachte und las ihm vor. Sie war ihm eine unentbehrliche Gefährtin bei den naturwissenschaftlichen Studien geworden, die er wieder aufgenommen hatte; er zog ihre klare, gleichmäßige Vortragsweise der etwas verschleierten, schwankenden Stimme seiner Tochter vor, und wußte auch sehr wohl, daß Mathilde viel mehr Sinn für Poesie und schöne Literatur, als für exaktes Wissen besaß, während die junge Wittwe nicht blos aus Pflicht, sondern mit regem Interesse an seiner Lektüre Theil nahm.

War's das Sonnenlicht über den Bäumen, oder der süße Resedenduft, der noch immer dem Garten entströmte, oder Juliens weißes Kleid, das sie seit Langem wieder trug, was den Baron an jenen Morgen gemahnte, da er erregt und lebensfreudig auf die Jagd gefahren war, er unterbrach plötzlich seine Vorleserin.

„Wie wenig sich in der Landschaft verändert hat," sagte er mit einem tiefen Seufzer, „seit ich zum letzten Mal als gesunder Mensch durch den Garten ging! Die Bäume haben noch nicht die Blätter verloren — nur mein Leben ist kahl und winterlich geworden. Damals habe ich Ihnen eine Erklärung für mein seltsames Be-

nehmen versprochen — bei meiner Rückkehr; seitdem aber bin ich so bitterlich gestraft worden für die leidenschaftliche Heftigkeit, die ich damals an den Tag legte, und die Sie mir wohl verziehen haben, ohne Worte. Aber ich will Ihnen heute wie ein entschwundenes Märchen erzählen, was ich Ihnen damals sagen wollte.

Ich habe kein heiteres, kein vollgenossenes Leben hinter mir, liebe Julie. Was ich vor Anderen vielleicht an äußeren Vortheilen voraus hatte, das ward durch die Vorurtheile meines Standes und meiner Erziehung verkümmert. Ich habe das erst in recht späten Jahren erkennen gelernt. Ich bin auch während meiner Ehe nicht unglücklich gewesen; ich hatte mich, wie das in unseren Familien üblich ist, nach Wunsch und Bestimmung der Eltern und Verwandten verheirathet, und fand es fast selbstverständlich, daß meine gute Frau theilnahmlos und kränklich war, meist auf dem Sopha herumlag und mich allein ließ. Wir haben nie ein böses Wort für einander gehabt, aber wir sind uns immer förmlich, im Innersten fremd gegenüber gestanden. Und erst nach langer Zeit, erst als Sie in unser Haus kamen und trotz Ihrer Trauer und Ihrer tiefen Kümmerniß mit solcher Kraft und Frische bei uns wirkten, da ich zum ersten Male den belebenden Einfluß einer gesunden, energischen Frau auf ein Heimwesen, die anregende Wirkung eines gebildeten, weiblichen Geistes erfuhr, erst da habe ich mir gesagt, daß meine Ehe eine sehr traurige gewesen sei. Und Sie wissen ja, liebe Frau Julie, der Mensch wird nie müde, an das Glück zu glauben. Ich frug mich, ob ich nicht das Recht

hätte, nach all' den Jahren, die ich den Vorurtheilen und Ueberlieferungen geopfert, einmal Mensch zu sein. Ich verhehlte mir nicht, daß meine Jugend dahin, daß ich keinen Anspruch mehr hätte, von einem jungen Weibe geliebt zu werden. Aber in meinen besten Stunden dachte ich, daß eine Frau wie Sie, die so früh den Verzicht hatte kennen lernen müssen, so früh einsam geworden war, vielleicht die treue, fast väterliche Neigung eines Mannes doch zu schätzen wüßte! Eines wußte ich ja, daß auf mein reifes Leben durch eine solche Gefährtin ein rechter Sonnenglanz fallen und es verklären würde zu einer Schönheit, die ihm nie zu Theil geworden! In schlimmen Augenblicken haßte ich freilich in grimmiger Eifersucht den jüngeren, berechtigteren Mann, der in Ihre Nähe kam. Wenn ich denke, mit welchem Jubel ich damals von Ihnen ging, nachdem Sie mir gesagt, daß Ihr Haß gegen Erwin Rueda noch fortbestehe!" fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort.

Die junge Frau, die ihm bisher in ernstem Schweigen zugehört hatte, machte bei diesen Worten eine Bewegung und suchte ihm ihr Gesicht zu entziehen. Sie fühlte, daß ihr das Blut heiß in die Wangen stieg; sie fürchtete, ihre Augen könnten verrathen, wie morsch und hinfällig der alte Haß gegen Rueda geworden war. Um ihre Verwirrung zu verbergen, fing sie zu sprechen an.

„O Herr Baron, ich habe nur ein Gefühl," sagte sie bewegt, „das einer großen Dankbarkeit und —"

Aber er unterbrach sie rasch: „Nein, Julie, erwiedern Sie mir nichts. Das Schicksal hat mir ja bereits die

grausame Antwort gegeben auf die Frage, die auf meinen Lippen schwebte. Es hatte für den Vermessenen, der jugendliche Hoffnungen hegte, schon den Schlag bereit, der ihn zum siechen Greis, zum Krüppel gemacht hat. — Geben Sie mir nur Ihre Hand und verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen vergangene schöne Träume erzählt habe — die Träume eines alten Mannes!"

Julie reichte ihm stumm die beiden Hände und blickte voll Rührung auf das völlig weiß gewordene Haupt. Wie unnahbar stolz war ihr einst dieser Mann erschienen, und mit welch' demüthigem Flehen schauten nun seine Augen zu ihr auf. Sie las eine tiefe, ernste Neigung in den Zügen des Kranken, eine Neigung, die Fieber und Schmerz nicht zerstört, nur entsagungsvoller gemacht hatten; aber diese wehmüthige Liebe steigerte noch den Sturm, der längst ihr eigenes Herz erfaßt hatte und machte sie ruheloser, friedloser noch, als sie gewesen.

Mehrere Wochen gingen dahin. Es wehte kalt und herbstlich von den Bergen. Der Baron saß im gewärmten Wohngemach, und Mathilde sang, um ihn zu zerstreuen, alte Volksweisen, die er liebte. Aber die melancholische Stimme, welche dem Kranken Frieden in die Seele zu gießen schien, weckte Julie solch' unruhiges Sehnen, daß sie fortlief in die freie Luft. Die Knaben waren auf der Villa „Waldluft" zum Besuch; sie schickte eines der Mädchen fort, das sie zurückbringen sollte, und ging, auf die Kinder wartend, am Seeufer auf und ab, an das, vom Westwind gejagt, die Wellen schlugen. Vielleicht hoffte sie, ohne sich's einzugestehen, auch Erwin zu begegnen.

Sie hatte ihn lange nicht gesprochen, und es ging ihr mit seiner Nähe wie mit der des Bergsee's, vor dem sie stets ein dunkles Grauen empfand, und an den es sie doch immer hinlockte mit unwiderstehlicher Gewalt.

Zu ihrer Ueberraschung kam das abgesandte Mädchen allein zurück.

Die Knaben seien im Segelboot draußen auf dem See, berichtete sie.

„Um Gottes willen!" rief Julie bestürzt. „Doch nicht allein? Herr Rueda ist bei ihnen, nicht wahr?"

Herr Rueda sei im Wagen fortgefahren, lautete die Antwort, und in seiner Abwesenheit habe sein zu Gaste auf der Villa weilender junger Vetter Lust zum Segeln verspürt. Der Diener habe abgerathen, da der fremde Herr den See noch nicht kenne; aber auf ihn sei nicht geachtet worden.

Julie hörte kaum mehr, was das Mädchen sprach; sie war die kleine Anhöhe hinaufgeeilt, von welcher man den See überblicken konnte, und hier sah sie wirklich in geraumer Entfernung die „Sturmschwalbe", Rueda's helles Segelboot mit dem rothen Wimpel, über die Wellen streichen.

Da draußen auf dem erregten Wasser war ihr Kind, das Einzige, was sie in der Welt ihr eigen nennen konnte, dem Leichtsinn eines Fremden preisgegeben. Das Rauschen des Windes, das Rollen der Wellen, dem sie eben noch mit Freude gelauscht hatte, klang ihr nun schauerlich, feindlich, verderbendrohend. Sie löste das Tuch, das sie um die Schultern geschlungen hatte, und ließ es, heftig winkend, als Fahne flattern; aber die Knaben

schienen das Signal, mit welchem sie dieselben zurückrufen wollte, nicht zu sehen, oder der waghalsige junge Steuermann mochte auf das Mahnzeichen nicht achten, das Boot entfernte sich immer weiter, ward immer kühner dem Wind preisgegeben.

Julie eilte die Anhöhe wieder herab an das weit vorspringende Ufer, wo ihre dunkle Gestalt sich am sichtbarsten abheben mußte, sie streckte angstvoll die Arme aus, sie winkte, sie versuchte zu schreien, wie auch ihre Stimme in dem Sausen und Branden verhallte.

Immer heftiger schien die Wucht des Windes anzuwachsen; das war kein harmloser Westwind mehr, das war Sturm. Mit weißen Kronen kamen die Wellen heran und schlugen so heftig an den Uferwall, daß der Gischt in die Luft versprühte in schäumenden, breiten Tropfen.

Julie ließ die „Sturmschwalbe“ nicht aus den Augen, die mehrere Male lavirte; dann lief sie athemlos nach der Bucht, wo die Kähne standen, und rief verzweifelt nach einem Schiffer, der dem Segelboote nachfahren, die Waghalsigen warnen oder noch besser zurückbringen sollte. Aber die Fährleute waren fort, ein Schiffer, den sie anschrie, erwiederte, er habe nicht Zeit, sie müsse warten, bis ein Anderer komme.

Julie aber wollte, konnte nicht warten; sie mochte sich auch nicht vom Seeufer entfernen, als könnten wenigstens ihre Blicke über dem Fahrzeug wachen, so lange es in Gesichtsweite blieb. Endlich sprang sie verzweifelt selbst in einen Kahn. Sie hatte die Ruderbewegung oft geübt,

die Angst um ihr Kind lieh ihr verdoppelte Kraft, und sie arbeitete muthig dem Wind entgegen auf die „Sturmschwalbe“ zu. Aber diese Verfolgung war eine sehr schwierige, denn sie vermochte die Wendungen des Fahrzeuges nicht zu berechnen, da sie des Segelns nicht kundig war; ihr schien das Boot wie ein tollgeängstigter Vogel ziellos über die Wellen zu flattern; bald war es so nahe, daß sie es in wenigen Minuten erreichen zu können meinte, dann nahm es plötzlich eine andere Richtung und gewann in dieser in kurzer Frist einen erschreckenden Vorsprung. Ihr aber hämmerten die Schläfen vor Angst, vor Verzweiflung über ihre nutzlose Anstrengung. Sie verlor mit einem Male alle klare Besinnung. Ihre Hände arbeiteten immer noch vorwärts, aber die Ruder schienen keine Gewalt mehr zu haben über die Wellen, die den Kahn umher rissen und all' ihrer Mühe spotteten.

Und dann war es ihr, als stiege die Gestalt ihres todten Gatten aus dem See empor, der ihn verschlungen hatte. Wie eine Offenbarung kam es jetzt hier an der Stelle, wo er vielleicht einst zum letzten Male im Leben ihrer gedacht, im Sterben noch ihren Namen geflüstert hatte, über die junge Wittwe, mit welch' namenloser Sehnsucht nach ihr ihr Gatte hier dahingegangen war. Das große, selige Glück, das sie ihr eigen genannt, stand ihr wieder lebendig vor der Seele, und es erfüllte sie mit Schmach und Entsetzen, daß sie dieser Erinnerung treulos geworden war. Die Wünsche und Gefühle, die ihr in den letzten Wochen das Herz bewegt hatten, schienen ihr nun ein Frevel, ihre Gedanken wurden ihr zum Verbrechen.

Je mühevoller und nutzloser sie gegen die bewegte Fluth ankämpfte, desto heftiger wuchs ihre innere Erregung. Nicht mehr sehnsüchtig und liebevoll stand das Bild ihres Gatten vor ihr, nein, drohend und finster. Er streckte die Arme aus nach seinem Knaben. Er wollte ihr das Kind entreißen. Sie hatte seiner vergessen; sie hatte den Haß begraben für den Mann, der ihres Gatten Tod verschuldet, hatte diesem Verderber ihr Kind anvertraut. Nun mußte es zu Grunde gehen um ihretwillen, um der Treulosigkeit seiner Mutter willen.

Tanzte das Fahrzeug nicht, wie von bösen Geistern beflügelt, nach der Unglücksstätte hin, immer weiter fort von ihrem warnenden, mahnenden Ruf, immer unerreichbarer?

Sie gab alle Hoffnung auf; sie verlor die Gewalt über ihren Kahn und trieb dahin, wie die Wellen sie jagten, und starrte mit verzweifelten Augen auf das dunkelgrüne, sie umbrausende Wasser und auf das weiße Segel der „Sturmschwalbe". Plötzlich sah sie einen kleinen, rasch fortgleitenden Kahn, der dem Segelboote zuzusteuern schien. Sie preßte die Hände wie in heißem Gebet ineinander, ihre Augen folgten dem tanzenden Schiffchen, als müßten sie es beflügeln. Mit einem Male aber stieß sie einen lauten, gellenden Schreckensschrei aus. Das Segelboot hatte sich jählings zur Seite geneigt, sie hatte deutlich eine kleine Gestalt kopfüber in die Wellen stürzen sehen! Es war ihr Kind — der Instinkt der Mutterliebe sagte es ihr — und es war verloren. Rettung kam zu spät. Der Vater hatte sein Kind geholt. Und nun wollte auch

sie zu Grunde gehen. Das Wasser sollte sie verschlingen, wie Alles, was ihr lieb und theuer gewesen.

Das war ihr letzter Gedanke. Dann sah und dachte sie nichts mehr. Die Ruder waren ihren Händen entglitten, bewußtlos sank sie nieder auf den Boden des Kahns, der steuerlos weiter schaukelte, im Kreise von den Wellen getrieben, die am Rand zerschellend einen Sprühregen auf die regungslose Gestalt warfen.

Julie hatte sich nicht getäuscht. Ein zweites Ruderboot war der „Sturmschwalbe" nachgeeilt. Erwin, der auf einer Wagenfahrt um den See begriffen gewesen, hatte plötzlich sein Segelschiff draußen schwimmen sehen. Sofort war er umgekehrt, hatte die Pferde zu rasender Eile angetrieben, in der nächsten Minute saß er in seinem Kahn und durchschnitt, scharf rudernd, die Wellen. Er wußte, daß sein Vetter wohl öfters am Meer die Kunst des Segelns geübt hatte, aber er schenkte dem achtzehnjährigen Menschen, der die Gefahren eines Gebirgssee's und der hier rasch wechselnden Windstöße nicht kannte, wenig Vertrauen, und zürnte über dessen Leichtsinn, bei heftigem Wind die Knaben mitzunehmen. Je näher er an die „Sturmschwalbe" herankam, desto mehr überzeugte er sich, daß er sich nicht umsonst beunruhigt hatte. Der Wind kam immer heftiger, stoßweise, schwankend, und der Vetter schien entschieden den Kopf verloren zu haben und führte manche Bewegung aus, die Erwin einen Ausruf des Zorns und der Ungeduld entlockte.

Und nun hatte er das Fahrzeug fast erreicht, seine zürnende, befehlende Stimme konnte trotz des Sturmes

hinüberdringen. Er sah als erfahrener Segler, der für den Wind gewissermaßen vorausahnende Sinne gewinnt, daß über den nächsten Bergrücken her eine Wolke kam, die einen heftigen Stoß bringen mußte.

„Vorsicht! Stell' das Schiff gegen den Wind, Eugen!" schrie er warnend hinüber.

War der Zuruf falsch verstanden, oder der junge Fährmann durch das Mahnwort gänzlich verwirrt worden, er gab dem Steuer gerade die entgegengesetzte Wendung. In demselben Augenblicke aber sauste schon die Sturmwolke heran, der Wind fiel von rückwärts in das Segel und warf dasselbe herum mit solcher Gewalt, daß die schwere Raa den am Schiffsrande sitzenden kleinen Albert heftig an die Schulter traf und er über Bord fiel.

Erwin sah's, warf sofort den Rock ab und sprang dem Kinde nach. Der Knabe war, durch den Schlag halb betäubt, sogleich hinabgesunken, hatte sich dann in hilflosem Ringen wieder emporgearbeitet und klammerte sich nun so krampfhaft an Erwin, der ihn in diesem Augenblick zu erfassen vermochte, daß er ihn völlig an freier Bewegung hinderte. Rueda aber war ein gewandter Schwimmer und verlor die Geistesgegenwart nicht. Es gelang ihm, die ihm den Athem raubenden Hände des Kindes von seinem Hals zu lösen, und den Knaben mit dem linken Arm festhaltend, ruderte er mit dem rechten kräftig vorwärts, dem Boote zu. Sein eigener leichter Kahn war durch seinen Sprung fortgestoßen worden, und die Wellen hatten ihn erfaßt und trugen ihn weit hinein in den See. Aber auch das Segelschiff war abgetrieben,

und in dem ersten Schrecken über den Unfall wußte der junge Mensch, der neben dem laut weinenden kleinen Bruno in demselben saß, nicht, was er beginnen solle, um möglichst rasch seinem Vetter zu Hilfe zu kommen.

Direkt gegen den Wind konnte er auf Erwin nicht zufahren; er hätte rasch aufkreuzen müssen, um in dessen Nähe zu kommen, er fürchtete aber, damit zu viel Zeit zu verlieren, und machte nun verzweifelte Versuche, gegen den Wind anzukämpfen, der nun wie toll aus dem Bergwinkel herausblies.

Erwin aber sah mit Entsetzen das Segelboot immer weiter abtreiben; die Kleider lähmten seine Kraft, die Wellen erschwerten ihm das Vorwärtskommen. Seit Jahren war er nicht mehr an seinen einstigen Sturz vom Pferd und die erlittene Verletzung erinnert worden, nun machte sich plötzlich an seinem linken Arm, der den schweren Knaben halten mußte, ein heftiger Schmerz geltend. Es waren verzweifelte Augenblicke, aber er hatte nur den einen klaren Gedanken: daß er Juliens Kind retten oder mit demselben zu Grunde gehen wolle.

Der Kahn, in welchem Julie auf dem Wasser herumtrieb, war von einem vorüberfahrenden Schiffer gesehen, für ein vom Wind losgerissenes leeres Boot gehalten und in's Schlepptau genommen worden. Erst nach geraumer Zeit bemerkte er die regungslose Gestalt, die in demselben lag, und schrie sie an. Da er aber keine Antwort erhielt, zog er stillschweigend die zwei Boote an's Ufer, hob, am Land angekommen, die ohnmächtige Frau heraus und setzte sie auf eine Bank, und lief dann, um Hilfe zu holen.

Erst nach einer Weile kam Julie zur Besinnung. Sie schlug die Augen auf, das Heulen des Windes rief ihr sofort Alles in's Gedächtniß zurück, was geschehen war. Sie blickte hinaus auf den See; das Segelboot war verschwunden, kein Fahrzeug weit und breit, nirgends eine Menschenseele an dem einsam gewordenen Ufer, über das schon die Dämmerung herabsank. Stumpfsinnig, keines klaren Gedankens mehr fähig, wankte sie die Dorfstraße zurück bis an die Villa. Aber hier wich die Betäubung vollends von ihr. Das Herz krampfte sich ihr zusammen in der zermalmenden Angst vor dem, was sie nun hören sollte. Es schien ungewöhnliche Bewegung im Hause, die Thür stand offen, Menschen kamen heraus, in den sonst unbewohnten Zimmern schimmerte Licht.

Dorthin hatten sie ihn wohl gebracht, ihren todten kleinen Sohn. Ein Schauder packte sie; sie glaubte auf's Neue das Bewußtsein zu verlieren, und mit äußerster Anstrengung schleppte sie die Füße über die Schwelle. Im Flur stand der kleine Bruno mit verweinten Augen; er lief scheu von ihr fort, als er sie erblickte. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, nach welcher ihre Augen voll Todesangst hinblickten; sie sah die weißen Kissen eines Lagers, sah Mathilde sich über dasselbe herabbeugen und stürzte in das Gemach mit wirren Sinnen, mit einem dumpfen, erstickten Aufschrei.

Da klang ihr eine helle Stimme entgegen: „Mama, Mama, nicht wahr, Du zankst mich nicht!"

Und Julie stürzte nieder vor dem Bettchen und umklammerte das Kind und drückte ihre heißen Augen auf

sein kühles Köpfchen. Nichts war in ihr lebendig, als das Jauchzen der Mutterliebe. Sie hielt ihren Knaben wieder in den Armen, die Welt hatte nichts mehr, dessen sie begehrte.

Sie sah und hörte kaum, was um sie her vorging. Auch als nach einer Weile Erwin in den Kleidern des Barons eintrat, und Mathilde mit begeisterten Augen erzählte, mit welchem Todesmuth ihr Freund den kleinen Albert gerettet habe, wie ihn schon die Kraft zu verlassen gedroht, als ihm sein Vetter mit endlicher Geistesgegenwart ein Ruder zugeworfen, an dem er sich gehalten, bis Hilfe vom Ufer gekommen war, auch nun fand Julie kaum einige verwirrte Worte des Dankes. Ihre Augen hingen an ihrem Kind, und sie fühlte besorgt nach den Haaren, die noch feucht an seiner Stirn klebten, und küßte und drückte die erkalteten Händchen, um ihnen wieder Wärme einzuflößen.

Erst am anderen Morgen, als ihre zitternden Nerven sich wieder beruhigt hatten, ward sie sich klar bewußt, welchen Wendepunkt in ihrem Gefühlsleben die qualvolle Stunde auf dem sturmbewegten See bedeutete.

Erwin kam am Vormittage, um sich nach dem Befinden seines Schützlings zu erkundigen. Sie ging ihm mit ruhigem, freundlichem Gesichte entgegen.

„Er ist gesund und frisch, Dank Ihnen!“ sagte sie, ihm ihre beiden Hände darreichend.

Er hielt die Hände fest und sah ihr mit einem liebenswürdigen Lächeln in die Augen. „Ist das endlich die langersehnte Versöhnung?“ frug er.

„Die volle Versöhnung aus dem Grunde des Herzens," versicherte sie.

„Ich danke Ihnen für dieses beglückende Wort!" rief er, ihre Hand an die Lippen ziehend. Aber er vermochte sich nicht wirklich zu freuen. Er hätte das Gemisch von Trotz und Verwirrung, das sonst seine Nähe hervorrief, so gern auf ihren Zügen beobachtet. Heute aber vermieden ihre Augen die seinen nicht. Ruhig und klar schauten sie zu ihm auf. Diese gelassene Freundlichkeit und unbefangene Güte enttäuschten ihn.

Für Julie aber war's eine große Beruhigung, daß auch seine Nähe sie nicht in dem festen Vorsatze wankend machte, ihrer verworrenen Gefühle für diesen Mann Herr zu werden. In der Nacht hatte sie sich auch die Worte zurechtgelegt, die sie ihm sagen wollte; nun, da sie sprechen sollte, dünkte es ihr schwerer, den Anfang zu finden, als sie gedacht hatte. So schritten sie eine Weile im Garten auf und ab, auf dessen Kieswegen schon viele gelbe dürre Blätter lagen, und plauderten von dem gestrigen Unfall, von dem leichtsinnigen Vetter, der denselben herbeigeführt, von dem Schrecken, den auch er ausgestanden haben mochte, als ihn der Wind immer weiter von dem Schwimmenden abtrieb.

„Sie haben feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt, Herr Rueda," sagte Julie lebhaft. „Seit Jahren erfuhren Sie von mir nur Bitterkeit und Kränkung, und nun haben Sie so viel für mich gethan!"

„Ich habe mich allerdings nie um eines Menschen Gunst gemüht, wie um die Ihre, Frau Julie," gab er

leise zurück und sah ihr mit dem Aufblitzen seiner Augen, das so vielen Frauen schon gefährlich geworden, in das Gesicht. Sie aber schwieg, nachdenklich über die Beete wegblickend, auf welchen nur noch verspätete Astern und ein paar große Sonnenblumen blühten, und mit leiser Bitterkeit fuhr er fort: „Meine gestrige That aber wird viel zu hoch gepriesen. Es war selbstverständlich, daß ich dem Knaben nachsprang; es war Glück, daß ich ihn retten konnte. Es bedeutet wenig, wenn ich mein Leben auf das Spiel setze. Sie wissen, wie werthlos es ist. Es würde kein Auge weinen um mich."

„Wer weiß," sagte sie rasch, fast feierlich, so daß er fragend, staunend die Augen auf sie richtete.

Sollte er doch von diesen trotzigen Lippen ein Liebesbekenntniß vernehmen? Er sah sie verwirrt und mißdeutete ihre plötzliche Befangenheit. Sie aber zögerte zu sprechen, weil ihr jenes letzte Alleinsein mit ihm im Walde lebhaft vor der Seele stand, und weil sie fühlte, daß sie für ihre Erregung, für ihr Schweigen in jener Stunde eine Erklärung finden müsse.

„Wer weiß!" wiederholte sie dann. „Vielleicht gibt es doch ein Herz, über welches das Chaos hereingebrochen wäre mit Ihrem Tode."

Sie sah, wie ihre Worte ihn erregten, wie seine Blicke an ihren Lippen hingen.

„Ich hätte Ihnen das früher schon sagen können, schon damals an jenem Sommertage, als Sie mir von Ihrer Sehnsucht nach Herzensliebe erzählt haben. Aber damals" — ihre Stimme schwankte leise und ihre Finger

zerpflückten ein gelbes Blatt, das sie von einem Strauche gerissen — „damals war der alte Groll gegen Sie noch nicht in mir verstummt. Ich sagte mir, durch diesen Mann ging Dein Glück in Trümmer, sollst Du ihm das seine aufbauen helfen? Darum verschwieg ich den schönen Trost, den ich Ihnen zu geben vermocht hätte."

Die Heuchelei war etwas stockend von ihren Lippen gekommen; nun, da sie über ihre eigenen einstigen Gefühle den Schleier gebreitet hatte, konnte sie offener aufblicken und freier weiter reden. „Heute hat sich mein Groll in Dankbarkeit verwandelt; ich habe Sie als guten, edlen Menschen erkennen gelernt; Ihnen darf ich ein ernstes Geheimniß verrathen. Sie haben kein Recht, Herr Rueda, die Welt liebeleer zu heißen. Es gibt ein Mädchenherz, klar wie Krystall, rein wie Gold, und in diesem Herzen wohnen Sie wie in einem Tempel und es gehört Ihnen in schmerzlicher Treue, aber wie ein Blinder sind Sie seit Jahren an diesem köstlichen Schatze vorübergegangen."

Erwin fühlte bei diesen Worten nur, daß seiner Eitelkeit eine bittere Kränkung angethan wurde. Er war so fest überzeugt gewesen, daß die schöne junge Wittwe mit den heißen, braunen Augen trotz ihres langen Trotzes mit einiger Wärme für ihn empfinde, und sie verwies ihn nun mit gleichgiltigem Lächeln an eine Andere.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, gnädige Frau," sagte er ziemlich herbe, „daß Sie mir die Augen für mein Glück öffnen möchten. Ich fürchte nur, Sie irren sich. Es ist ja leicht zu errathen, von wem Sie mit solch' begeistertem Lobe sprechen. Diesem begeisterten Lobe pflichte ich völlig

bei: klar wie Krystall, rein wie Gold. Nur an die Liebe glaube ich nicht; an die erdenreine Liebe eines Engels, die Jedem helfen, Jeden trösten möchte, die für jedes Menschenkind Güte, Wärme, Geduld besitzt, an diese ja. Aber nicht an die Liebe des Weibes, die nur Einen liebt und von diesem Einen geliebt sein will, wie andere Frauen auch."

„Darin mögen Sie Recht haben," versetzte Julie scharf, „jenes Mädchen, von dem ich Ihnen sprach, liebt nicht, will nicht geliebt sein, wie andere Frauen auch, nicht wie die Frauen zum Mindesten, die Sie wohl bisher gekannt und — vergessen haben. Ihr ist diese Neigung kein Scherz, kein Abenteuer, das kommt und vergeht, an das nach etlichen Jahren nur ein paar welke Blumen noch erinnern, sie ist ihr das Schicksal ihres Lebens. Bis jetzt kein sonniges Schicksal, wie Sie bekennen müssen."

Erwin war plötzlich nachdenklich, fast befangen geworden. „Wenn dem so ist," sagte er leise in tiefem Ernst, „so trägt meine ‚heilige Freundin' ein selbstgeschaffenes Ideal im Herzen, das aus Zufall meine Gestalt angenommen hat. Der wirkliche, wahre Mensch, wie würde er eine solche Liebe solch' reiner unberührten Seele verdienen?"

„Verdienen würde er sie nicht, nein!" erwiederte Julie ehrlich. „Er könnte sie nur dankbar hinnehmen wie eine Schicksalsgnade. Ich fürchte, die wenigsten Männer gehen edel und herzensfrisch genug aus den Stürmen ihrer Jugend hervor, um der vollen, glühenden Begeisterung einer Mädchenseele werth zu sein. Aber für eine Frau,

die wirklich liebt, erlischt der verklärende Schimmer niemals. Auch für Sie gibt es solch' ein süßes Wunder, Herr Rueda, glauben Sie es mir. Ich habe gesprochen."

„Und ich danke Ihnen."

Er verbeugte sich und sie gingen ernst und kühl auseinander. Sie war stolz über den Sieg, den sie über sich selbst errungen, und ein großer Friede war nach der Unruhe der letzten Wochen über sie gekommen.

Ihm hatte die Unterredung vorerst nur einen prickelnden Zorn über Juliens unerwartete Kälte und Gelassenheit geweckt. Doch als er einige Stunden später, von seinem Fenster aus, Mathilde die Marktstraße herabkommen sah, da blickte er doch lange unverwandt auf die vornehme schlanke Gestalt; sie war ihm noch nie so rührend erschienen, wie heute. Durch sein Herz zitterte eine leise wehmüthige Regung, wie er auf die melancholische herbstliche Landschaft hinausschaute, und er saß einsilbig und gelangweilt unter den Gästen, die er für den Abend zu sich gebeten hatte.

Auf den Bergen lag Schnee; es war Zeit zur Heimkehr in die Stadt. Erwin machte in der Villa Laurenberg seinen letzten Besuch. Es sollte ein Abschied sein für lange Zeit, denn der Baron mußte den Winter im Süden zubringen und seine Familie ihn begleiten.

Julie beobachtete mit Theilnahme, inwieweit der Zaubertrank, den sie Erwin gereicht, seine Wirkung gethan. Sie sah es wohl: auch er war nicht unempfindlich für das am süßesten klingende aller Worte: „Du wirst geliebt!" Seine Stimme war weich und herzlich, wenn er mit

Mathilde sprach, er schaute sie so sanft, so bewegt, so forschend an. Das Mädchen aber schien förmlich Juliens Worte Lügen strafen zu wollen. Sie war wortkarg und zurückhaltend, ihre Blicke blieben gesenkt. Und sie, die früher, wenn Erwin Miene gemacht hatte, sich zu entfernen, mit den lebhaftesten Fragen das Gespräch zu beleben gewußt, um den Abschied zu verzögern, stand heute sofort auf, als er sich erhob, und reichte ihm die Hand. „Leben Sie wohl!" sagte sie. „Vergessen Sie unser nicht ganz!" Aber keine Miene verrieth, daß diese Trennung ihr nahe ging.

„Ich darf Ihnen doch schreiben und hoffen, ab und zu Nachrichten über Ihr und der Ihren Befinden zu erhalten?"

„Ich weiß nicht, ob meine Pflichten bei dem Vater mich Zeit zu Briefen finden lassen werden," sagte Mathilde ablehnend.

„Es klingt wie ein Vorwurf gegen mich, wenn Sie sich so überbürdet fühlen, Fräulein!" warf Julie rasch dazwischen.

Mathilde erröthete, sagte aber nichts weiter, und Erwin verließ das Gemach.

Julie begleitete ihn, um rasch nach ihrem Söhnchen zu suchen, der seinem Retter noch einmal die Hand geben sollte, und Erwin flüsterte ihr zu: „Sie sehen doch nun, daß Sie sich geirrt haben, Frau Julie. Die große Flamme, von der Sie mir sprachen, scheint gänzlich erloschen zu sein."

„Können Sie sich wundern, wenn beleidigter Mädchenstolz sie zu verbergen sucht?"

Als sie sich umwandte, bemerkte sie, daß Mathilde, an der geöffneten Thüre stehend, das kurze Zwiegespräch beobachtet hatte, und sie fühlte, wie die Augen des Mädchens in unruhigem Glanze auf ihr ruhten, als sie einige Sekunden später in das Gemach trat.

„Die einstige Feindin Erwin Rueda's scheint nun seine Vertraute geworden zu sein," kam's bitter von den zuckenden Lippen.

Sie war todtenbleich; die Selbstbeherrschung der letzten Viertelstunde schien ihr alle Kraft geraubt zu haben.

„Herr Rueda scheint allerdings an Wohlwollen und Freundlichkeit bei Ihnen verloren zu haben, was er bei mir gewann. Warum wollen Sie ihm nicht schreiben? Warum sind Sie so grausam gegen sich selbst?"

„Sie wissen, daß mein Vater den Verkehr nicht liebt, wenn er ihn auch nicht mehr direkt verbietet. Er ist so gütig, so besorgt um uns, der arme Vater; er will, daß wir uns zerstreuen, aber ich sah es wohl an seiner Miene, wie zornig es ihn machte, als vor Kurzem Herr Rueda mit Ihnen im Garten auf und ab ging."

Julie hatte schon den Mund zu einer Erwiederung geöffnet, aber sie besann sich und — schwieg.

Man hörte unten im Garten die Knaben rufen: „Adieu, adieu, Onkel Erwin!"

Seine heitere Antwort klang herauf.

Da war's um Mathildens stolze Fassung geschehen.

„O, Sie haben Recht, Julie, ich war grausam gegen mich selbst. Ich hätte gerne von ihm gehört. Aber ich kenne mich eben. Wenn ich ihm schreibe, denke ich Tage

lang nur an meinen Brief, lege mir die Worte zurecht, die ich ihm sagen will, und vernachlässige meinen Vater, und das darf, das will ich nicht mehr thun!"

Sie war an das Fenster getreten und sah hinaus auf das Wirbeln der welken Blätter im Herbststurm. Plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und schluchzte: „Das ist der Abschied von der Jugend, von meinem alten süßen Traum!"

— — — — — — — — — — — —

Acht Tage später wohnte die Familie in einer reizenden kleinen Villa an der Riviera. Rings um sie her war wieder sommerlicher Sonnenschein; in leuchtendem Glanz sprach das blaue Meer von der Schönheit der Welt, die unsterblich ist. Der Baron schien neue Lebensfreude in der heiteren südlichen Umgebung zu gewinnen, Julie ward es nicht müde, in die wunderbare Landschaft hinauszublicken und sich von ihr die Seele durchsonnen zu lassen, nur Mathilde schien fast ein Grauen vor dem köstlichen Blau um sich her zu empfinden und sagte traurig: „Es ist zu schön hier, viel zu schön für Jemand, der sich des Träumens entwöhnen will."

Von Rueda war übrigens doch nach kurzer Frist ein Brief gekommen, und Mathilde schien es nicht über's Herz gebracht zu haben, denselben unbeantwortet zu lassen, denn Julie sah sie häufig gedankenverloren vor der Schreibmappe sitzen und bemerkte, mit welcher Hast sie nach gewissen Briefen aus der Heimath griff, auf welche sichtlich eine Männerhand die Adresse geschrieben hatte. Aber das Mädchen schwieg, und so wurde der Name Erwin Rueda kaum mehr zwischen ihnen genannt.

Es vergingen mehrere Wintermonate; der Einfluß des köstlichen heiteren Klima's machte sich in allen Gemüthern geltend. Der Baron war noch immer ein lahmer, der Pflege bedürftiger Mann, Julie immer noch eine einsame arme Wittwe, aber jedes trug die ihm auferlegte Bürde leichter als sonst, und auch Mathildens Herzenskummer schien den düsteren Charakter verloren zu haben.

Nach diesem friedvollen, sonnigen Dahingleiten der Tage war Julie dann um so mehr überrascht, als eines Tages Mathilde in ganz fassungsloser Erregung in ihr Zimmer stürzte, mit brennenden Augen, Spuren von Thränen auf den Wangen.

„O Julie," rief sie, „ich kann diesen schweren Kampf nicht allein auskämpfen! Ich muß mir Muth und Kraft bei Ihnen holen. Es ist zu viel, was das Schicksal von mir verlangt. Ich habe Ihnen verhehlt, daß ich trotz meines Vorsatzes mit Erwin Briefe wechselte. Es war so schön, einmal allein unter vier Augen mit ihm plaudern zu können, und manche Worte, die ich nie zu sprechen gewagt hätte, die schrieb ich ihm ohne Scheu. Aber ich schwöre Ihnen: ich suchte ihm mein Herz und meine Liebe zu verbergen, und es ist nicht meine Schuld, daß ich mich so wenig zu verstellen vermag, und daß er mir doch in der Seele lesen konnte. Und nun, nun schickt er mir diesen Brief!"

Es war der zweite Bogen eines langen Schreibens, den sie Julie reichte; diese las:

„Sie frugen neulich mit leisem Spott: kann ein Weltkind wie Sie denn Freude haben an den Worten eines

weltfremden Mädchens, wie ich? O Mathilde, wissen Sie denn nicht, was Ihre Briefe mir sind? Daß sie der Inhalt meines Lebens geworden? Dank dem Himmel, daß Sie weltfremd geblieben, Mathilde! Ich kenne das, was man so Welt heißt, und mir schaudert davor. Aus Ihren Briefen aber spricht, was ich bisher nicht kannte: eine tiefe, edle, warme, reine Frauenseele. Daß Sie Verehrung verdienten, meine Freundin, das freilich wußte ich lange, und doch verstand ich Sie nicht ganz. Ich kannte Sie seit Jahren, und kannte Sie doch nicht. Sehen Sie, wir Männer sind nun einmal so geartet, daß wir wohl Ehrfurcht, Bewunderung zu empfinden vermögen für ein Weib, das wie eine kühle Heilige unerreichbar auf dem Altare steht über uns; die rechte Wärme aber weckt uns die Heilige doch nur, wenn wir denken, hoffen dürfen, daß auch ihre Wangen sich höher färben, ihr Herz schneller zu schlagen vermag, daß sie bei dem rechten Wort, vom rechten Mann gesprochen, herabsteigen könnte von ihrem Altar — ein lebendiges, fühlendes Weib. Sie waren mir eine kalte, marmorne Heilige, Mathilde. Erst seit ich Ihre Briefe gelesen habe, seit wir uns in dieser Trennung zum ersten Male allein, ohne Zeugen gegenüber gestanden haben, weiß ich, daß warmes Blut in Ihnen pulst, daß das Wort ‚Liebe‘, von den rechten Lippen gesprochen, ein Echo in Ihnen finden müßte. Und seitdem ich es weiß, denke ich Tag und Nacht an meine holde Freundin mit den süßen, unergründlichen Augen. — Warum hüllen Sie sich so strenge in die grauen Schleier der Pflicht, Mathilde? O, ich verstehe wohl: Sie sind

so großmüthig, daß Ihr Leben nur erfüllt scheint, wenn Sie es opfern für das Wohl eines Anderen. Aber wäre es nicht eine Mission, die Ihrer Jugend, Ihrem Liebreiz besser ziemte, als die traurige Entsagung an einem Krankenbette, wenn Sie sich des verlorenen Weltkindes erbarmen und sein Herz wieder jung und gut und froh machen würden? Mathilde, ich weiß es, wenn Ihre reinen Lippen meine Stirn berührten, wenn Ihre Hand in der meinen läge, so müßten die Erinnerungen der Vergangenheit von mir weichen wie Spukgestalten; ich sähe in Deine guten, lieben Augen und sähe in ihnen eine neue, bessere Welt.

Ja, Mathilde, süße Heilige, laß Dir das Evangelium der Liebe predigen. Es ist mächtiger, als die starre Pflicht. Es muß siegen über Deine stolze Seele. Kennst Du die schönen Verse Heine's? Sie klingen mir beständig im Ohr und im Herzen:

„Ich glaub' am Ende brach' ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
Heirathe mich und sei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie Du und glücklich sei."

Das Gedicht ist traurig und endet traurig. Ein Kranker hat es geschrieben und — er träumte ja nur. Ich aber träume nicht. Die holde Gestalt lebt und ihre Lippen können süße Antwort sagen. Und heiß und dringend, aus vollem, warmem, bittendem Herzen sage ich ihr: ‚O, sei mein Weib, Mathilde!'"

Julie ließ das Blatt der Hand entsinken. „So sind

ihm endlich, endlich die Augen aufgegangen!“ rief sie. Erst die Miene des Mädchens erinnerte sie wieder, daß dieses Geheimniß ihr mit verweinten Augen anvertraut worden. „Und Sie sind traurig und niedergeschlagen, während sich erfüllt hat, was Sie Jahre lang ersehnten als höchste Erdenseligkeit? Sie jubeln nicht über Erwin’s erste Liebesworte?“

„O, wenn Sie wüßten, Julie,“ rief das Mädchen leidenschaftlich, „wie mein Herz hin und her gerissen ist zwischen Wonne und Weh! Ich bin ja dankbar, unsäglich dankbar, daß Erwin einmal im Leben so lieb und warm zu mir gesprochen hat. Aber jetzt, da ich das Glück so nahe vor mir sähe, da mein kühnster Traum sich verwirklichen könnte, nun fühle ich erst, wie zermalmend, wie unmenschlich die Entsagung ist.“

„Müssen Sie entsagen, armes Kind?“ rief Julie schmerzlich ergriffen.

„O fragen Sie doch nicht! Sie wissen ja, wie meine Antwort lauten, wie traurig dies enden muß. Oder halten Sie mich für eine so schlechte Tochter, daß ich jetzt vor meinen Vater hintreten und ihm sagen könnte: ‚Ich weiß, Du bist elend und einsam, aber ich gehe trotzdem von Dir. Ich habe Dir gelobt, keinen anderen Gedanken zu haben, als Dich, und Deine linke Hand zu sein, aber ich schlage alle meine Verpflichtungen und meine Versprechungen in den Wind, denn mich ruft das Glück. Einen Anderen habe ich tausendmal lieber als Dich, einen Mann, dem Du abgeneigt bist, Vater, dessen bloßer Name Dich zornig macht.‘ — Julie! Nicht wahr, das Alles ist unmöglich!

Meinem gesunden, stolzen Vater gegenüber hätte ich wohl den Muth gehabt, meine Liebe zu vertheidigen. Vor einem Jahre noch wäre ich fortgelaufen in die weite Welt, wenn Erwin es gewollt hätte; dem armen, hilflosen, traurigen Mann kann ich nicht von einer Wahl sprechen, die ihn so tief verletzen müßte."

Julie hatte eine Weile nachdenklich vor sich hingeblickt.

„Ihr Vater wäre dieser Wahl nicht so abgeneigt, als Sie denken. Sie haben seinen Groll auf Erwin falsch gedeutet," erwiederte sie leise, in tiefes Sinnen verloren. Dann, mit einem plötzlichen Entschlusse, zog sie Mathilde an sich, legte ihr die Hände auf das blonde Haupt, daß das erregte schöne Gesicht nun dicht zu ihr aufblicken mußte, und sagte sehr warm und feierlich: „Nein, liebes Mädchen, Sie sollen das große Opfer nicht bringen. Sie sollen Ihr Herz und Ihr Glück nicht mit Füßen treten. Bekennen Sie Ihrem Vater, wie lange Sie Erwin lieb hatten! Wie reichlich Sie den endlichen Sonnenschein verdient haben. Und wenn er traurig wird durch Ihre Beichte, so sagen Sie ihm: Julie wird bei Dir bleiben als Deine Tochter, Deine Freundin, Deine treue Pflegerin, als Dein Weib, wenn Du es so haben willst."

Es war ein so tiefer Ernst in den Worten der jungen Frau, daß Mathilde einen Augenblick den Konflikt ihrer Seele vergaß in regem Interesse.

„Mein Vater hat Sie lieb, Julie?" rief sie. „Er hat es Ihnen gesagt?"

Julie nickte. „Bevor ihn das Unglück traf, hat ihm die Frage auf den Lippen geschwebt, ob ich sein werden

wolle," gab sie leise zurück. „Seitdem er mir das gestand, habe ich aus seinen Worten wohl herausgefühlt, daß mit seiner Krankheit dieser Wunsch nicht in ihm erstorben ist, daß er ihn nur nicht mehr auszusprechen wagt — um meinetwillen."

„Ach, Julie! Sie sind auch noch so jung, so schön! Und Sie sollten Ihr blühendes Leben einem siechen, greisen Manne zum Opfer bringen?"

„Mein Glück ist unwiederbringlich dahin," gab die junge Wittwe mit zuckenden Lippen und dunkel vor sich hinträumenden Augen zurück. „Als es mir genommen ward, habe ich freilich in wilder Verzweiflung den Himmel angeklagt über mein ungerechtes Loos. Seitdem aber that ich einen ernsteren Blick in die Welt und lernte einsehen, daß ich immer noch zu den Bevorzugtesten, zu den Begnadetsten gehörte, weil ich einmal ein rechtes Vollglück genießen durfte. Aber erst seit der Stunde, da ich um meinen Knaben bangte, weiß ich, daß es für mich nur den Blick in die Vergangenheit, keinen in die Zukunft geben darf. Ihren Vater würde die Treue für einen Todten nicht kränken und mein Leben wäre nicht arm, es wäre erfüllt von meiner Erinnerung, von der Liebe für mein Kind und von einer edlen Menschenpflicht. Sie aber, Mathilde, sollen die höchste Seligkeit erfahren, welche die Erde zu verschenken hat, vor Ihnen liegt noch das Glück."

Das Mädchen hatte mit großen, ernsten Augen auf Juliens Lippen geblickt, als entströme ihnen eine wundersame Offenbarung. Und dann, als begriffe sie erst, welcher Lichtglanz über ihr eigenes Dasein fiel, rief sie in

leidenschaftlichem Jubel: „Julie! Wär's möglich! Soll ich an das Unfaßbare denken dürfen! Ich muß nicht die Hand auf mein Herz drücken und es schweigen heißen! Ich soll frei sein? Soll ihm sagen, was ich eine ganze Jugend lang in mich verschloß, soll ihn mein nennen, wirklich mein, endlich mein? — Julie, Sie sind die Heilige, die Opfermuthige, Pflichtgetreue; ich — ich bin nur ein thörichtes, selbstsüchtiges Mädchen! Aber danken will ich es Ihnen mein Leben lang. Ich hab' ihn ja so unsagbar lieb!"

Und sie warf sich in Juliens Arme und lachte und schluchzte und stammelte Worte des jauchzenden Entzückens, während der jungen Frau heiße Thränen über die Wangen flossen. War's Mitfreude, Rührung, Erinnerung, oder ein letztes banges Weh ihres besiegten Herzens — sie hätte es nicht zu sagen vermocht. —

Und wenige Jahre später ging am Ufer des Meeres, an dem schon erste weiche Frühlingsluft wehte, ein Brautpaar Hand in Hand und schaute, von rosiger Zukunft träumend, in die sinkende Sonne; auf der Veranda saß Julie neben dem Ruhebett des Barons, während im Garten die Knaben jubelten.

„Unsere Söhne," sagte der Baron leise und beugte sein weißes Haupt auf die Hand der jungen Gefährtin in wortloser, scheuer Dankbarkeit. Aber der Blick, mit dem er sie ansah, verrieth es ihr, welch' tiefen, beseligenden Trost sie diesem einsamen, traurigen Herzen gebracht, und sie fühlte, daß auch auf ein zerrissenes Leben noch ein Sonnenglanz fallen kann — im Glücke Anderer.

Die Mutter des Königs von Rom.

Ein Lebensbild aus der Geschichte.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

Nach dem siegreichen Feldzug von 1809 gegen Oesterreich war es endlich beschlossene Sache bei Napoleon, sich von seiner Frau Josephine zu trennen, um sich mit einer Prinzessin von Geblüt zu verheirathen, die ihm noch eine Nachkommenschaft verspreche. Auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes kam bestimmend der Ehrgeiz über ihn, nicht blos der Gründer eines großen Reiches, sondern auch der einer Dynastie zu sein.

Am 30. November kündigte er seinen Entschluß der ihn immer noch aufrichtig liebenden Josephine an. Wie immer, wenn er im Innersten bewegt war, nahm er hierbei eine ingrimmige Miene an und stieß es rauh heraus, daß die Zukunft seines Reiches von ihnen Beiden das Opfer verlange, sich zu trennen. Josephine hatte seit Jahren schon diesen Schlag erwartet, aber immer wieder gehofft, daß er ihr erspart bleiben werde. Jetzt, da er sie so plötzlich traf, brach sie unter Krämpfen und Thränen ohnmächtig zusammen.

Auch Napoleon konnte seine Bewegung nicht länger verheimlichen, und seine Augen wurden feucht. Er hatte Josephine innig geliebt und ihr eine aufrichtige Neigung bewahrt. Aber der Ehrgeiz überwog. So ließ er sich durch Senatsbeschluß und einen von ihm bewirkten Kommissionsspruch von sieben französischen Bischöfen von Josephine scheiden, indem er ihr Rang und Titel einer Kaiserin beließ, sowie drei Schlösser und dazu drei Millionen Franken jährlicher Einkünfte verschrieb.

Wegen seiner Wiedervermählung hatte er eine russische oder österreichische Prinzessin in's Auge gefaßt. Von seinem „Freunde" Alexander I. ließ er sich zunächst die Hand der Großfürstin Anna erbitten. Aber der Zar machte Ausflüchte; erzürnt darüber brach Napoleon kurzweg die Unterhandlungen ab und ließ um die Erzherzogin Marie Luise werben, durch Metternich im Geheimen versichert, daß er damit nicht abgewiesen werden würde. In der That machte man in Wien keine Bedenken geltend. Es war ein politisches Gebot, dem das Haus Oesterreich durch das Opfer einer seiner Töchter glaubte Rechnung tragen zu müssen. Im Februar 1810 wurde der Ehevertrag abgeschlossen, der genau nach dem zwischen Ludwig XVI. und Marie Antoinette bestandenen abgefaßt war. Die zukünftige Kaiserin der Franzosen, welche in dem Schlosse wohnen sollte, von wo achtzehn Jahre zuvor die Königin Marie Antoinette, ebenfalls eine Oesterreicherin, ihren Weg durch die Kerkerschmach zum Schaffot hatte nehmen müssen, wußte noch nichts von dem ihr bestimmten Schicksal. Als sie es dann erfuhr, ergab sie sich bald darein,

die Frau des Schrecklichen zu werden, der ihre Familie mit seiner Kriegsgeißel zweimal aus der Wiener Hofburg vertrieben und gegen den sie bisher nichts als Schmähworte und Verwünschungen im Kreise ihrer Familie vernommen hatte. Prinzessinnen ist es ja bekannt, daß über ihre Hand meist nach den Rücksichten politischer Zweckmäßigkeit verfügt wird, und Marie Luise besaß eine zu unselbstständige Natur, um nicht in kindlichem Gehorsam zu thun, was man von ihr verlangte.

Sie war eine Tochter des regierenden Kaisers Franz aus dessen zweiter Ehe mit einer Prinzessin von Neapel, und als sie Braut des gewaltigen Eroberers wurde, etwas über achtzehn Jahre alt. Sie konnte gut französisch sprechen, sticken, Klavier spielen, malen, besaß ein angenehmes, jugendfrisches, aber nichtssagendes Gesicht, hatte schöne blonde Haare, eine hübsche, rundliche Figur, und in der kindlichen Bescheidenheit ihres Benehmens erschien sie reizvoll.

Am 11. März fand in Wien die Vermählung statt, bei welcher Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, die Stelle des Imperators vertrat, mit dem er dort um den blutigen Lorbeer gerungen. In Compiègne wollte dieser seine junge Gemahlin erwarten. Von Liebessehnsucht für sie erfüllt, schrieb er ihr täglich Briefe, sandte ihr Blumen und eilte ihr sogar bis Soissons entgegen. Drei Tage feierte er dann sein neues Glück mit ihr in Compiègne.

„Mein Gemahl," schrieb Luise, wie sie von ihm und in ihrer Familie genannt wurde, nach Hause, „liebt mich inniglich; ich bin ihm auch sehr erkenntlich, erwiedere

herzlich seine Liebe; ich finde, daß er sehr gewinnt, wenn man ihn näher kennt; er hat etwas Einnehmendes und Zuvorkommendes, dem man unmöglich widerstehen kann. Ich bin überzeugt, daß ich recht zufrieden mit ihm leben werde."

Am 2. April hielt das Paar unter außerordentlicher Pracht in goldstrotzendem Wagen, Napoleon in Purpurmantel und Weiß gekleidet, seinen Einzug in Paris, und glänzende Feste fanden Tag um Tag zu Ehren desselben statt.

„Ich kann Ihnen versichern, liebster Papa," schrieb in diesem Flitterwochenrausch die französische Kaiserin an ihren Vater, „daß Ihre Prophezeiung eingetroffen ist; ich bin so glücklich, als Sie es mir sagten, daß ich es sein würde. Je mehr ich meinem Gemahl Freundschaft, Liebe und unbeschränktes Vertrauen zeige, desto mehr überhäuft er mich mit Aufmerksamkeiten aller Art. Er hat die nämliche Gewohnheit wie Sie, bester Papa, zu fragen, ob man eine Sache begreift, und wenn man Nein erwiedert, Jedermann bei der Nase zu ziehen; die meine ist schon völlig verunstaltet."

Napoleon hatte diese Ehe geschlossen, um einen Sohn zu erhalten. Zuversichtlich seinem Glück vertrauend, sagte er sogar dieses Ereigniß voraus. Und in der That sah er am 20. März 1811 schon seine Hoffnung erfüllt. Er zeigte mit Freudenthränen seinem Hofe den Erben seines Reiches, den zweiten Napoleon, in Purpur geboren, in der Wiege schon König von Rom und Majestät geheißen. Um dieses Sohnes willen liebte er Marie Luise mit einem

aus Egoismus, geschmeichelter Eitelkeit, aus Wohlwollen und Zutraulichkeit des gereiften Mannes gemischtem Gefühl. Sie hatte seine Hoffnung erfüllt, die Zukunft seines Geschlechts gesichert zu haben, und dafür war er ihr dankbar. Alle ihre Wünsche suchte er zu befriedigen, und ihr Haushalt war mit mehr als sechs Millionen ausgestattet, ungerechnet der Ausgaben für den kleinen Prinzen.

Aus dieser Dankbarkeit und in dem Vertrauen, welches er zu dem jungen, lenksamen Weibe hatte, setzte Napoleon 1813 Marie Luise während seiner Abwesenheit im Felde zur Reichsregentin ein. Reichsregentin sollte sie auch bleiben im Falle seines Todes bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes. Ihr wurde zwar ein Regentschaftsrath beigegeben, aber nur mit berathender, nicht mit entscheidender Stimme. Feierlich legte sie am 30. März in seine Hände den Eid ab, sich ihres Amtes als Mutter, Gattin und Kaiserin würdig zu zeigen, und so lange er noch in Paris war, ließ er sie an allen Ministersitzungen theilnehmen.

Aber als 1814 die große Prüfung an sie herantrat, zeigte sie sich ihrer Pflicht und Aufgabe keineswegs gewachsen. Freilich, als sie beim Anzug der siegreichen Verbündeten aus Paris entfloh, folgte sie gehorsam nur einem Befehle ihres Herrn und Gemahls; aber wäre ein Zug von einer Herrscherin in ihr gewesen, so hätte sie dadurch nicht die Zügel der Regierung aus den Händen gegeben. Es hatte keinen Werth, daß sie aus Blois, wohin sie sich mit ihrem Sohne und den in Paris anwesenden Mitgliedern der Napoleonischen Familie begeben, eine Proklamation erließ, in der sie die Franzosen zur

Treue gegen den Kaiser aufforderte und nur für ihre Verordnungen Gehorsam heischte. Man ging darüber zur Tagesordnung über und schickte ihr nicht einmal Nachrichten über das, was sich zutrug und ihr Schicksal so nahe mit berührte. Nur Napoleon in Fontainebleau unterhielt durch Kuriere mit ihr noch eine lebhafte Verbindung, die ihre Rathlosigkeit aber nicht heben konnte.

Bei ihrer Flucht aus Paris hatte sie die bedeutendsten Werthsachen des kaiserlichen Hauswesens, das baare Geld in der Privatschatulle und auch alle Krondiamanten mit sich genommen. Da sie eine Plünderung ihrer kostbaren Gepäckwagen durch die streifenden Kosaken befürchtete, so trug sie Tag und Nacht die Krondiamanten an sich und in ihren Kleidertaschen. Der berühmte große Diamant „Regent", allein Millionen an Werth, befand sich am Griff des Reichsschwertes Napoleon's. Sie ließ die Klinge desselben abbrechen, um den Griff mit dem Juwel zu sich stecken zu können. Als nun in Blois mit der Abdankung ihres Gemahls ihre Regentschaftsstellung in Nichts zerfloß, schickte Talleyrand ihr Beamte nach, um ihr die entführten Schätze wieder abzunehmen, ehe sie Frankreich verließ. Diese Abgesandten erreichten sie erst in Orleans, wohin sie sich gewandt hatte, und plünderten sie da so vollständig aus, daß sie nicht einmal mehr Tafelgeschirr behielt und sich daher solches vom Bischof während ihres Aufenthalts in dieser Stadt entlehnen mußte.

Hier in Orleans war der Wendepunkt ihres Lebens. Sie wußte nicht, was thun. Die Brüder Napoleon's, Jerome und Joseph, hatten sie nach Bourges entführen

wollen, um sie dem Kaiser Franz gegenüber als Geisel zu verwenden. Aber sie hatte sich dagegen gewehrt und auch bei den russischen Offizieren, die in Blois schon auf höheren Befehl sich bei ihr eingefunden hatten, um sie zu überwachen, Schutz gefunden. Infolge dessen entfernten sich alle Mitglieder der Napoleonischen Familie von ihr, und ihr Hofstaat löste sich auch mit ihrem Willen auf. Von ihrem Gemahl blieben die Briefe aus, und so dachte sie daran, sich zu ihm nach Fontainebleau zu begeben, aber die Russen ihrer Umgebung verhinderten sie auch daran.

„Wohin soll ich mich wenden?" sagte sie in ihrer Verzweiflung zu Savary, Napoleon's Polizeiminister, der noch bei ihr war. „Zum Kaiser? Wird man mich mit meinem Sohn, dessen einzige Stütze ich bin, zu ihm lassen? Und verlangt er's selber? Oder zu meinem Vater? Was kann er mir sagen nach der Behandlung, die er mir hat widerfahren lassen! Warum bin ich in dieses Land gekommen! Warum bin ich nicht Stiftsdame geworden, wie es mir die Vorsehung einst eingegeben hatte!"

Inzwischen hatte Metternich im Einverständniß mit dem Kaiser Franz und dem Zaren Alexander beschlossen, sich durch List der Kaiserin und ihres Sohnes zu bemächtigen, und sie von Napoleon zu trennen. Er wußte, daß er mit einem charakterschwachen Weibe zu thun hatte, dem er sogar unter der Behauptung politischer Nothwendigkeit zumuthen konnte, so leicht ihren Gemahl zu verleugnen, wie sie ihn genommen. Sie wurde in Orleans deshalb veranlaßt, sich zu ihrem Vater nach Rambouillet zu be-

geben, wo derselbe Quartier genommen. Ihre französische Schutzwache, die noch bei ihr war, wurde unterwegs von einer russischen und dann von einer österreichischen abgelöst. Zur selben Zeit, als sie derart, ohne es noch zu ahnen, für immer von ihrem Gemahl entfernt wurde, schickte dieser den General Cambronne mit zwei Bataillonen französischer Garden nach Orleans, um Weib und Sohn zu ihm zu bringen. Zu spät.

Marie Luise hatte ihre Zusammenkunft mit ihrem Vater am 16. April. Er theilte ihr mit, daß sie jetzt Herzogin von Parma, und aus dem König von Rom, ihrem Sohne, ein kleiner Prinz von Parma geworden sei. Nichts mehr von französischer Kaiserherrlichkeit und Napoleonischer Gemeinschaft. Man würde sie, während Napoleon im Exil auf Elba bliebe, zunächst nach Oesterreich geleiten. Vielleicht sagte man ihr noch nicht Alles, vielleicht ließ man sie in dem Glauben, den Napoleon jetzt in einem Briefe an sie aussprach, daß er sie im Herbst wiedersehen werde, bis wohin sie ihre Gesundheit in Aix kräftigen möge. Aber wahrscheinlich war ihr der Gedanke schon eingegeben, daß die ganze Napoleonische Heirathsgeschichte für sie nichts als ein Abenteuer gewesen sein solle, das sie vergessen möge, und leichtmüthig machte sie sich wohl schon damit vertraut. Denn in einem Briefe des Herrn v. Bausset, vom Gefolge Marie Luisens, aus Rambouillet schon vom 14. April heißt es u. A.: „Diese Unterredung (zwischen Marie Luise und ihrem Vater), so hoffe ich, wird für immer die Kaiserin Luise ihrer Familie zurückgeben und eine ewige Schranke zwischen der Insel Elba

und den Fürstenthümern Parma und Piacenza errichten. Seit einigen Tagen bin ich beschäftigt, diese Hoffnungen in dem Herzen der Kaiserin zu stärken und den Rückfall in eine sentimentale Albernheit zu bekämpfen. Eine Unterhaltung von mehreren Stunden, die ich letzten Montag in Fontainebleau (mit Napoleon) hatte, gab mir starke Waffen, um den Knoten einer Ehe zu lösen, die ich für abgelaufen erachte."

Napoleon, der solche Verschwörung zum Abfall seines Weibes sich nicht träumen ließ, schrieb noch am 20. April, unmittelbar vor seiner Abreise nach Elba, an sie: „Lebe wohl, meine gute Luise, Du kannst unter allen Umständen auf den Muth, die Ruhe und die Freundschaft Deines Gemahls zählen. Einen Kuß für den kleinen König." Sie erhielt diesen Brief indessen nicht mehr. Die geheime Wache um sie war schon da. Ende April reiste sie mit ihrem Sohne durch die Schweiz und Tirol nach Schönbrunn bei Wien, des tragischen Geschickes sich gar nicht bewußt, das sie als Gattin des gestürzten Imperators ereilt hatte, ein Weib, das wirklich schon jetzt vergessen konnte, welche Pflichten es als Gattin und Kaiserin so feierlich auf sich genommen.

Denn in dem großen, verhängnißvollen Moment, in dem sie ihre kaiserliche Vergangenheit ablegte wie ein Kleid, um es mit einem anderen zu vertauschen, trat der Mann in ihren Kreis, der wie mit einem dämonischen Zauber sie und ihre Sinne beherrschte, der an Napoleon's Stelle ihr Gebieter und auch ihr Gatte werden sollte. Die schwache, klägliche Frau wurde durch diesen Mann

eine schuldige; nach ihrem kraftlosen Abfall von ihren Pflichten wurde sie auch noch eine Verrätherin an denselben.

Gelegentlich war ihr schon Graf Adam Neipperg vorgestellt worden, der in Rambouillet ihr als Reisebegleiter beigegeben wurde. Der Graf, kaum vierzig Jahr alt, war ein wilder Haudegen, der alle Feldzüge Oesterreichs seit 1792 gegen Frankreich mitgemacht hatte, mit zahlreichen Narben und dem Verlust eines Auges seine Tapferkeit bezeugte und damit sich beim weiblichen Geschlecht offenbar interessant machte. Wie im Felde, so hatte er sich auch auf diplomatischem Gebiet bewährt. Ein gewandter Kavalier, der unter verbindlichen Formen verwegenen Muth und Schneidigkeit verbarg, war er in der Wahl seiner Mittel, um seinen Zweck zu erreichen, nicht wählerisch. Er hatte früher, schon auf der Hochzeitsreise in Straßburg, wohl bemerkt, daß Marie Luise eine geheime Abneigung gegen ihn empfand. Nun er sie jetzt als eine junge Frau, der man die Kaiserkrone und ihren Gemahl genommen, wiederfand, erstrebte er desto mehr, daß sie ihn lieben und die Seine werden solle. Und er erreichte diesen Triumph vollauf und schnell. Als Napoleon 1815 noch einmal in kaiserlichem Purpur seinen Thron einnahm, war seine Gemahlin schon die geheime Geliebte ihres Kammerherrn, des Generals Grafen Neipperg. Wie räumlich, so war sie auch in ihrem Herzen und Sinn dem Gatten entfremdet, seiner unwürdig geworden, ohne daß er es wußte oder glauben mochte. Noch immer sprach er von ihr als von seiner „lieben Luise“, und er war doch so schmählich von ihr betrogen!

Auf Elba hatte er sie und seinen Sohn erwartet; in dem fleißigen Briefwechsel, der im Anfang seiner Verbannung zwischen den beiden Gatten noch stattfand, hatte er dieser Hoffnung mit aller Bestimmtheit Ausdruck gegeben. Aber selbst wenn Luise hätte zu ihm kommen wollen, würde es Metternich nicht zugelassen haben. Napoleon sollte für sie todt sein, und Neipperg half ihm getreulich in diesem Bestreben, ohne viel Mühe damit zu haben. Ging sie doch bereitwillig darauf ein, die von Napoleon einlaufenden Briefe dem Kaiser Franz einzuhändigen und endlich keinen einzigen mehr zu beantworten. Als Napoleon, noch auf Elba, diese Metternich'sche Anordnung erfuhr, schrieb auch er nicht mehr an seine Frau. Sie rührte sich nicht, als er nach Frankreich zurückgekommen war und seinen Thron wieder aufgerichtet hatte. Sie erfuhr von Waterloo und von der Abführung Napoleon's nach St. Helena, ohne sich tiefer davon bewegt zu fühlen. Neipperg mit seinem Cyklopenauge hielt sie in seinem Bann. Sie widersprach nicht, als man ihrem und Napoleon's Sohn nun auch die Erbfolge für Parma wieder nahm, einen titularen Herzog von Reichstadt aus ihm machte und selbst seinen Namen mit dem gut österreichischen Franz vertauschte. Metternich, der die Napoleonischen Erinnerungen diplomatisch auszutilgen suchte, wollte es so.

Im Jahre 1816 ließ man sie endlich als „Majestät" nach ihren italienischen Herzogthümern gehen, für die Graf Neipperg im Sinne Oesterreichs die Regierung führte. Ihr Sohn blieb unter den Augen des Kaisers Franz in

Wien oder Schönbrunn in Dunkelheit und durfte niemals nach Italien kommen. Sie sah ihn nur bei Gelegenheit der seltenen, immer durch mehrjährige Zwischenräume getrennten Besuche, welche sie dem kaiserlichen Hofe in Wien abstattete. Die Mutterliebe aber für ihn verleugnete sie wenigstens nicht, wie ihre Gattenpflichten gegen Napoleon. Der französische Gesandte berichtet von Parma aus dem Jahre 1816: „Abends nach dem Kartenspiel läßt die Herzogin das Bild ihres Sohnes, den sie zärtlich zu lieben scheint, holen und zeigt es ihren Gästen."

Unbedeutend an Geist, ohne ihn und ihr Gemüth mehr als oberflächlich zu beschäftigen, führte sie an ihrem stillen Hofe von Parma ein träges, bequemes Leben. Man liebte sie nicht und beachtete sie kaum im Lande, dem sie die regierende Fürstin geworden. Neipperg besorgte die Geschäfte für sie und man hatte im Lande darüber nicht besonders zu klagen. Die Herzogin hielt er mit Sorgfalt in einer gewissen Abgeschlossenheit; Besuche von Fremden wurden selten zu ihr gelassen, und gar solche, die Erinnerungen an die Napoleonische Herrlichkeit und an den Verbannten in St. Helena aufrufen konnten, wurden von ihr nicht leicht empfangen. Sie schickte sich in die Rolle, Geschöpf der Metternich'schen Politik zu sein, auch in dieser Beziehung gefügig, und war als solches völlig unzugänglich für die Pläne der bonapartistischen Geheimbündler, sie auf den Thron Frankreichs zurückzuführen.

Als sie 1816 Bologna besuchte, schrie das Volk ihr in ihrem offenen Wagen zu: „Es lebe der große Na-

poleon! Es lebe seine unglückliche Gattin, die Kaiserin, unsere Souveränin!" Worauf die „unglückliche Gattin" eiligst auf und davon fuhr und ärgerlich sich äußerte, daß das „dumme Volk" in Bologna sie verhindert habe, sich die Sehenswürdigkeiten der Stadt anzusehen. Unglücklich fühlte sie sich in keiner Weise.

„Meine Gesundheit ist sehr gut," schrieb sie 1818, „und was noch mehr Werth hat, ich bin vollkommen glücklich und zufrieden mit der Lage, in der ich mich befinde." Gerade so hatte sie als Gemahlin Napoleon's aus den Tuilerien geschrieben.

Nicht das geringste Verlangen bezeigte sie, Nachrichten, auch auf geheimen Wegen, von dem Gefangenen auf St. Helena zu erhalten; niemals ließ sie eine Zeile oder sonst ein Lebenszeichen dahin gelangen. Und er grollte ihr nicht darum, hing noch immer mit blindem Vertrauen an ihr, was bei seinem Charakter höchst merkwürdig war. „Ich glaube," sagte er zu seiner Umgebung, „daß sie in Allem, was ihre Beziehungen zu mir betrifft, so vollständig von anderen Personen abhängig ist, daß sie in diesem Punkte als willenlos gelten muß. Ich habe mich immer des Verhaltens meiner guten Luise zu rühmen gehabt." Einmal, 1819, sagte Napoleon, als er krank lag, zu seinem Arzt: „Doktor, bringen Sie das Bild dort, das schöne Kind an der Seite seiner Mutter. Das ist Marie Luise; sie hat ihren Sohn auf dem Arm. Und das andere Bild, das ist er noch einmal, der kaiserliche Prinz. Sie ahnen nicht, welche schöne Hand ihn gemalt hat. Seiner Mutter zierliche Kunst hat seine Züge ver-

ewigt. Das Bild vor Ihnen ist Marie Luise noch einmal. Die beiden andern stellen Josephine dar: ich habe sie zärtlich geliebt." — So liebevoll dachte er an die zurück, die in Parma seiner längst vergessen hatte. In seinem Testament noch sagte er wie zur feierlichen Beurkundung: „Ich bewahre meiner geliebten Gattin Marie Luise die zärtlichsten Empfindungen bis zum letzten Augenblick. Ich bitte sie, wachsam zu sein, um meinen Sohn vor den Fallstricken zu bewahren, welche seine Jugend umgeben." So starb er im Glauben an sie, betrogen und verrathen von ihr.

Mitte Juli 1821 kam die Nachricht von dem am 5. Mai erfolgten Tode Napoleon's nach Parma. Als Marie Luise aus der Zeitung davon hörte, schrieb sie (19. Juli) an ihre Freundin Coloredo: „Ich gestehe, daß ich dadurch außerordentlich erschüttert wurde, obgleich ich ein lebhaftes Gefühl irgend einer Art niemals empfunden habe. Allein ich kann es nicht vergessen, daß er der Vater meines Sohnes ist." Sie hätte ihm noch viele Jahre glücklich zu leben gewünscht, „vorausgesetzt, daß er fern von ihr gewesen wäre."

Eine Todtenfeier mußte von ihr doch wenigstens gehalten werden. Nach Neipperg's Anordnungen geschah dies auch, und Marie Luise wohnte dem Todtenamte in der Schloßkapelle bei, legte auch für drei Monate Trauer an. Aber der Name Napoleon wurde niemals bei dem feierlichen Akt genannt. Im Todtengebet hieß es nur „für den Gatten unserer Herzogin."

Das war der formelle Ausgang dieser Ehe einer öster-

reichischen Erzherzogin mit dem Kaiser Napoleon I. Dann folgte das heimliche Nachspiel. Am 15. August, dem Napoleonstage, ließ sich Marie Luise mit Graf Neipperg trauen. So verzeichnen es die Akten; vielleicht war die Trauung auch schon vorher geschehen. Bekannt war es ja, allerdings nur eingeweihten Kreisen, in welchen intimen Beziehungen Graf Neipperg seit Jahren schon zu Marie Luise stand. Tiefes Geheimniß ruhte über dieser Ehe, der drei Kinder entsprossen sind, bis 1829 der Tod Neipperg's sie löste.

Allgemein galt Marie Luise seit 1821 für „Napoleon's fröhliche Wittwe." Auf Festen, auf Reisen, die sie sehr liebte, fand man sie sehr vergnügt. Die Welt war erfüllt von der Erinnerung an Napoleon; sie selber sagte laut, daß sie nicht mehr daran denke, und so seelenruhig, als habe sie ein goldreines Gewissen. Ihr letztes Band mit der Napoleonischen Familie zerriß durch den Tod des Herzogs von Reichstadt am 22. Juli 1832. Sie war an sein Sterbebett im Schlosse zu Schönbrunn geeilt und damit war auch ihre nichtssagende Rolle als Mutter Napoleons II. zu Ende. Ehrgeizig für ihn war sie nicht gewesen; sie wollte, daß er als reicher, unabhängiger Privatmann glücklich sei.

Ungestört führte sie ihr sorgloses, unbedeutendes Leben an ihrem kleinen Hofe zu Parma weiter. Die Welt kümmerte sich nicht um sie; Alles, was zu Napoleon's Nachruhm sich heranbildete, nahm keine Notiz von ihr, als sei sie dessen für verlustig und unwerth erachtet.

Im Jahre 1847 starb sie. Ihre Leiche wurde nach

Wien gebracht und dort bei den Kapuzinern beigesetzt. Von allen ihren Leuten folgte nur einer ihrem Sarge bis zur Gruft. Es war Graf Karl v. Bombelles, Sohn eines französischen Emigranten, und seit Anfang der dreißiger Jahre Oberhofmeister Marie Luisens, seit 1834 aber auch ihr dritter Gatte, was noch mehr als die Ehe mit Neipperg Geheimniß für die Welt geblieben war. So hatte diese Frau wahrlich genug des Ihrigen gethan, um für sich die Episode ihrer Heirath mit Napoleon zu verwischen.

Bei den Hochseefischern.

Schilderung aus dem Seeleben.

Von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Die gewaltigste Macht unseres Jahrhunderts, der Dampf, welche so tief in alle Verhältnisse des Lebens eingegriffen, hat auch einen seit Jahrhunderten fast unverändert bestehenden Berufszweig, die Seefischerei, in vielen Stücken gänzlich umgestaltet. Besonders ist dies der Fall auf der Nordsee, jenem gewaltigen Wasserbecken, das sich zwischen den Küsten Deutschlands, Großbritanniens, Hollands und Norwegens ausdehnt und zur Zeit

der Vikinger oft stolze Flotten trug, welche die benachbarten Küsten bedrohten, jetzt aber von zahllosen Fahrzeugen belebt ist, die friedlichere und nützlichere Ziele verfolgen.

Der Boden der Nordsee, die wegen ihres großen Reichthums an Fischen von den Engländern häufig als der „große Fischteich“ bezeichnet wird, ist in seiner Beschaffenheit der Vermehrung der silberschuppigen Bewohner besonders günstig und entspricht auf das Vollkommenste allen ihren Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten. Thäler und Berge, Niederungen und ganze Höhenzüge mit sanfter Abdachung bildend, ist er ein einziges großes Erntefeld für die Fischerei, und liefert täglich ungeheure Massen von Seezungen, Butten, Schollen, Schellfischen und wie die köstlichen Fische des Meeres sonst alle heißen.

In früheren Zeiten, als der Bedarf noch gering und der Fischer weniger waren, fuhren sie nicht auf die hohe See hinaus, sondern begnügten sich mit der Küstenfischerei, und hatten sie ihren Fang gemacht, so kehrten sie damit an den heimischen Strand zurück, oder sie segelten nach dem nächsten Marktflecken, um ihn in klingende Münze umzusetzen. Jedes Boot arbeitete auf eigene Rechnung.

Dies Alles ist anders geworden. Gegenwärtig senden einzelne Unternehmer oder Gesellschaften alltäglich Dampfboote hinaus zu den oft aus Hunderten von größeren Fahrzeugen bestehenden Fischerflottillen, um die Beute hereinzuholen. Dadurch wird es den Fischern ermöglicht, auf die hohe See hinauszufahren, die Fische kommen frischer auf den Markt und es wird unverhältnißmäßig viel Zeit und Arbeit erspart.

Am vollkommensten haben die Engländer bis jetzt dies System ausgebildet, während die deutsche Hochseefischerei erst neuerdings sich etwas zu heben beginnt. Spekulative Handelshäuser haben bei unseren angelsächsischen Vettern schon längst ganze Fischerflotten in's Leben gerufen, ausgerüstet und bemannt, von denen jede aus 150 bis 200 größeren, kutterähnlich gebauten Fahrzeugen, sogenannten „Schmacken“ besteht, die unter Führung eines „Admirals“ auslaufen und allmorgendlich von kleinen, schnellen, zu diesem besonderen Zwecke erbauten Dampfern aufgesucht werden, welche ihren Fang nach den verschiedenen Märkten befördern.

Dieses System mit allen seinen schon erwähnten großen Vortheilen hat eine vollständige Umwälzung im Leben der englischen Fischer hervorgerufen, die für den Einzelnen wie für das Allgemeine nicht ohne ihre bedenklichen Kehrseiten ist. Anstatt wie früher einen Theil ihrer Zeit daheim zuzubringen, bleiben die Fischer jetzt stetige Wanderer auf den rastlosen Wogen der See, und nur alle acht oder neun Wochen ist ihnen gestattet, auf kurze Zeit an die heimathliche Küste, in den Schoß ihrer Familien zurückzukehren. Diese wenigen Unterbrechungen abgerechnet, bleibt der Fischer von dem Tage an, da er zuerst als Küchen- oder Schiffsjunge eintritt, bis zu der Zeit, da ihn eine frühzeitige, durch übermäßige Anstrengungen herbeigeführte Gebrechlichkeit überkommt, oder er — was nur zu häufig der Fall ist — ein Opfer der entfesselten Elemente wird, im Dienst Tag und Nacht in die enge Schmacke eingepfercht, von jedem Zusammenhange mit der

Heimath, jedem Einflusse des Familienlebens losgelöst, ohne die Möglichkeit, etwas von der Welt und dem, was in ihr vorgeht, zu erfahren, im steten Kampfe mit dem übermächtigen, trügerischen Elemente, mit Schnee, Eis und schneidenden Winden — was Wunder, wenn die englischen Hochseefischer rohe, in ihren Sitten wie in der äußeren Erscheinung vernachlässigte Burschen werden, denen nichts in der Welt heilig ist und die von einem Tage zum anderen in einer Verwilderung dahin leben, deren traurige Folgen auch für ihre Familien nicht ausbleiben.

Die englische Missionsgesellschaft, welche sonst ihre Wirksamkeit lieber in fernen Welttheilen, als daheim entfaltet, erwarb sich diesmal das Verdienst, das Uebel zu erkennen, ihm bis zu seinen Wurzeln nachzugehen und die geeigneten Schritte zur Abhilfe zu thun. Sie rüstete einige Fischerschmacken als Missionsschiffe aus und sucht der sittlichen und körperlichen Verwilderung dadurch zu steuern, daß sie diese außerhalb der Kultur und Civilisation lebenden Männer mit einigen Wohlthaten derselben in Verbindung bringt, sie vor der Ausbeutung durch gewissenlose Spekulanten schützt, die sich ihre Abgeschiedenheit von allem Verkehr mit der Welt zu nutze machen, sowie für die geistige Erhebung Derjenigen Sorge trägt, welche dafür zugänglich sind. Eine kurze Schilderung des Lebens und der Arbeit des Fischers auf hoher See wird dem Leser ein besseres Verständniß dieser segensreichen Wirksamkeit vermitteln.

Die englischen Schmacken, welche meist Hunderte von Seemeilen von der Küste entfernt das Meer nach allen

Richtungen durchpflügen, sind jede mit einem gewaltigen Scharrnetze versehen, welches, besonders zur Nachtzeit auf den Meeresgrund hinabgelassen, hinter dem unter dem Drucke seiner Segel dahingleitenden Fahrzeuge hergeschleift wird und alles Lebendige in sich aufnimmt. Diese Netze werden beim ersten Tagesgrauen entweder von dem „starken Manne", d. h. der Dampfwinde, oder — wenn das Fahrzeug keine solche besitzt — durch Menschenhände aus der Tiefe emporgewunden, und damit beginnt das tägliche Leben auf den Schiffen. Erscheint das Netz über dem Wasser, so strecken sich alle Hände nach ihm aus, um es an Bord zu ziehen, und ist der Fang ein glücklicher gewesen, so bedecken nach wenigen Minuten eine Unzahl von Fischen, Krabben, Austern, Hummern und anderen Bewohnern des feuchten Elements zappelnd, mit den Schwänzen schlagend, emporschnellend, nach Luft schnappend das Deck der Schmacke, untermischt mit Steinen und anderen wenig angenehmen Gegenständen, welche durch ihre Schwere oft genug täuschende Hoffnungen in den Herzen der Fischer erwecken. Diese Dinge, sowie alle werthlosen lebendigen Geschöpfe werden sogleich über Bord geworfen, und letztere schwimmen schleunig der alten Heimath wieder zu.

Dann geht es in größter Eile an das Reinigen, Sortiren und Verpacken des Fanges, denn will man ihn mit dem Morgendampfer abschicken, so ist keine Zeit zu verlieren. Jede der zum Verpacken bereitstehenden deckellosen Kisten nimmt etwa fünfzig Pfund Fische auf und wird, um das Herausfallen des Inhaltes zu verhüten, oben mit Bindfaden verschnürt. An dieser Verschnürung

wird dann eine hölzerne Marke befestigt, welche den Namen oder die Nummer der Schmacke trägt, sowie die Bezeichnung der Waare entweder als „Prima", d. h. Zungen, Butten u. s. w., oder als „Ausschuß", worunter man die weniger werthvollen Sorten, wie Schellfisch, Dorsch u. dergl. versteht. Sind die Kisten fertig, so werden sie in die Boote verladen, welche die Aufgabe haben, sie hinüber zu befördern nach dem Dampfer, in dessen Nähe sich nun bald eine unbeschreiblich lebendige, bei rauhem Wetter aber häufig gefährliche Scene abspielt. Bei hohem Seegange ist es keine Kleinigkeit, die schwerbeladenen Boote, welche bald in die Tiefe sinken, bald auf dem Kamme einer mächtigen Woge reiten, bis zu dem Dampfer hinüber zu steuern und an Bord desselben anzulegen, während dies verhältnißmäßig große Fahrzeug unter dem Andrange der wild erregten Wogen bald auf der einen, bald auf der anderen Seite liegt, bis über den Rand in's Wasser taucht und unablässig von den Wellen überspült wird. Bald werden die Boote von dem Dampfer hinweg, bald auf ihn zu geschleudert, und nicht selten geschieht es, daß eines der kleinen tapferen Fahrzeuge mit Allem, was es enthält, über die Brüstung hinweg auf das Deck des Schiffes geworfen wird, ein Unfall, welcher nie ohne die traurigsten Folgen für die Mannschaft abgeht.

Aber die mit solchen Gefahren vertrauten Leute lassen sich durch kein Bedenken in der Ausübung ihres Berufes stören. Einer von ihnen weiß geschickt den rechten Augenblick abzupassen, um an Bord des Dampfers zu springen und sein Boot vermittelst der Fangleine zu befestigen.

Seine Kameraden reichen ihm die gefüllten Kisten zu, welche von der Mannschaft des Dampfers in Empfang genommen und — so sicher, als Menschenhände dies vermögen — zwischen Schichten von Eis in den unteren Räumen verstaut werden.

Aber nicht eines, nein hundert und mehr solcher Boote spähen nach dem günstigen Moment aus, ihre Fangleine zu werfen und einen möglichst guten Platz zur Löschung ihrer Ladung zu erobern. Dabei verschmäht es keines, den einen oder anderen Kameraden, welchem das bereits gelungen ist, wieder abzudrängen, um sich an seine Stelle zu setzen, und es kommt dabei oft zu Wortgefechten und Handgreiflichkeiten, welche die Gefahr der Lage noch erhöhen.

Alljährlich gehen denn auch eine Menge von Menschenleben beim „Verfrachten" der Fische in der Nordsee verloren. Springt ein Mann zu kurz, glitscht er mit seinen schweren, plumpen Stiefeln aus, verlieren die im Boote aufgestauten Kisten durch die heftige Bewegung des Fahrzeuges plötzlich das Gleichgewicht und gerathen in's Rutschen oder Rollen, oder bringt eine mächtige Woge, eine der vielen ausgeworfenen Fangleinen ein Boot zum Kentern, so sinkt der Mann oder die Mannschaft wie Blei auf den Grund. Ein furchtbarer Schrei — und Alles ist vorüber. Selten kommt bei hohem Seegange einer der so Verunglückten wieder zum Vorschein. „Sie sind todt, ehe sie den Meeresboden erreichen," sagen die Kameraden.

Außer bei diesem schwierigen Verfrachten der dem Meere abgerungenen Beute und bei jenen furchtbaren

Stürmen, welche oft Hunderte von Leben auf einmal vernichten, kommen bei einem Dasein zwischen ewig schwankenden Raaen und Masten, schwingenden Spieren und laufenden Tauen selbstverständlich viele schwere Verletzungen vor. Ebenso sind, trotz aller Abhärtung, Erkältungskrankheiten aller Art sehr häufig, und bis zur Einrichtung der Missionsschiffe gab es für solche Kranke und Verunglückte weder Rath noch Hilfe. Sie mußten ihr Loos tragen und starben häufig, ehe eine heimkehrende Schmacke oder der Fischdampfer ihnen Gelegenheit bot, an's Land zu gehen.

Jetzt ist das anders. Die „Missionsschiffe", deren wir hier gedenken müssen, da sie im Leben der Hochseefischer in neuerer Zeit eine hochbedeutsame Rolle spielen, sind mit einer Apotheke, sowie mit chirurgischen Instrumenten, Schienen, Bandagen, Verbandstoffen u. s. w. ausgerüstet, und ihre Kapitäne, sowie die sie begleitenden Beamten der Mission haben eine regelrechte Ausbildung zum Zwecke ärztlicher Hilfeleistungen empfangen. Sobald ein Schiff mit blauer Flagge bei einer der Fischerflotten erscheint, stellen sich sofort die Kranken mit zum Theil frischen, zum Theil alten, meist schrecklich vernachlässigten Wunden, Quetschungen, gebrochenen Gliedern, Husten, Rheumatismus u. s. w. an Bord desselben ein. Sie werden sorgfältig untersucht und entweder kunstgerecht verbunden, oder mit Medikamenten, mit wollenen Puls- und Kniewärmern, Jacken, Shawls u. dergl. versehen, und schon nach dieser Richtung hin haben die Missionsschiffe sehr viel dazu beigetragen, das harte Loos der Hochseefischer zu mildern.

Eine noch ungleich größere Anzahl der Männer findet sich mit einem anderen Anliegen auf den Missionsschiffen ein. Sie bitten um „etwas zu lesen". Während der vielen langen Stunden, wo weder Fische gefangen noch verpackt oder verladen werden, kommt Vielen von ihnen doch die Sehnsucht nach einem Buche, einer Zeitschrift an, und das Missionsschiff liefert jeder Schmacke, so oft es gewünscht wird, eine Kiste mit Büchern populären Inhalts, und tauscht dieselbe nach Bedarf gegen eine neue um. Von so untergeordneter Bedeutung vielen Binnenländern, die jeden Morgen ihre Zeitung auf dem Tische finden, dieser Zweig der Missionsthätigkeit erscheinen mag, so sind seine Wirkungen doch kaum zu überschätzen. Es gibt da draußen in der großen Wasserwüste viele Hunderte von Lesern, welche jede neue Bücherkiste voll Ungeduld und brennender Sehnsucht erwarten, und ganz abgesehen von der Wohlthat, die man ihnen erzeigt, indem man ihren Lesehunger stillt, ganz abgesehen von dem fördernden, veredelnden Einflusse, welcher die Beschäftigung mit guten Büchern auf Herz, Geist und Gemüth nie verfehlt, ist der Nutzen des Lesens als bloßer Zeitvertreib für Viele von großer praktischer Bedeutung. So mancher Familienvater, auf dessen Heimkehr die Seinigen bisher unter Hunger und Kummer warteten, und der den sauer erworbenen Verdienst, anstatt ihn heimzubringen, dem Spiele, dem einzigen Zeitvertreib an Bord, opferte, füllt jetzt seine müßigen Stunden mit Lesen aus, das ihn nicht einen Heller kostet, und seine Familie hat nun ihr bescheidenes Auskommen.

Eine weitere praktische, überaus dankenswerthe Leistung der Missionsschiffe ist es, die holländischen „Coopers", diese Pest für die Hochseefischer, aus dem Felde geschlagen zu haben. Diese Coopers versorgten die Flotten mit billigem Tabak, und verkauften unter dem Namen von Grog und Branntwein einen nichtswürdigen, mit schädlichen Substanzen gemischten Fusel, welcher die Trinker bis zur vollständigen Besinnungslosigkeit berauschte und Veranlassung zu so unzähligen Unglücksfällen gab, daß selbst das englische Parlament Berathungen darüber hielt, wie man dem Uebel und den dadurch herbeigeführten Verlusten an Eigenthum und Menschenleben steuern könne. Das, was die Coopers als unvermeidlich erscheinen ließ, war das starke Tabaksbedürfniß der Fischer. Es ist kein Kinderspiel, Nachts, bei strenger Kälte, eisigen Winden, Regen und Schneegestöber die Wacht auf einer Fischerschmacke zu haben, und — was überkluge Leute auch dagegen sagen mögen — nur das Priemchen oder die Pfeife versüßt die Mühsal und hilft den Männern, die Unbill der Witterung zu ertragen.

Die Coopers, welche die hohe englische Tabaksteuer nicht zu entrichten brauchen, konnten natürlich den Fischern das geliebte Kraut viel billiger liefern, als die Heimath, und erst als die Missionsschiffe die Erlaubniß erhielten, für diesen ihren besonderen Zweck Tabak unverzollt aus fremden Häfen einzuführen, konnten sie den Holländern erfolgreiche Konkurrenz machen. Sie liefern den Tabak noch billiger als jene, und seitdem sind die Coopers aus der Nähe aller der Fischerflotten verschwunden, welche

von den Missionsschiffen besucht werden. Die hart arbeitenden Männer, welche unter so schwierigen Verhältnissen den Versuchungen des Alkoholteufels nicht aus eigener Kraft zu widerstehen vermochten, sind dadurch von einem Krebsschaden befreit, der Vielen unter ihnen in der einen oder anderen Weise den Untergang bereitete. Leider besitzt die Mission bis jetzt nur sieben Fahrzeuge, und so hat bei fünf von den zwölf englischen Fischerflotten die blaue Flagge noch nicht den Kampf mit der weißen der Coopers, zu deren Unterdrückung übrigens neuerdings auch ein internationaler Vertrag zwischen England, Holland und Deutschland abgeschlossen worden ist, aufnehmen können.

Außer diesen praktischen Zielen hat sich die Mission noch ein anderes gesteckt, die Hebung des religiösen Sinnes bei den Hochseefischern, und die lebhafte Betheiligung an dem jeden Sonntag zweimal stattfindenden Gottesdienste beweist zur Genüge, daß sie auch damit einem Bedürfnisse entgegen kommt, daß auch in der rauhesten Brust doch zuweilen die Sehnsucht nach Sammlung und nach Erhebung über das Gewöhnliche und Alltägliche eines mühevollen, jeder geistigen Anregung baren Lebens auftaucht. Dieser Gottesdienst besteht aus Gebet, Gesang und einer Predigt, in welcher in schlichter Weise die einfachen Wahrheiten des Christenthums und der Moral vorgetragen werden, welche zu hören diese Leute sonst nirgends Gelegenheit haben. Und so lebhaft ist der Wunsch darnach, daß nicht selten auch an Wochentagen kleine Trupps von Schiffern auf den Missionsschiffen mit der

Bitte vorsprechen, ihnen eine Predigt zu halten oder etwas aus der Bibel vorzulesen.

Die guten Folgen einer so verständig bethätigten Menschenliebe sind denn auch nicht ausgeblieben. Eine Menge von notorischen Trinkern, Spielern und Händelsuchern sind zu nüchternen, ordentlichen, verträglichen Menschen geworden, der Gesundheitszustand der Hochseefischer hat sich im Allgemeinen wesentlich gebessert, die Unglücks- und Todesfälle sind seltener geworden und der Wohlstand der Familien hat sich in gleichem Maße gehoben.

Pariser Polizeigeschichten unter Ludwig XV.

Von

F. Meister.

Bis vor Kurzem war man allgemein noch der Ansicht, daß die Organisation der französischen Polizei vollständiger, sachgemäßer und daher wirkungsvoller sei, als die der Polizei aller übrigen Länder. Man schrieb dies, und nicht mit Unrecht, der Tüchtigkeit derjenigen Persönlichkeiten zu, denen es oblag, die Verbrechen zu entdecken und alle möglichen Motive derselben bis zu ihren entferntesten Ursprüngen zu verfolgen.

Die Namen eines Vidocq, eines Canler und eines Claude sind in der internationalen Verbrecherliteratur wohlbekannt, und dies ganz besonders durch die Memoiren, in denen jeder der Genannten seine Erfahrungen und die sensationellsten Erlebnisse während seiner amtlichen Laufbahn niedergelegt hat.

Diese immerhin nur untergeordneten Polizeibeamten haben in der That während der letzten fünfzig Jahre die Namen ihrer Vorgesetzten vollständig in den Schatten gestellt, da sowohl der Entwurf der Pläne, als auch die Ausführung derselben in den meisten Fällen ihnen allein zugeschrieben werden mußte.

In früheren Zeiten lag die Sache anders. Im vergangenen Jahrhundert war der Detektive lediglich die zuverlässige Maschine der höheren Beamten, welche allein jede Verantwortung trugen und keine Einmischung duldeten. Unter der Regierung Ludwig's XV. war der Generallieutenant der Polizei eine anerkannte Macht im Staate, und das Volk schrieb ihm eine fast übermenschliche Allwissenheit zu; bei der Nennung seines Namens zitterten selbst die kühnsten Verbrecher, und seine Organe erfüllten, wenn sie die Gassen durchstreiften, die friedlichen Bürger mit ängstlicher Scheu. Die hervorragendsten Polizeichefs waren die Herren de Sartine und Lenoir, ihre Autorität war unanfechtbar, und ihre Unterbeamten waren von der Pariser Bevölkerung beinahe ebenso gefürchtet, wie sie selber.

Der Glaube an Herrn v. Sartine's Unfehlbarkeit war durch ganz Europa verbreitet. Eines Tages erhielt er

von einem österreichischen Minister eine vertrauliche Zuschrift; derselbe ersuchte ihn, unverzüglich einen gefährlichen Verbrecher aufspüren und festnehmen zu lassen, der, allem Anscheine zufolge, von Wien nach Paris geflohen sei und von dort aus gegen die österreichische Regierung Ränke spinne.

Bereits nach wenigen Tagen antwortete Herr v. Sartine, daß der Betreffende sich nicht in Frankreich, sondern noch immer in Wien aufhalte; er nannte die Straße und die Nummer des Hauses, in welchem derselbe wohnte, und gab auch genau an, wann er zu Hause sei und in welcher Verkleidung er auszugehen pflege. Alles traf auf das Genaueste zu und führte ohne Mühe zur Verhaftung des Gesuchten. —

Ein junger Mann aus der Provinz war nach Paris gekommen, um durch Einzahlung einer Geldsumme Theilhaber eines Geschäftshauses zu werden. Um während der nöthigen Verhandlungen sein Geld in Sicherheit zu wissen, übergab er dasselbe der Obhut eines Freundes. Das Geschäft erledigte sich schnell, und der junge Mann stellte sich bei dem Freunde wieder ein, um sein Geld, fünzigtausend Livres, wieder in Empfang zu nehmen. Der Freund aber starrte ihn mit erkünsteltem Erstaunen an und schwor bei allen Heiligen, daß Jener den Verstand verloren haben müsse, denn er habe kein Geld von ihm empfangen. Der junge Provinziale gerieth außer sich und überhäufte den treulosen Menschen mit Vorwürfen und Anschuldigungen; der aber wies ihm die Thür und drohte ihm obendrein mit der Verfolgung durch die Gerichte

wegen böswilliger Erpressung. Der Geschädigte lief nunmehr in seiner Verzweiflung zum Generallieutenant der Polizei und klagte demselben sein Leid.

Herr v. Sartine hörte ihn ruhig an und fragte ihn dann, ob er nichts Schriftliches über das Depositum besitze.

„Nein," erwiederte Jener. „Ich hatte keinen Grund, an meines Freundes Rechtlichkeit zu zweifeln, und deshalb verlangte ich keinen Schein."

„Und hatten Sie keinen Zeugen bei der Sache?" fuhr der Polizeichef fort.

„Nur seine Frau."

„Das ist hinreichend," sagte der hohe Beamte, „treten Sie hier in dieses Kabinet und warten Sie dort, bis ich Sie rufen lasse."

Darauf ließ er durch einen seiner Leute den Freund des Provinzialen herbeiholen und eröffnete demselben ohne Umstände, daß er beschuldigt werde, eine Summe von fünfzigtausend Livres unterschlagen zu haben, die ihm von argloser Seite anvertraut worden sei.

„Ich habe nichts unterschlagen, und Niemand hat mir etwas anvertraut," war die Antwort.

„Sie mögen wohl Recht haben," sagte der Generallieutenant, „aber um mich vollständig von Ihrer Unschuld zu überzeugen, werden Sie jetzt an Ihre Frau, die ebenfalls um die Sache wissen soll, folgende Zeilen schreiben: ‚Händige ohne Zögern dem Ueberbringer dieser Schrift die fünfzigtausend Livres aus, welche ich von Monsieur Jules Dutailleur zur Aufbewahrung erhalten habe.'"

Der Mann wagte dem Gewaltigen nicht zu widersprechen, that zitternd, wie ihm geheißen, und der mit dem Schreiben fortgesandte Polizist kehrte richtig kurz darauf mit dem Gelde zurück. Der Entlarvte stürzte vor dem Polizeichef auf die Kniee, Herr v. Sartine aber erhöhte seine Scham und Verwirrung noch dadurch, daß er nun auch den jungen Provinzialen herbeirufen ließ. Er stellte dem Letzteren sein Geld wieder zu, ermahnte ihn, sich in Zukunft seine Freunde vorsichtiger auszuwählen, und entließ dann Beide zugleich. —

Der junge Herzog von Orleans, der Sohn des Regenten, äußerte einst gegen Lenoir, daß Diebstähle und Räubereien in Paris viel seltener vorkommen würden, wenn die Leute auf ihr Eigenthum mehr Acht gäben und auch das Gedränge in den Straßen vermieden.

„Von Ihrem Standpunkte mögen Sie wohl so reden, Monseigneur," erwiederte der Generallieutenant, „bei Ihren Ausgängen verhindert das Hofgesinde, daß ein Unberufener sich Ihnen nähert; wenn Sie aber ein- oder zweimal ohne jegliche Begleitung durch die Stadt gehen wollten, so möchte ich mich für keine der Kostbarkeiten, die Sie an sich tragen, verantwortlich gemacht sehen."

„Das thue ich gerne, Generallieutenant," entgegnete der Prinz lachend, „und ich wette mit Ihnen um hundert Louisd'or, daß kein Spitzbube seine Hand in meine Tasche bringen soll."

Lenoir ging darauf ein, und man setzte den nächsten Tag für den Versuch fest.

Einfach gekleidet und nur von Lenoir begleitet machte

der Prinz sich auf den Weg; man vermied die belebten Theile der Stadt und gelangte schließlich auf ein fast gänzlich unbebautes Feld, auf welchem ein neuer Boulevard angelegt werden sollte. Man befand sich hier allem Anschein nach ganz allein. Nach einem Gange von etwa dreihundert Schritten jedoch wurden die Augen der Spaziergänger auf die Thür einer entfernt stehenden Hütte gelenkt; es ertönte von dorther ein jämmerliches Geschrei, und sie gewahrten ein altes, in Lumpen gekleidetes Weib, welches mit einem schweren Stocke einen zehnjährigen Knaben grausam durchprügelte. Der Prinz ging hastig hinzu und befahl der Alten, von dem Kinde abzulassen.

„Ach, mein schöner Herr," entgegnete das Weib, „Ihr wißt nicht, welch' ein Teufel in dem Jungen steckt! Wenn der nicht ab und zu gehörig abgewalkt würde, dann könnte es kein Mensch auf Erden mit seinen schlimmen Streichen aushalten."

Der Junge war indessen heulend und schluchzend bis zu den Füßen des Prinzen gekrochen, als ob er denselben um Schutz anflehen wollte.

„Monseigneur," flüsterte Lenoir seinem fürstlichen Begleiter zu, „jetzt werden Sie hoffentlich überzeugt sein, daß Sie Ihre Wette verloren haben."

Der Prinz blickte ihn verwundert an.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte er.

„Untersuchen Sie Ihre Taschen und Sie werden sehen."

Monseigneur that wie ihm geheißen, und machte die Entdeckung, daß der einzige Werthgegenstand, den er bei

sich getragen, eine mit Diamanten besetzte Tabaksdose, verschwunden war. Ganz entsetzt über eine so abscheuliche Schlechtigkeit in einem so jungen Kinde, erklärte er, den Knaben auf der Stelle mit sich nehmen und in strenge Zucht bringen zu wollen, damit derselbe womöglich noch von dem Verderben gerettet würde.

„Sie werden thun, was Ihnen beliebt, Monseigneur," bemerkte Lenoir, „zunächst aber muß der Junge noch eine längere Strafe in dem Gefängniß absitzen, aus welchem ich ihn heute Morgen lediglich zu dem Zwecke habe holen lassen, um Eurer königlichen Hoheit Tabaksdose zu stehlen." —

Allein nicht immer war der Erfolg auf der Seite dieses scharfsinnigen Polizeichefs, wie das folgende Begebniß zeigen wird. In seinen jungen Jahren hatte er einen innigen Freundschaftsverkehr mit einem spanischen Edelmann, dem Grafen v. Moncade, unterhalten. seit langer Zeit aber war derselbe ihm nicht mehr zu Gesicht gekommen, da er seine Wohnung in Paris aufgegeben und sich auf seine Güter in der Nähe von Sevilla zurückgezogen hatte. Lenoir war daher höchlichst erstaunt, als er eines Tages von dem Grafen einen Brief erhielt, worin dieser ihn bat, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nach seinem Sohne zu forschen, der in Begleitung einer Schauspielerin Spanien heimlich verlassen und sich nach Frankreich begeben habe.

„Ich habe alle Veranlassung zu glauben," so schrieb der Graf, „daß der bethörte Junge sich hat verleiten lassen, dem Mädchen ein schriftliches Heirathsversprechen

zu geben. Es wäre daher nicht mehr als in der Ordnung, die Person anständig abzufinden, wenn dieselbe einwilligt, ihre unziemlichen Ansprüche aufzugeben. Ich überlasse Dir, lieber Freund, die entsprechende Abmachung zu treffen und die Sache für meine Rechnung zu erledigen, und bitte Dich außerdem, auch meinen Sohn mit den Mitteln zur Rückreise zu versehen."

Der Brief endete mit einer genauen Beschreibung der Persönlichkeit der beiden Flüchtlinge.

„Also irgendwo in Frankreich sollen sie stecken," sagte Lenoir zu sich selber, nachdem er den Brief gelesen hatte. „Mein alter Freund stellt mir da eine schwierige Aufgabe, es sei denn, daß der Sennor und sein Liebchen vom Zufall nach Paris verschlagen worden sind. In diesem Falle allerdings hätte ich sie innerhalb vierundzwanzig Stunden aufgespürt."

Unter den Beamten des Generallieutenants befand sich ein gewisser Pitrot, zu dessen Geschicklichkeit in der Lösung der schwierigsten Geheimnisse er das größte Vertrauen hatte, und der sich oft ganz unschätzbar erwiesen hatte, wo es sich um außergewöhnlichen Takt und Scharfsinn handelte. Diesem Manne übertrug Lenoir die genaueste Kontrole der verschiedenen Gasthäuser und sonstigen Absteigequartiere. Es vergingen zwei Tage, ohne daß irgend eine Spur gefunden wurde, am dritten Abend aber erschien der Beamte mit der Meldung, daß seine Bemühungen Erfolg gehabt hätten. „Nachdem ich," so berichtete er, „alle Häuser, in denen ich Fremde vermuthen konnte, vergeblich beobachtet hatte, kam ich auf den Gedanken, heute

Abend einmal im St. Laurenttheater nachzuschauen, woselbst ein neues Stück von M. Lesage gegeben wurde. Die junge Dame ist selber beim Theater gewesen, so sagte ich mir, und deshalb hat sie vielleicht ein Interesse daran, sich das Ding anzusehen. Und richtig, da saßen sie Beide, genau wie der Brief sie beschreibt. Ich folgte ihnen unbeobachtet bis zu ihrer Wohnung im Hotel de Toulouse, einer ganz elenden Spelunke, an die ich gar nicht gedacht hatte."

Sogleich machte Lenoir in Begleitung Pitrot's sich auf, begab sich nach dem Gasthause und ließ sich von dem Wirth nach dem Zimmer führen, welches das neu angekommene junge Paar inne hatte. Auf ein Zeichen seines Chefs klopfte Pitrot laut und wiederholt; nach langem Zögern öffnete man, Lenoir ging allein hinein und sah sich nunmehr dem Pärchen, welches er suchte, gegenüber. Es war kein Zweifel möglich, die Beschreibung traf in allen Stücken zu, und so redete denn der Polizeichef den Sohn seines alten Freundes ohne Weiteres mit seinem Familiennamen an und machte denselben in aller Kürze mit dem Zweck seines Kommens bekannt.

Er war jedoch nicht wenig erstaunt, als der junge Mann in unverhohlenem Mißfallen über den unwillkommenen Besuch ihm mit dürren Worten erklärte, er sei kein Graf Moncade, sondern ein Kaufmann aus Kadix mit Namen Juan Gutierrez; er befinde sich mit seiner Frau auf einer Vergnügungsfahrt und habe nichts begangen, was ein Eingreifen der Polizei auch nur im Mindesten rechtfertigen könne.

„Sie vergessen,“ sagte Lenoir, „daß allein die Annahme eines falschen Namens Sie hinreichend verdächtigt. Ich habe die bestimmtesten Beweise dafür, daß Sie nicht der sind, für den Sie sich ausgeben; fernere Verstellung ist daher nutzlos.“

Bei diesen ernst und fest gesprochenen Worten wechselte der angebliche Kaufmann die Farbe; er blickte verwirrt bald den Generallieutenant an und bald seine Gefährtin, eine hübsche Brünette, die weinend in einer Ecke des Zimmers saß. Endlich bequemte er sich zu dem Geständniß, daß er in der That der Sohn des Grafen v. Moncade sei, zugleich aber erklärte er auch, zu seinem Vater nicht zurückkehren zu wollen, weil er dann Estevanilla im Stiche lassen müsse.

„Um der Sennora willen brauchen Sie nicht in Sorge zu sein,“ entgegnete Lenoir, „ich bin von Ihrem Vater bevollmächtigt, derselben ein gebührendes Anerbieten zu machen, wenn sie davon absteht, Ihre Gemahlin werden zu wollen.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als das bisher schweigend zuhörende Mädchen sich erhob und mit von Schluchzen unterbrochener Stimme betheuerte, daß das Glück des jungen Grafen ihr einziger Wunsch sei, und daß sie kein Opfer scheuen würde, welches zu demselben beitragen könne.

„Hier, Monsieur,“ fuhr sie fort, „ist das Heiraths-versprechen, welches ich nie verlangte, dessen Annahme man mir vielmehr aufgezwungen hat. Ich bringe es nicht länger über mein Herz, die Scheidewand zwischen

ihm und seinem Vater zu sein. Ich will in meine alten Verhältnisse zurückkehren und nichts mit mir nehmen, als das Bewußtsein, meine Pflicht gethan zu haben!"

Vergebens beschwor sie der junge Graf, sich eines Anderen zu besinnen; alle seine Bemühungen erwiesen sich fruchtlos, und Lenoir, dem die Scene peinlich wurde, eröffnete den Beiden seine Absicht, den jungen Grafen sofort mit in seine eigene Wohnung zu nehmen, am nächsten Morgen aber der Sennora eine Summe von zehntausend Livres zuzustellen, unter der Bedingung, daß sie damit schleunigst Frankreich verlasse. Dann zog er sich zurück, um die Liebenden beim Abschiednehmen nicht zu stören; eine halbe Stunde später aber langte er mit dem jungen Moncade in seinem Hotel an, woselbst bereits für eine dem Range desselben entsprechende Unterkunft Sorge getragen war.

Am nächsten Tage verließ Estevanilla Paris, um zehntausend Livres reicher, als bei ihrer Ankunft. Der Generallieutenant sorgte für eine standesgemäße Ausstattung des jungen Grafen, dessen Garderobe sich in einem ziemlich fragwürdigen Zustande befand; darauf versah er ihn mit Reisemitteln, verabschiedete sich herzlich von ihm und setzte sich dann hin, um einen Brief an den Grafen v. Moncade zu schreiben, in welchem er demselben die glückliche Erledigung seines Auftrages mittheilte und ihm zugleich eine Aufstellung seiner Auslagen vorlegte. Ein Monat verging, ehe er eine Antwort erhielt; dieselbe lautete wie folgt:

„Der Himmel hat mir Kinder versagt, und daher kam es wohl, daß ich anfänglich Deinen Brief gar nicht ver-

stand. Mein lieber, alter Freund, Du bist das Opfer von Betrügern geworden, welche die Kenntniß von unserer Freundschaft benutzt haben, einen Plan zu entwerfen, dessen Ausführung nur zu wohl gelungen ist. Wer das edle Paar sein mag, kann ich mir nicht denken, ohne Zweifel befindet es sich jetzt aber in Sicherheit und macht sich auf unsere Kosten lustig. Ich schicke Dir eine Anweisung auf einen dortigen Geschäftsfreund meines Bankiers, welcher Dir Dein ausgelegtes Geld zurückerstatten wird; ich muß Dir aber gestehen, daß ich dem Burschen den pfiffigen Streich wohl verzeihen könnte, wenn er nicht gerade Dich zu seinem Opfer ausersehen hätte."

Was Lenoir bei dem Empfang dieses Briefes dachte, ist nicht bekannt geworden; soviel aber steht fest, daß von jener Zeit ab alle Reisenden, welche aus Spanien kamen, ohne ausreichende Legitimationspapiere zu besitzen, sich, so lange Lenoir noch am Ruder war, nur sehr geringer Höflichkeit von Seiten der Pariser Polizei zu versehen hatten.

Sklavenjagden.

Schreckensbilder aus dem schwarzen Erdtheil.

Von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Zu den bedeutsamsten und zugleich grausenvollsten Erlebnissen Gustav Nachtigal's, des berühmten Afrikareisenden, gehören die Sklavenjagden, die aus nächster Nähe zu beobachten er im östlichen Sudan, im Lande der Bagirmi, Gelegenheit hatte.

Es ist noch in Aller Erinnerung, daß dieser unerschrockene Forscher es war, der vor Jahren das ungeheure, von Beschwerden und Gefahren aller Art umdrohte Wagstück unternahm, auf einer Monate langen Reise von Tripolis am Mittelmeer aus durch die endlosen Wüsten der Sahara eine Anzahl von Geschenken des Kaisers Wilhelm dem Sultan Omar von Bornu im Ostsudan zu überbringen, und zwar in dankbarer Anerkennung des Schutzes und der großmüthigen Förderung, welche dieser Negerkönig den deutschen Reisenden Barth und Overweg, Vogel, Beurmann und Rohlfs hatte angedeihen lassen.

Nach glücklicher Erledigung dieses Auftrages setzte Nachtigal damals von Omar's Residenz, Kuka, aus seine

Forschungsreise nach den südwestlich von Bornu hausenden Bagirmistämmen fort, deren Land von den Wassern des schmutzigen, in den Tschadsee einmündenden Scharistrome durchflossen wird, und deren Bewohner der Sklavenjagd und dem damit verbundenen Raube theils aus Noth um ihre Existenz, theils aus Gewohnheit ergeben sind. Und unter diesen barbarischen Negervölkern verlebte der Reisende Monate als Gast des nomadisirenden Bagirmikönigs Mohammedu, des berüchtigten Abu Sekkin, welchen Beinamen derselbe einer blutigen, verrätherischen Rachethat gegen ehemalige Feinde verdankte, denen er kurz zuvor Frieden beschworen hatte.

Das Kriegslager dieses mohammedanischen Herrschers, eine elende, im Fluge errichtete Hüttenstadt, befand sich damals im Gebiete der Broto, einer Abtheilung des von den Bagirmi befeindeten Gaberistammes, und von hier aus vollzogen sich unter Nachtigal's Augen Ereignisse, die außer ihm kaum jemals von einem Europäer gesehen wurden, Vorgänge, wie sie schaudererregender sich keine Phantasie auszudenken vermöchte.

Wer den abscheulichen Menschenhandel nicht an diesen seinen Quellen studirt, sagt Nachtigall, wer die räuberisch eingefangenen Menschenkinder nicht auf ihrem heimischen Boden, nicht in ihrem Widerstande gegen die frechste aller Gewaltthaten gesehen, der hat doch immerhin nur eine schwache Vorstellung von den Greueln der Verwilderung und rohen Verwüstung, der bestialischen Unmenschlichkeit und verschmitzten Gemeinheit, mit denen dieses verworfenste aller Geschäfte sich abzuwickeln pflegt.

Ein König kommt mit seiner Streitmacht daher, um einem Häuflein friedlich in ihrem Walde lebender Ackerbauer nicht blos ihr Heim zu vernichten und ihre bescheidene Habe zu rauben, sondern auch ihre Familienbande aufzulösen, ihnen ihre Frauen, Söhne und Töchter jeden Alters zu entreißen. Und er vermag nur zu siegen über diese Menschen durch seine erdrückende Uebermacht und durch die Feuerwaffen, welche aus der Welt der Civilisation und menschlicheren Gesittung in seine Hand gerathen sind; denn seine Truppen sind im Grunde ohnmächtig, da sie meist aus feigen Geschäftsmännern bestehen, von denen Jeder nur seinen Vortheil im Auge hat, da er die Hälfte der von ihm erbeuteten Sklaven und sämmtliche von ihm geraubten Hausthiere für sich behalten darf.

Vergebens hatte Abu Sekkin die benachbarten Heidenstämme durch diplomatische Unterhandlungen zu übertölpeln gesucht. Er war sehr berechtigtem Mißtrauen begegnet. Die in der nächsten Umgebung von Broto hausenden Bewohner von Kimre, vom Stamme der Gaberi, hörten weder auf schöne, noch auf drohende Worte der Bagirmi, sondern hatten sich auf den Höhen ihrer Baumwollbäume, gewaltige, alle übrigen Bäume weit überragende Waldriesen, die dort ausschließlich in Zeiten der Gefahr als Zuflucht zu dienen scheinen, in Sicherheit gebracht.

Die in der That ungeheure Höhe, der kerzengerade Wuchs des hartholzigen Stammes, die quirlförmige Anordnung der Aeste in mehreren Etagen und ihre fast horizontale Richtung lassen diesen Baum besonders

geeignet für solchen Zweck erscheinen. Die unterste Abtheilung, als noch zu sehr im Bereiche der Angreifer, wird meist unbenutzt gelassen. In der nächsthöheren aber werden möglichst wagerechte, benachbarte Aeste durch darüber gelegte Stangen zu einer Plattform vereinigt, auf welcher ein solides, dickes Strohgeflecht befestigt und auf dem wiederum der Hausstand errichtet wird. Dieser besteht gewöhnlich aus einer kleinen Hütte, welche auch Getreidevorräthe, Wasserkrüge und Hausgeräth, z. B. die Holzmörser zur Mehlbereitung enthält, und selbst Hunde, Ziegen und Hühner werden mit hinaufgenommen. Oberhalb dieser Abtheilung wird häufig am Stamme selbst ein Korb aus starkem Geflecht nach Art eines Mastkorbes angebracht, der einige Personen fassen kann und in welchem der größte Theil des Waffenvorrathes aufbewahrt wird. In diesen Behälter steigen die Hauptkrieger des Baumes, schleudern von dort aus (ohne Bogen) ihre harmlosen, einen halben Meter langen Handgeschosse aus starkem Rohr, das an dem einen Ende schreibfederartig zugespitzt und nach dem anderen zu mit einem Thonklumpen beschwert ist, der das Rohr umfängt, und halten dort auch Lanzen und hakenförmige Handeisen bereit für den Fall eines Erklimmens der unteren Etage durch den Feind. Je nach Umfang und Höhe der Bäume wohnen die Mitglieder einer oder mehrerer Familien auf denselben. Während der Nacht, in welcher kein Angriff zu befürchten ist, steigen sie herab, um ihre Vorräthe an Wasser und Getreide zu erneuern, das in versteckten Gruben sich befindet. Zum Hinauf- und Herabsteigen dienen urwüchsige

Leitern aus dünnen Baumstämmchen, Schlinggewächsen, und Stricke aus Pflanzenfasern.

Diesen luftigen Festungen galt der erste Angriff des Bagirmikönigs, nachdem er sich zum gewaltsamen Vorgehen gegen die widerspenstigen Stämme entschlossen hatte. Schon eine Stunde nach Mitternacht sandte eine der langen Kriegsposaunen ihre alarmirenden Töne durch das Lager, und es sammelten sich alsbald die Beutelustigen. Der Marsch, an dem Nachtigal persönlich Theil nahm, führte anfangs in der Dunkelheit durch die Ackerfelder von Broto, dann durch Buschwald und endlich durch die Getreidefelder von Kimre. Mit Sonnenaufgang hatte man den Wald vor sich, die natürliche Festung der Verfolgten. Hier und da stiegen Rauchwolken auf als Warnungszeichen für entfernter wohnende Genossen, was bewies, daß die feindliche Annäherung nicht unbemerkt geblieben war.

Bevor man den Wald betrat, musterte der Fatscha (Heerführer) seine Truppenschaar, etwa 60 Reiter, viele darunter mit Wattenpanzern, und ungefähr 400 Fußkämpfer, deren Bewaffnung in Lanzen und Handeisen, zum Theil auch in Schilden bestand. Außerdem begleitete eine annähernd gleiche Anzahl von heidnischen Brüdern der anzugreifenden „Feinde“ den Zug. Der Heerführer ließ halten, ergriff einen etwa 30 Centimeter langen, mit dunklem Tuch überzogenen Stab, gleichsam seinen Marschallstab, empfing aus der Hand eines Sklaven ein fächerähnliches, gleichfalls in einem Tuchbehälter aufbewahrtes Emblem und sprengte, nachdem er das letztere entfaltet hatte, unter enthusiastischem Schwenken desselben auf und

ab. Nach dieser Ceremonie setzten die Haufen sich in Bewegung und betraten den Wald. Weithin zerstreut lagen im Schatten der prachtvollen Bäume die verlassenen Wohnstätten — Stroh- und Lehmbauten — der Leute, welche schon vor Wochen ihre erhabenen Kriegswohnungen bezogen hatten.

Bald gewahrte man auch die Verfolgten, welche aus gewaltiger Höhe mit scheinbar großer Gemüthsruhe dem Anrücken des grausamen Feindes zuschauten.

Von einem geregelten Angriff, einem gemeinsamen Handeln der „königlichen Truppe" war nicht die Rede. Sobald sie den bewohnten Bäumen gegenüberstanden, begnügten sich die Meisten, drohend ihre Lanzen zu schwingen und sich vorsichtig durch Schilde zu decken. Andere zerstreuten sich im Walde in der Hoffnung, eine vergessene Ziege, einen Hund oder ein paar Hühner zu finden, auf eine Getreidegrube zu stoßen oder gar ein armes, nicht rechtzeitig geflüchtetes Menschenkind zu entdecken. Sonst war man der Lage der Dinge gegenüber rathlos und Hunderte von bewaffneten Männern umstanden die Zufluchtsorte, ohne den Muth zum Angriff, da die ersten Ersteiger eines Baumes natürlich ihr Leben wagten. Zum Fällen der Bäume fehlten die Werkzeuge und bis zur Höhe der Belagerten reichten die Waffen nicht. Zwar gab es Sklaven mit Flinten, aber sie verstanden weder das Anlegen, noch das Zielen und Treffen, und brachten nur das Leben ihrer Umgebung in Gefahr. Möglich allerdings war es, die Strohbauten der Flüchtigen mit auf Stangen befestigten, angezündeten Strohbündeln in

Brand zu stecken, und dies versuchte man auch. Aber wenn es einmal gelang, so löschten die Belagerten das Feuer leicht wieder durch ihren Wasservorrath.

Mit stiller Freude sah Nachtigal dem Mißlingen des schnöden Unternehmens zu und jubelte schon innerlich über die Rettung der Leute, als der Kampf plötzlich von seiner eigenen Umgebung aus eine unverhoffte Wendung erhielt.

Almas und Hammu, zwei von ihm angeworbene Diener, hatten den Zug als ein gefahrloses Jagdvergnügen mitgemacht, waren aber nun durch allen entrüsteten Widerspruch ihres Herrn von einer eifrigen Betheiligung an dieser feigen Niedertracht nicht abzuhalten, denn ihrer Meinung nach handelte es sich um eine religiöse Berechtigung gegen „verfluchte Heiden".

Wären Beide nicht glücklicher Weise sehr ungeschickte Schützen gewesen, so würde ihre Mordlust hier ein furchtbares Blutbad angerichtet haben. Was sie aber von gesichertem Platze aus verübten, war trotzdem schon genug.

Auf der Höhe seines Mastkorbes stand der hochgewachsene junge Vorkämpfer eines von mehreren Familien bewohnten Baumes und schleuderte seine unschuldigen Rohrgeschosse, indem er sich durch die Brustwehr des Korbes möglichst deckte. Zuweilen richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf, ballte zornig die Faust und warf seinen Verfolgern Worte des Hohns und der Verachtung entgegen, die von ermuthigenden Zurufen der Frauen aus seiner nächsten Umgebung begrüßt wurden.

Mitten aber in dieser zuversichtlichen Haltung brach er plötzlich lautlos zusammen, getroffen von einer Kugel

des fanatischen Almas. Und bald darauf wurde auch ein Zweiter oben auf einem Seitenaste stehender Vertheidiger zum Tode getroffen. Krampfhaft klammerte er sich noch für einige Sekunden an die Zweige und stürzte dann als eine leblose Masse von der Höhe herab. Eine scheußliche Scene entspann sich: die Entmenschten fielen über den Leichnam her, der im Nu mit den Handeisen zerhackt und zerfetzt war.

Auf demselben Baume war noch ein einziger erwachsener Mann. Auch dieser wurde durch einen Schuß verwundet, stieg mit seinen Angehörigen unter Aufwendung seiner letzten Kräfte zum Gipfel empor und klammerte sich dort schweigend an, während sein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieselte. Nun erst wagten es die feigen Angreifer, den Baum zu erklimmen und bald ging es an ihr liebstes Geschäft. Es wurden die Ziegen, Hunde und Hühner herabgereicht, nicht blos der oben noch liegende Todte, sondern auch der Verwundete in die Tiefe geworfen und den Untenstehenden zu bestialischer Zerfleischung überantwortet, die Frauen und Kinder aber nebst einem Greise allmählig herabgezerrt. Kein Schrei, keine Klage kam über die Lippen dieser Ueberlebenden. Frei auf ihrem gesegneten Boden noch vor wenigen Stunden, ließen sie sich jetzt in verzweiflungsvoller Ergebenheit mit Stricken aneinander binden, um mit dem wühlenden Schmerz über den Tod der Ihrigen und den Verlust ihrer Heimath den Weg in die Sklaverei zu wandeln.

Nur ein einziger Baum, den freilich nur ein einziger

Kämpfer vertheidigte, wurde durch Ersteigen wirklich erobert. Der Mann wurde verwundet, hinabgeworfen und unten zerfleischt. Aber die Schreckensscene hatte damit noch nicht ihr Ende erreicht. Auf demselben Baume befanden sich noch zwei halbwüchsige Knaben, gute Bissen für den gierigen Sklavenschacher. Immer höher kletterten sie, von einem Ast zum anderen, bis in die äußersten Wipfel, und stürzten sich von hier, als sie ihren nachsteigenden Bedrängern nicht mehr entgehen konnten, mit verzweifeltem Heldenmuth in die grausige Tiefe. Es war ein so fürchterlicher, herzzerreißender Anblick, daß der europäische Zuschauer einen Augenblick unwillkürlich die Augen schloß. Als er wieder aufblickte, um nach den Herabgefallenen zu sehen, hatte er statt menschlicher Leichname nur formlose Massen vor sich, mit einer solchen Schnelligkeit hatten die Barbaren ihre unschuldigen Opfer der Köpfe beraubt, ihnen die Eingeweide herausgerissen, sie zerstückelt und zerhackt.

So blieb das gräßliche Gemetzel in vollem Gange, bis den Bagirmi gegen Mittag das Pulver ausging. Da zogen sie ab. Am Abend war man wieder in Broto. Der Erfolg bestand diesmal nur in fünfzig Sklaven. Im Lager aber war die Lust zum Ausschwärmen in hohem Maße geweckt, und es folgten nun ähnliche Expeditionen schnell hinter einander, aber mit so geringer Ausbeute, daß man endlich den Angriffen auf die „Feinde" entsagte und lieber die Bundesgenossen in nächster Nähe, die sich dem König unterworfen hatten, mit Anschlägen bedachte.

Auf einem solchen Zuge begleitete Nachtigal eines

Tages die Mannschaften, da ihm Almas und Hammu versprochen hatten, sich am Kampfe nicht zu betheiligen. Es ging gegen das drei Stunden entfernte Dorf Be-Delüm, dessen Bewohner keine Baumwollbäume zu ihrem Schutze hatten und schnell überrumpelt werden mußten. Nach einem Galopmarsche sprengten die Sklavenjäger mit verhängten Zügeln in das Dorf, fanden es aber menschenleer. Da jedoch die Bewohner sichtlich erst im letzten Augenblick entflohen waren und von ihren Hausthieren nur die Pferde hatten retten können, so begann nun in der waldigen Umgebung ein entsetzliches Treibjagen Seitens der Berittenen, während die Fußgänger sich an die Ausplünderung des Dorfes machten.

Bald waren hier und da zahlreiche kleinere Kinder aufgelesen, Frauen und größere Kinder, die nicht schnell genug hatten laufen können, ergriffen und aneinander gefesselt, und Männer oft nach verzweifelter Gegenwehr erschlagen, welche sich durch den Versuch hatten aufhalten lassen, ihre Familie zu retten. Denn gereifte Männer werden bei solchen Gelegenheiten stets ohne Bedenken abgeschlachtet, da sie schlechte und deshalb im Handel wenig begehrte Sklaven sind.

So wurde durch die emsige Hetze doch eine Beute von wenigstens hundert Frauen und größeren Kindern zusammengebracht. Viele der Sklavenjäger waren bei alledem aber doch leer ausgegangen. Um sie zu befriedigen, wurde beschlossen, auf dem Heimwege noch ein etwas westlicher gelegenes Gaberidorf zu überfallen. Aber auch hier waren die Einwohner glücklich entkommen, allerdings mit Zurück-

lassung ansehnlicher Getreidevorräthe, die natürlich geraubt wurden.

Im Lager waren inzwischen die von den Beutezügen ausgeschlossenen und deshalb erbitterten Sklaven des Königs gleichfalls nicht unthätig geblieben. Um sich zu entschädigen, fielen sie über die ihrem Herrn nahe befreundeten Gaberi des Bezirks von Mode her, ein Akt schändlichsten Verraths, der Nachtigal in so heftige Entrüstung versetzte, daß er mit dem Ausdruck derselben vor dem Fatscha und selbst dem König nicht länger zurückhielt und wenigstens die Rückgabe aller den Leuten von Mode geraubten Menschen erwirkte. Zu einer Verhinderung weiterer Zügellosigkeiten aber nützten derartige Schritte seinerseits nicht das Mindeste.

Das Land rings umher war bald ausgesogen, und um der drohenden Hungersnoth zu entgehen, beschloß der Bagirmikönig, sein Lager an die Ufer des Schari zu verlegen und nach Osten abzumarschiren.

Es war in der Nacht zum 29. Mai, als denn auch die große Pauke das Zeichen zum Aufbruch gab, für den in den Wohnräumen Nachtigal's schon Alles durch sorgfältige Bepackung der Lastthiere vorbereitet war. Scheiden aber sollte der Forscher von diesem beinahe achtwöchentlichen, reich bewegten Aufenthalte nicht, ohne noch eine im grellsten Lichte innerafrikanischen Wesens sich darstellende Schlußscene zu erleben. Unversehens tauchten nämlich im Dunkel der Nacht große Schwärme bewaffneter Heiden aus der Umgegend auf und steckten die kaum verlassenen Hütten in Brand, so daß überall das auf-

geladene Gepäck in Gefahr gerieth. Bald war die ganze Lagerstadt ein Feuermeer. Lange noch gellte unserem Reisenden das furchtbare Wuthgeheul der schwarzen, waffenschwingenden Rachegestalten in den Ohren, die ihrem berechtigten Haß wenigstens durch die Zerstörung der Wohnungen ihrer Peiniger Ausdruck gaben. —

Schon am Vormittag des zweiten Marschtages wunderte Nachtigal sich indessen, daß wenige Stunden nach dem Aufbruche des heimathlos abenteuernden Räuberkönigs und seiner zerlumpten Banditenschaaren bereits wieder Halt gemacht und gelagert wurde, und bald erfuhr er denn auch die Ursache dieser Verzögerung. Die nahe gelegene Ortschaft Koli sollte in der Frühe des nächsten Morgens überfallen werden. Die Bewohner hatten schon früher dem Vater Abu Sekkin's sowie ihm selber erfolgreich Widerstand geleistet und auch jetzt kein Zeichen der Unterwerfung gesendet.

Bei Sonnenaufgang des nächsten Tages wurde ein lichter Wald voll dichtbelaubter Bäume erreicht, unter denen jedoch der Baumwollbaum fehlte. Im Schatten derselben lagen wiederum zerstreut die Wohnungen der Eingeborenen. Von den Letzteren war anfangs nichts zu sehen, als aber Nachtigal eine Strecke allein durch den Wald geritten war, kam er an eine Lichtung, an deren Rande Abu Sekkin und der Fatscha sich bereits mit ihrer Reiterei aufgestellt hatten, und in deren Mitte sich die bedrohten Leute von Koli befanden. Im Vordergrunde sah Nachtigal einen breiten, nur 1 bis 1½ Meter hohen Lehmwall, der ein großes, fast quadratisches Viereck bildete

mit je einer Oeffnung in den sichtbaren Seiten. Ein dichter Hain inmitten der Umwallung war durch Anpflanzung von Dornbüschen in seiner Peripherie möglichst unwegsam gemacht und in seinem Inneren barg sich das Zufluchtsdorf.

Mit Ausnahme einiger schon brennender Hütten außerhalb des Walles machte Alles noch den Eindruck tiefsten Friedens. Nur Frauen und Kinder suchte das Auge vergebens. Als aber die ausgesandten Boten Abu Sekk n's mit dem Bescheide zurückkehrten, daß eine Unterwerfung entschieden zurückgewiesen werde, veränderte sich das Bild mit einem Schlage.

Die Angriffshaufen des königlichen Menschenjägers stellten sich an den Zugangsöffnungen im Walle auf, die sorgfältig mit Baumstämmen verbarrikadirt waren, weil ihnen hier die Belagerten nichts anhaben konnten. Denn die Handpfeile derselben gefährdeten Niemand ernstlich, und die Speere und Wurfeisen durften sie nicht von sich schleudern, weil sie ihnen im weiteren Kampfe unentbehrlich waren. Nur gegen die fremdartige Erscheinung Nachtigal's warf ein einzelner Kolikrieger ein solches Eisen, der Bedrohte sah es jedoch noch rechtzeitig, so daß er auswich und nur sein Pferd leicht verletzt wurde.

Die Eroberung der beschriebenen Außenwerke war mit Hilfe der Feuerwaffen so bald bewirkt, daß sogar die Panzerreiter eindringen konnten. Die Angegriffenen verschwanden alsbald in jenem mittleren Dickicht, das mit einem flachen Graben und mit einem Walle umzogen war. Hier begann denn nun die fürchterlichste aller Sklavenjagden, deren halb unfreiwilliger Zeuge Nachtigal wurde.

Wiederum machte sich auch bei dem Kampfe um Koli der Mangel an einheitlichem Vorgehen bemerkbar. Sobald nur mit den vorhandenen Aexten die ersten Zugänge in den künstlich verdichteten Rand jenes schützenden Dickichts gehauen waren, und die Aufmerksamkeit der Belagerten ausschließlich auf diese Angriffspunkte gelenkt war, begannen auch sofort auf allen Seiten die Privatunternehmungen der Angreifer. Jeder suchte für eigene Rechnung Menschen oder Thiere einzufangen, und überall sah man habgierige Räuber katzenartig hinkriechend unter den dichten Büschen verschwinden und auf demselben Wege mit einem Kinde oder einer Ziege zurückkehren. Unter dem Schutze der Flintenträger drangen die „Elite-Truppen" in das Innere des Hains. Dieser lichtete sich bald und zeigte einen breiten Pfad, der nach dem Zufluchtsdorfe führte, und von den Belagerten vertheidigt wurde. Wie die Löwen kämpften diese Männer viele Stunden hindurch für Leben, Freiheit, Herd und Familie einen ungleichen Kampf voller Ruhm und Verderben. Die Schlacht gestaltete sich durch ihre Tapferkeit zu einem regelmäßigen Hin- und Herwogen. Sobald sie in der furchtbaren Hitze des Tages zu ermatten drohten, kamen vom Dorfe her ihre Frauen und Mädchen, erquickten sie mit Merissa — dem landesüblichen berauschenden Getränk aus Getreide — und stachelten sie mit feurigen Reden zu neuem Wagniß an. Viele waren schon erschossen oder erschlagen, aber das Ringen hätte doch noch lange kein Ende gefunden, wenn es nicht gelungen wäre, das Dorf in Brand zu stecken.

Um Mittag mußten die schon halb Besiegten sich in den dichtesten Theil des umzingelten Gehölzes zurückziehen, um in einem letzten Verzweiflungskampfe wenigstens den Durchbruch zu versuchen, als einzigen noch vorhandenen Rettungsweg, da sie sich nachher auf die bewundernswerthe Schnelligkeit ihrer Füße verlassen konnten. Todesmuthig und unter schweren Verlusten wiederholten sie mehrmals diese erfolglosen Versuche, während rings umher die Bestialität und Beutegier der Sieger schon ihre Feste zu feiern begannen.

Schwerverwundete wurden aus dem Gebüsch hervorgezogen und abgeschlachtet, halb ohnmächtige Weiber aus ihren Verstecken herbeigeschleppt, wobei sich nicht selten ein blutiger Streit um ihren Besitz entspann. Mit erschüttertem Herzen sah Nachtigal bei dieser Gelegenheit, wie Furcht und Entsetzen kleine Knaben und Mädchen erbleichen ließen trotz ihrer schwarzen Hautfarbe. Säuglinge gelten als nutzlose Beute, trotzdem wurden diese kleinen Wesen hier aus den Armen der Mütter gerissen und, wenn es ihretwegen zum Streit kam, so gräßlich an ihren Gliedmaßen hin und her gezerrt, daß man befürchten mußte, sie würden buchstäblich auseinander gerissen werden.

Nach zehnstündiger Gegenwehr ließen die überlebenden Männer endlich ankündigen, daß sie sich unterwerfen und vor dem Fatscha erscheinen wollten, wenn dieser sich verpflichte, die wüthenden Haufen von ihnen abzuhalten. Da der Heerführer Angesichts seiner zügellosen Mannschaften diese Bürgschaft nicht zu geben vermochte, wagte die kleine

verlorene Schaar der Todesmuthigen noch einmal den Versuch, den dichten Gürtel des Feindes zu durchbrechen — natürlich vergeblich. Es war der letzte kurze Akt des grauenhaften Trauerspiels. Nun lag das Plünderungsgebiet frei und völlig gefahrlos vor den Bagirmiräubern, und nun erst stürzte sich Alles in das Dickicht zur fröhlichen Hetzjagd auf etwa noch versteckte Frauen und Kinder. Aber sie gönnten einander diese gewöhnlich noch recht zahlreichen Funde nicht, und widerlicher als die rohen Greuel des Kampfes war der hinterher entbrennende, tobende Hader um den Besitz der Unglücklichen. Dieses allgemeine Streiten und Brüllen, gegenseitige Stoßen und Schlagen wildester Habgier beendigte den entsetzensvollen Vorgang, bei dem auch Nachtigal in seinem Beobachtungseifer nicht ungefährdet geblieben war, indem er, bereits umschwirrt von geschwungen Waffen, nicht blos sein einziges Paar Schuhe, seine letzte blaue Brille und seinen Tarbusch verlor, sondern auch eine Schußwunde am Fuße erhielt.

Voll Trauer und Abscheu über die erlebten Eindrücke ritt er in das verbrannte Dorf zurück, wo ihm aber noch der fürchterlichste Anblick dieses Tages beschieden war. Auf der Brandstätte zählte er nicht weniger als 27 halbverbrannte Leichname von Säuglingen, die offenbar von ihren eigenen Müttern umgebracht worden waren, um sie vor lebenslänglicher Sklaverei oder einem qualvolleren Untergange durch die mörderischen Sieger zu bewahren.

Der König von Bagirmi aber, der mit seinen Schaaren im Bewußtsein eines glücklichen Ausganges seines Unter-

nehmens der verwüsteten Stätte befriedigt den Rücken kehrte, war um einige Hundert mehr oder minder preiswerthe Sklaven bereichert.

Vier Monate dauerte Nachtigal's Aufenthalt bei diesem freibeuterisch umherirrenden Kriegsfürsten und seinen abenteuerlichen Horden. Viele Jahre blieb der unerschrockene Forscher der Welt der Civilisation noch fern. Weite Reisen, überreich an Studien und Beobachtungen werthvollster Art, überreich aber auch an Mühsalen und Schrecknissen, standen ihm noch bevor. Unter allen Erlebnissen, die sich während seiner Forschungsreisen unter seinen Augen abspielten, blieben aber als die grauenhaftesten und empörendsten für immer in seinem Gedächtniß haften die Sklavenjagden von Bagirmi.

Liebe und Genie.

Skizze

von

Theodor Winkler.

Wohin wir blicken mögen in allen Gebieten der Kunst, der Literatur und der Wissenschaft, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, überall sehen wir, wie auch sonst im Leben, die Liebe als das mächtig treibende und befruchtende Element, unter dessen Einfluß der Genius seine Schwingen entfaltet und sich ausbreitet. Auch die reichstbefähigten, die genialsten Männer erscheinen in dieser Beziehung so schwach wie jedes andere Menschenkind, und es ist höchst interessant, an einer Reihe von Beispielen darzuthun, wie mannigfaltig die Wirkungen der Liebe auf geniale Naturen waren, und wie Alle, selbst die erhabensten Geister, zu ihrem irdischen Glück der Liebe bedurften.

Eine lange, stattliche Reihe von Frauen tritt uns da entgegen, die durch ihre Beziehungen zu bedeutenden Männern unsterblich geworden sind.

Wer könnte z. B. von Petrarca hören, ohne an Laura zu denken? Nicht umsonst hat sie der Dichter in unzähligen Gedichten verherrlicht. So lange sie lebte,

wurde er nicht müde, sie zu feiern, obwohl sie unerreichbar für ihn war, denn als er sie kennen lernte, war sie bereits mit dem Ritter Hugues de Sade verheirathet und Mutter zahlreicher Kinder. Laura hieß überhaupt das Ideal, das ihm bei all' seinem poetischen Schaffen vorschwebte und begeisterte. Man begreift diese Leidenschaft, wenn man erfährt, daß Laura eine hehre, madonnenähnliche Schönheit war, mit sanften schwarzen Augen und einer dichten Fülle lichten goldenen Haares, welches, über ihrer Stirne gescheitelt, in reichen Locken über den Nacken hinabfloß. Auch seelisch und geistig muß sie nach Allem, was wir von ihr wissen, ein edles Weib gewesen sein. Obwohl nicht ohne Stolz über die Eroberung, die sie an dem berühmten Dichter gemacht hatte, und obwohl es nicht an Versuchungen fehlte, bewahrte sie doch ihre Tugend bis an ihr Ende.

Zu den geschichtlich verewigten Liebespaaren gehören auch Dante und Beatrice. Letztere, eine geborene Portinari und in dem religiösen Epos: „Die göttliche Komödie" von dem Dichter hoch gefeiert, war eine Jugendliebe von ihm, deren Bekanntschaft er zuerst als achtjähriger Knabe machte, während Beatrice ein Jahr jünger war. Trotz aller Schwärmerei für das schöne Mädchen glückte es ihm nicht, sie zu der Seinigen zu machen; angeblich strebte er auch gar nicht darnach, sie zu besitzen, huldigte vielmehr so dem reinsten Idealismus, daß er sich genug sein ließ, durch ihren bloßen Anblick, ihren Gruß 2c. sich zur Begeisterung zu entflammen. Beatrice vermählte sich 1287 mit einem vornehmen Florentiner,

Messer Simon de Bardi, und lebte, wie es scheint, in glücklicher Ehe, starb aber schon 1290 im Alter von 24 Jahren. Dante wurde dadurch so darniedergebeugt, daß noch im folgenden Jahre seine Verwandten für sein Leben fürchteten und so lange in ihn drangen, bis er sich bestimmen ließ, sich mit Donna Gemma de Manetto, aus dem damals mächtigsten florentinischen Adelsgeschlecht der Donati, zu vermählen. Dieser Plan zur Heilung des Liebesschmerzes scheint vollständig gelungen zu sein. Die ihm zugeführte Frau mag ihre Aufgabe wohl verstanden und glücklich durchgeführt haben: Dante's verdüstertes Gemüth klärte sich auf, er suchte die Welt wieder, der er melancholisch den Rücken gekehrt, und begann wieder aufzuleben. Er wurde in der Folge Vater von vier Söhnen und zwei Töchtern.

Daß übrigens der Dichter der „göttlichen Komödie" bereits als Knabe zu lieben begann, ist durchaus nichts Absonderliches. Gerade bei reich begabten, genial veranlagten Männern meldet sich das Herz mit seinen Ansprüchen oft schon erstaunlich früh. Heinrich Heine war seinem eigenen Bekenntniß zufolge erst 14 Jahre, als er während einer Deklamation bei einem Schulexamen sich zum ersten Male in die Tochter eines Schulinspektors verliebte. Ungefähr ebenso alt war Robert Burns, der englische Poet, als er sein Herz zum ersten Mal verschenkte. Der französische Komponist Hektor Berlioz (1803—1869) hatte mit 12 Jahren seine erste Leidenschaft; er ist gleichzeitig einer von denen, die sich bis in's Alter die Empfänglichkeit des Herzens bewahrten, denn als er,

bereits 61 Jahre alt, den Gegenstand dieser ersten Neigung wiedersah, verliebte er sich nochmals in die Dame und schrieb ihr: „Ich habe in der Welt nur noch den einen Wunsch, Ihre Zufriedenheit zu erlangen. Ich liebte Sie vor vielen Jahren, liebe Sie noch und werde Sie immer lieben.“

Lord Byron zählte erst acht Sommer, als er Mary Duff zur Königin seines Herzens erhob; allein alle die Genannten übertraf noch der geniale Antonio Canova, der größte Meister unter den neueren Bildhauern Italiens († 1822), der von sich selber sagte, er erinnere sich genau, bereits als Bübchen von 5 Jahren verliebt gewesen zu sein, wie er denn auch Zeit seines Lebens durch die Liebe die gewaltigste Anregung zu seinen Arbeiten empfangen habe. Da kann man sich nicht wundern, daß es gerade seine Gruppe „Amor und Psyche“ sein mußte, durch die er seinen höchsten künstlerischen Triumph erreichte.

Aber wie Vielen erging es ganz ähnlich. Pierre Corneille, der Schöpfer des französischen Trauerspiels, gestand selbst, daß das Glück, welches er bei der Geliebten eines Freundes gefunden, sein dramatisches Talent zuerst geweckt habe. Große Hindernisse hatte er nicht zu überwinden, als er in die Ehe trat. Eines Tages erschien er nachdenklicher als je vor seinem mächtigen Gönner, dem Kardinal Richelieu, so daß dieser ihn fragte, was er vorhabe. Corneille antwortete: „Nichts Gutes, denn mich quält die Liebe, und ich weiß mir nicht zu helfen.“ Neugierig forschte der Kardinal weiter und erfuhr nun, daß sich der Dichter in die Tochter des Generallieutenants

d'Andely verliebt habe, der sie ihm aber nicht geben wolle. Da gab es keinen langen Prozeß. Richelieu ließ den Vater zu sich kommen und bemerkte ihm, daß er die Heirath wünsche. Das war so viel wie ein Befehl, und d'Andely durfte nicht widersprechen. Die Vermählung erfolgte, und die Welt hatte ein glückliches Paar mehr.

Den wohlthuendsten Eindruck von der Macht reiner und wahrer Liebe auf einen edlen hochbegabten Mann erhalten wir bei der Braut Theodor Körner's. Kurz nach seiner Verlobung mit ihr (1812) schrieb er seinem Vater aus Wien: „Ich darf es ohne Erröthen gestehen, ohne sie wäre ich wohl untergegangen in dem Strudel neben mir. Du kennst mich, mein warmes Blut, meine ungeschwächte Kraft, meine wilde Phantasie; male Dir dieses ungestüme Gemüth in diesem Garten von blühender Lust und berauschender Freude, und Du wirst mich begreifen, daß mich nur die Liebe zu diesem Engel so weit brachte, daß ich keck aus der Schaar heraustreten darf und sagen kann: Hier ist einer, der sich ein reines Herz bewahrt hat." — Auch nach Körner's glorreichem Tode blieb Toni Adamberger des Helden und Sängers des deutschen Befreiungskampfes würdig.

Aber nicht nur die Bräutigamszeit, auch die Ehe selbst hat gar manchen wahrhaft Glücklichen unter berühmten Männern aufzuweisen. Johann Heinrich Voß, der treffliche Uebersetzer des Homer, lebte lange Zeit in sehr ärmlichen Verhältnissen. Das hielt ihn aber nicht ab, die Schwester eines Freundes, Ernestine Boie, zu seiner Gattin zu machen.

Mit Recht hat man die Schilderung, welche Ernestine selbst von ihrer Brautschaft und den ersten Ehejahren zu Wandsbeck und Ottendorf gegeben, als eine der herzigsten Episoden der deutschen Sittengeschichte bezeichnet. Es war ein idyllisches Stillleben, dessen harmloses Glück durch freiwillige Entbehrung nicht getrübt wurde. Sie mußten sich auf's Aeußerste einschränken und freuten sich wie die Kinder, wenn sie von ihrem geringen Einkommen so viel erübrigen konnten, um ihre Einrichtung um ein neues Stück zu erweitern. Aus Sparsamkeit wurde Abends nur ein Licht angezündet. Da Voß stehend am Pulte zu arbeiten pflegte und dazwischen auf und ab ging, seine Gattin aber bei der Arbeit mit ihrer Nadel des Lichtes nicht entbehren konnte, ersannen Beide die Aushilfe, neben das Pult den Eßtisch und auf diesen für Ernestine einen kleinen Strohsessel zu stellen. Während Voß an seiner Homer-Uebersetzung arbeitete, mußte er auch oft in Abwesenheit seiner mit Feldarbeit beschäftigten „besseren Hälfte" das Kind warten und so entstanden viele seiner Hexameter, indem er schrieb und zugleich mit dem einen Fuß die Wiege in Bewegung setzte, um den kleinen Schreihals zu beruhigen.

Schiller's kleine Liebesabenteuer, die er in seiner Jugend ebenso wie mancher Andere hatte, können wir hier übergehen. Weit mehr Interesse bietet sein Eheleben, in welchem er denn auch die Stellung einnimmt, die ihm vom deutschen Volke mit vollem Recht als Sinnbild alles Reinen, Begeisterten und Erhabenen eingeräumt worden ist. Er hatte, als er sich zuerst mit Heiraths-

gedanken trug, an Körner geschrieben: „Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann." Und das ist ihm in Charlotte v. Lengefeld thatsächlich geworden. Läßt sich auch nicht leugnen, daß anfangs wenigstens ihre Schwester Karoline dem Herzen des Dichters näher zu stehen schien, so trat doch, nachdem sie für Lotte die Wege geebnet und dieselbe mit Schiller sich verbunden, die tadelloseste Harmonie ein. Und Schiller selbst zieht kurz und bündig das Fazit seines Eheglückes in die Worte zusammen: „Von dieser Seite hat mir der Himmel nichts als Freude gegeben!" Nur der treuen und liebevollen Pflege Lottens war es jedenfalls auch zu danken, daß der kränkelnde Dichter bis zum Jahre 1805 am Leben erhalten blieb.

Das gleiche Glück wurde, wie bekannt, seinem Freunde Goethe nicht zu Theil. Christiane Vulpius, welcher er 1806 nach so vielen, zum Theil hochpoetischen Liebesverhältnissen (mit Friederike Brion aus Sesenheim, mit Lili [Elisabeth Schönemann], mit Frau v. Stein, mit der schönen Mailänderin u. s. w.) die Hand zum ehelichen Bunde reichte, hat nie die rechte Stellung einer Gattin des großen Dichters eingenommen, noch einnehmen können. Mochte sie auch in wirthschaftlicher Beziehung ihre schätzbaren Vorzüge haben, so trennte sie doch der ungeheure Abstand der Bildung allzu weit von ihm. Christiane bewahrte denn auch zeitlebens dem Gatten gegenüber den Standpunkt respektvoller Entfernung, nannte ihn stets „Sie" und „Herr Geheimer Rath" und vermochte

verständnißvolle Theilnahme an seinem dichterischen Wirken nie zu erlangen.

Wenig Glück in der Liebe hatte Lessing. Nachdem er bereits in reiferen Jahren nach Ueberwindung vieler Hindernisse als kargbesoldeter Bibliothekar von Wolfenbüttel Frau Eva König, die Wittwe eines Hamburger Kaufmannes, geheirathet, zerstörte 1778 der Tod das Glück schon nach einem Jahre. Lessing schrieb darüber an seinen Bruder Karl: „Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen ... Wenn Du diese Frau gekannt hättest! Wenn ich mit der einen Hälfte meiner Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gern wollte ich es thun! Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein zu duseln; ich habe dieses Glück unstreitig nicht verdient.“ Nicht lange sollte Lessing zu dieser Einsamkeit verurtheilt sein; bereits drei Jahre nachher starb er.

Herder war bekanntlich in seinen Mannesjahren sehr leidend und daher sehr grämlich und unverträglich, wodurch ja auch die freundlichen Beziehungen zu Goethe und Schiller gestört wurden. Aber auch sein häuslicher Friede mag öfters darunter gelitten haben, zumal seine Gattin Karoline den Vorzug, als ausgleichendes und begütigendes Element zu wirken, nicht besessen zu haben scheint. Schiller gibt davon in einem Briefe an seinen Freund Körner unter'm 27. August 1787 folgendes tragikomische Bild: „Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art

heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil Beide stolz, Beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst aneinander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen Beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt mit den Worten: ‚Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein und auf den kann Niemand zürnen.‘ Dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende.“

Wie schön, wenn die Gattin sich so in den Mann zu finden weiß, daß sie Theil nimmt an seinem Schaffen, sei es auch nur in so untergeordneter Weise, wie wir dies z. B. bei Mozart finden. Er hatte die Gewohnheit, unter dem Plaudern und Lachen seiner Umgebung zu komponiren, und seine Frau hatte daher oft, wenn ihm die Gesellschaft fehlte, die Aufgabe, ihm diese bei der Arbeit zu ersetzen. So schuf er z. B. die herrliche Ouvertüre zur Oper „Don Juan“ in einer Nacht vor der Aufführung, während die Frau neben ihm saß und ihm fort und fort Märchen erzählte, die ihn lachen machten. Noch weiter ging der berühmte Maler Raphael († 1520), denn das von ihm angebetete Mädchen, bekannt unter dem Namen Fornarina, mußte sich, so oft er im vatikanischen Palaste oder im Neubau der Peterskirche zu Rom malte, neben ihn auf's Gerüst setzen, da er nur so im Stande war, seine ganze Kunst zu entwickeln. Ihre

Züge hat Raphael bekanntlich in mehreren seiner herrlichen Werke verewigt.

So komisch uns das heute erscheint, noch seltsamer berührt es uns, wenn wir von Wieland und seiner Jugendliebe, der geistreichen und fein gebildeten Sophie Guntermann lesen, daß sich die beiden Liebenden „oft mitsammen auf die Kniee warfen, der Tugend ewige Treue schwuren und dann in schwärmerischer Freudigkeit sich küßten." Aber in damaliger Zeit war das nichts Wunderliches. Sophie heimzuführen war Wieland übrigens nicht vergönnt. Er heirathete 1765 eine Augsburgerin, Dorothea Hillenbrandt, die er in Briefen an seinen Freund Geßner ein „unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches und gefälliges Geschöpf" nennt, „nicht sehr schön, aber doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, ein gutes angenehmes Hausweibchen, und damit Punktum." Auch Klopstock vermochte Die, welcher er in der Jugend sein Herz schenkte, nicht zu erringen. Sie ließ die Bewerbung des Dichters unerwiedert, so sehr sie auch unter dem Namen „Fanny" von ihm gefeiert wurde. Es war seine Cousine Marie Sophie Schmidt in Langensalza. All' seine Mühe um sie war umsonst. Sie vermählte sich mit dem Kammerrath Streuber in Eisenach und wurde eine glückliche Gattin, die sich den Liebreiz ihrer persönlichen Erscheinung bis in ihr Alter bewahrte. Klopstock konnte sie nie ganz vergessen und noch in seinen alten Tagen wurde er von Begeisterung erfaßt, so oft er Gutes von ihr hörte, obwohl er in Meta Moller in Hamburg, die er 1754 als Gattin

heimführte, eine Frau gewann, die sich auf's Beste mit ihm verstand. Klopstock hat sie unter dem Namen „Cidli" hochgefeiert. Das idyllische Bild ihres Ehelebens schildert Meta selbst in einem Briefe mit den Worten: „Sie können denken, daß Menschen, die sich so lieben, wie wir, keine zwei Stuben nöthig haben; wir sind immer in derselben."

Von wunderbarer Schönheit muß Sophie v. Kühn gewesen sein, welche den Dichter Novalis (Friedrich v. Hardenberg) an sich gefesselt hielt und die ihn so beseelte, daß sie, wie Tieck sagte, zum Inhalt seines ganzen Lebens ward. Ihr galten seine „Hymnen an die Nacht", auch hat er ihr Bild in seinem Roman „Heinrich v. Ofterdingen" in der Gestalt Mathildens gezeichnet. Novalis ward zum Dichter, so oft er nur von ihr sprach. Doch der Wunsch, die Geliebte ganz zu der Seinigen zu machen, ging nicht in Erfüllung. Am 19. März 1797, am zweiten Tag nach ihrem fünfzehnten Geburtstag, raffte sie der Tod dahin, und bereits am 25. März 1801 folgte ihr der Dichter nach.

Recht übel erging es dem englischen Dichter John Milton, berühmt namentlich durch sein „Verlorenes Paradies", einer der lautersten und festesten Charaktere aller Zeiten. Er war dreimal verheirathet, ohne das Glück zu finden. Und dabei war er nicht nur ein geistreicher und edler Mann, sondern auch, in seiner Jugend wenigstens, von großer Schönheit. Die erste Frau lief ihm aus Vergnügungssucht davon, die zweite starb schon nach Verlauf eines Jahres, und die dritte Ehe fiel, nachdem der Dichter

inzwischen erblindet war, so unglücklich aus, daß er besser allein geblieben wäre.

Auch Shakespeare scheint kein glücklicher Ehemann gewesen zu sein. So lückenhaft die Nachrichten über sein Leben sind, so wissen wir doch, daß er gewöhnlich von seiner Gattin getrennt lebte.

Ein förmliches Labyrinth von Liebesabenteuern thut sich vor unseren Blicken auf, wenn wir das Leben Lord Byron's verfolgen. Um der Erinnerung an eine frühere Geliebte, Mary Chaworth, zu entrinnen, verließ er 1809 London, dann schloß er 1815 eine unglückliche Ehe mit Anna Isabelle Milbank, von der er sich scheiden läßt. Dann liegt er Jahre lang in den Banden der schönen Gräfin Teresa Guiccioli, die um seinetwillen ihren Mann verläßt, ohne daß er auch bei dieser ein dauerndes Glück gefunden hätte. Nur auf seine poetischen Schöpfungen waren diese Verhältnisse alle von mächtigem Einfluß. Ganz besonders die Letztgenannte wurde die Muse, die ihn zum Schaffen begeisterte. Die Frauen übten eine unbeschreibliche Gewalt auf ihn aus, er freilich auf sie nicht minder. Von dem bestrickenden Zauber, der in Byron's Persönlichkeit lag, sind Alle voll, die ihn gekannt haben. Schade nur, daß sein Charakter durchaus nicht seinem edlen Aussehen entsprach, und seine Zügellosigkeit und innere Zerrissenheit, sein Eigensinn und sein Wankelmuth es unmöglich machte, daß eine Frau mit ihm glücklich wurde, oder daß er selbst auf die Dauer bei einem weiblichen Wesen Befriedigung finden konnte. Er war nicht für den Frieden der Ehe geschaffen. Vielleicht, daß

die reiferen Mannesjahre hierin Manches geändert hätten, allein ein früher Tod (1824) ließ es dazu nicht kommen.

Auch an recht trüben Verhältnissen anderer Art ist leider in der Geschichte großer Männer kein Mangel. Dahin haben wir vor Allem das verfehlte Eheleben Gottfried August Bürger's zu zählen; dahin gehört ferner die Leidenschaft Hölderlin's für die unter dem Namen Diotima gefeierte geistvolle und liebenswürdige Mutter seiner Zöglinge (Frau Borkenstein geb. Gontard), wodurch er zum Wahnsinn getrieben wurde. Auch bei dem Uebergang der nervösen Reizbarkeit Lenau's in förmlichen Wahnsinn spielten Herzenserlebnisse eine bedeutende Rolle. Hier haben wir weiter Heinrich's v. Kleist zu gedenken, der nach mancherlei schmerzlichen Enttäuschungen in Henriette Vogel eine Freundin gewann, die, gleich wie er mit der Welt im Innersten zerfallen, mit ihm zu sterben wünschte und ihn auch (1811) zu diesem verzweifelten Schritt zu bestimmen wußte, infolge dessen er in der Nähe des Wannsee's bei Potsdam erst die Freundin und dann sich selbst erschoß. Hier wird man sich endlich auch des in seiner Art beispiellos dastehenden Falles von Ueberspanntheit erinnern, der sich an das Leben des unproduktiven Dichters Heinrich Stieglitz knüpft, dessen schwärmerische Gattin Charlotte Sophie, geb. Willhöft, auf den unseligen Gedanken verfiel, daß ein großer Schmerz den Geliebten zum ganzen Mann und Dichter reifen würde, und die sich deshalb am 21. Dezember 1834 durch einen Dolchstich den Tod gab, ohne daß sie jedoch durch ihre Aufopferung den geträumten Erfolg errungen hätte.

Unermeßlich ist indeß oft der Einfluß des Weibes, wenn es, an Geist und Seele gesund, dem Mann gegenüber seine Aufgabe recht versteht. Verkommene Genies, wie z. B. der Dichter Grabbe, wären vielleicht vom Untergange zu retten gewesen und hätten sich aufgerafft, wenn ihnen zu rechter Zeit die rechte Frau zur Seite gestanden hätte.

Eine ganze Reihe von Berühmtheiten auf den verschiedensten Gebieten ist zwar unverheirathet geblieben, allein nicht Viele unter ihnen können namhaft gemacht werden, die dies aus Grundsatz oder aus Geringschätzung des weiblichen Geschlechts gethan hätten; vielmehr waren in der großen Mehrzahl der Fälle äußere Umstände Ausschlag gebend. Hier fällt uns z. B. Beethoven ein. Mehr als eine Neigung erwachte während seiner jüngeren Jahre in ihm, führte aber äußerer Verhältnisse wegen zu keinem Erfolg. Und doch hätte der Meister bei seinem Gehörleiden so sehr einer Stütze bedurft und bei seinem warmen Herzen und seinem lebhaften Gefühl für Familienglück wäre es ihm sehr zu wünschen gewesen. Beethoven hatte, wie jeder Künstler, offene Augen für weiblichen Reiz und für zärtliches Gefühl ein empfängliches Herz. Noch in späteren Jahren, erzählt sein Biograph Marx, sah er schöne Gesichter gern, blieb auf der Straße stehen und blickte ihnen durch das Augenglas nach, so weit er konnte. Seinen kleinen Werther-Roman mit der blonden Jeanette d'Honrath hatte er schon früh in Bonn durchgespielt; auch in Wien soll er mehr als ein Liebesverhältniß angeknüpft und mitunter Eroberungen gemacht

haben, die manchem Adonis schwer, wo nicht unmöglich geworden wären. Das Alles waren flüchtige Neigungen. Um so heftigere Erschütterungen sollte ein Verhältniß zur Folge haben, welches ihn eine Zeit lang mit der jungen Gräfin Julia Guicciardi, der Tochter eines kaiserlichen Rathes bei der böhmischen Hofkanzlei, verband. Diese Julia war es, welcher die Phantasiesonate (op. 27 Nro. 2), auch „Mondscheinsonate" genannt, zugedacht ist. Das Verhältniß mußte abgebrochen werden, und Julia reichte am 3. November 1803 ihre Hand dem Grafen Gallenberg, mit dem sie bald darauf Wien verließ. Beethoven empfand die Trennung sehr schmerzlich und war lange Zeit ganz in sich gekehrt.

Der Philosoph Leibniz, einer der vielseitigsten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker, ist ebenfalls als Hagestolz dahin gegangen. Er hielt sich auch niemals eine Wirthschafterin oder Köchin, sondern besorgte seinen Haushalt ganz eigenhändig, weil, wie er behauptete, ihm die Frauen nichts recht machen könnten und ihn überhaupt die Nähe eines weiblichen Wesens störe. In seinem fünfzigsten Lebensjahre fiel es ihm plötzlich doch noch ein, sich verheirathen zu wollen. Aber die Dame, die er dazu ausersehen, bat um Bedenkzeit; da bedachte Leibniz sich auch und — blieb unverheirathet. Trotz alledem machte der große Gelehrte vielfach einen sehr günstigen Eindruck auf Frauen. Durch seinen Einfluß z. B. auf die geistreiche Königin Sophie Charlotte, die Großmutter Friedrich's des Großen, setzte er 1700 die Gründung der Akademie der Wissenschaften in Berlin durch und wurde deren erster Präsident.

Auch der große Philosoph **Immanuel Kant** blieb unverheirathet. Er sprach über die Frauen zwar selten, aber stets mit Achtung. Nur unausrottbare Herrschsucht warf er ihnen vor. Den Ehestand hielt er für ein nothwendiges Bedürfniß, aber Aufmunterungen dazu, die sich auf seine Person bezogen, konnte er nicht ertragen. Leicht verließ er mit Unwillen eine Gesellschaft, in welcher man den unpassenden Scherz bis zu einem zudringlichen Antrag getrieben hatte.

Ein Hospitalprediger Becker, ein schwacher, gutmüthiger Mann, wollte Kant noch in seinem siebenzigsten Lebensjahre verheirathen und ließ dazu eine besondere Schrift drucken, die er ihm selbst überbrachte. Kant bezahlte die Druckkosten und legte die Sache lachend bei Seite. Dessen ungeachtet stand er in den mittleren Jahren zweimal nahe daran, sein eheloses Leben aufzugeben. Das erste Mal war es eine junge, schöne und sanfte Wittwe, die sein Herz gewann. Doch der Philosoph ging wegen der Heirath so lange mit sich zu Rathe, daß sie die Geduld verlor und sich für eine andere Parthie entschied. Später fand er noch einmal besonderes Wohlgefallen an einem Fräulein aus Westphalen, das als Gesellschafterin einer Edelfrau nach Königsberg kam. Auch hier ging der Plan durch sein Zaudern in die Brüche.

Ueberhaupt scheint die Philosophie dem Heirathen nicht günstig zu sein, denn fast alle großen, unsterblichen Philosophen, bis auf verschwindende Ausnahmen, waren unverheirathet.

Als einen wahren Weiberfeind hat man **Alexander v. Humboldt** ausgeschrien, der ebenfalls unbeweibt seine

glänzende Laufbahn beschlossen hat. Wahr ist, daß er im Allgemeinen nicht hoch von den Frauen dachte. Zahlreich sind aber die intimen Freundschaftsverhältnisse, die er während seines langen Lebens mit schönen und geistvollen Damen hatte, wenn auch keine ihn dauernd zu fesseln vermochte. Und so blieb Humboldt unverheirathet. Auf die in späteren Jahren häufig an ihn gerichtete Frage, warum er sich nicht verehelicht habe, soll er immer die ausweichende Antwort gegeben haben: „Die Wissenschaft ist meine einzige Liebe." Nichtsdestoweniger würde der berühmte Naturforscher in dem weiten Kreise der großen Männer eine sehr vereinzelte Stellung einnehmen, wenn er wirklich so ganz unberührt von der Liebe geblieben wäre, wie man gewöhnlich annimmt. Nicht unerwähnt mag schließlich hier bleiben, daß die Dame, die allem Anschein nach den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf Humboldt gemacht hat, keine Tochter Europa's, sondern nach den Versicherungen ihm nahestehender Zeitgenossen eine — Kreolin gewesen sein soll, die er auf einer seiner Reisen um die Welt kennen gelernt und mit welcher er längere Zeit in vertrauten Beziehungen gestanden habe.

Tief in der menschlichen Natur begründet liegt die Wechselwirkung des physischen wie des geistigen Einflusses der Geschlechter auf einander, und nirgends wird naturgemäß dieselbe schärfer und lebendiger hervortreten, als bei dem Genie, besonders dem dichterischen, dessen Inneres ja in höherem Grade als bei anderen Sterblichen vom Leid und Lust der ganzen Menschheit erfüllt ist.

Mannigfaltiges.

Schlechte Witze. — Kaiser Paul I. von Rußland, so ernst und streng er auch sonst als Selbstherrscher aller Reußen war, liebte doch nach vollbrachtem Tagewerk heitere Gesellschaft. So zog er namentlich gern witzige Künstler an seine Abendtafel. Unter diesen fehlte nie der Pariser Komiker Fragère, dem es gelungen war, sich schnell in der Gunst des Kaisers zu befestigen, und der sich Vieles erlauben durfte, was Anderen wohl schlecht bekommen wäre. Das hatte ihn aber schließlich übermüthig gemacht.

Einst ergriff an der Tafel des Kaisers einer der Gäste die Gelegenheit, seinen kaiserlichen Wirth auf Kosten Peter's des Großen zu rühmen. Der Kaiser hörte das nicht ungern, wendete sich dann aber zu Fragère und sprach: „Nicht wahr, lieber Fragère, das heißt Peter bestehlen, um Paul zu bezahlen?"

„Jawohl, Sire!" antwortete der Schauspieler, „aber Eure Majestät können sich das schon gefallen lassen, denn es wird gewiß Niemand einfallen, Paul zu bestehlen, um Peter zu bezahlen."

Die Antwort war beißend, aber der Kaiser hatte schon oft dergleichen Witze ruhig hingenommen und dazu gelacht. Aber diesmal verdüsterte sich sein Gesicht. Bald erhob er sich und man trennte sich verstimmt. Fragère war ganz betroffen nach Hause gegangen, denn dem Witzmacher von Profession war ein mißlungener Witz eine verlorene Schlacht.

Es war mitten im Winter und noch Nacht, als ein heftiges Pochen an der Thüre ihn am anderen Morgen erweckte. Er steht auf, öffnet und — wer malt sein Entsetzen — herein tritt ein Offizier mit fünf Leibgardisten in voller Rüstung und übergibt ihm eine vom Kaiser unterfertigte Ordre, die ihn zum sofortigen Transport nach Sibirien verurtheilt. Fragère warf sich trostlos auf sein Bett, rang verzweifelt die Hände und schrie: „Welches Verbrechen habe ich begangen, das eine so grausame Strafe verdient? Kann ich den Kaiser nicht sehen, ihm zu Füßen fallen, seine Verzeihung erflehen?"

Vergebliches Bitten! Die Ordre war auf das Bestimmteste abgefaßt, und Kaiser Paul verstand es, über pünktliche Erfüllung seiner Befehle zu wachen. Alles, was Fragère von dem Offizier, der zu seinen Freunden gehörte, erlangen konnte, war einige Minuten Aufschub, um etwas Wäsche und Kleidungsstücke einzupacken. Dann mußte er in den völlig verschlossenen, fensterlosen Wagen, den eine starke Kavallerieeskorte umringte. Zwei Soldaten, den entblößten Säbel in der Rechten, die Pistolen im Gürtel, setzten sich zu ihm; die Thür ward geschlossen und fort ging's im Galop. Dichte Finsterniß umgab den armen Fragère. Seine Begleiter blieben taub auf alle Fragen, und so ging's fort und immer fort, bis endlich nach langen Stunden die Thüre des Wagens sich öffnete.

Es war heller Tag, aber nicht lange sollte er sich des Lichtes erfreuen; mit verbundenen Augen ward er in eine elende Hütte geführt. Die Binde fiel und er stand in einem finsteren Zimmer, nur spärlich von einer Kerze erleuchtet; man gab ihm zu essen, in hölzerner Schüssel — rohe, schlechte Speisen, ihm, der gestern noch in Ueppigkeit geschwelgt, an fürstlichen Tafeln gesessen hatte und vom Kaiser mit Gunstbezeugungen überhäuft war. Und jetzt war er in Ungnade, verbannt, in einer elenden Hütte, auf eine Mahlzeit angewiesen, die Tags zuvor seinem Bedienten zu schlecht

gewesen wäre; um ihn herum nur finstere, drohende Gesichter, kein tröstendes Wort, eine hoffnungslose Reise vor Augen — Fragère war der Verzweiflung nahe.

„Fragère, wir müssen scheiden," sagte der befreundete Offizier, der bis hierher mitgeritten war; „was kann ich für Euch thun?"

„Redet mit dem Kaiser," stotterte der Unglückliche.

„Unmöglich, verlangt, was Ihr wollt, nur das nicht; kann ich Euch vielleicht Euer Geld, Eure Kostbarkeiten in sichere Verwahrung nehmen, bis Ihr zurückkommt?"

„Also ist doch Hoffnung auf Rückkehr, bin ich nicht auf immer verbannt?"

„Warum nicht gar! Nur auf sechs Jahre, diese sind bald vorüber."

„Sechs Jahre!" stöhnte der unglückliche Schauspieler, „sechs Jahre in Sibirien!"

Die eben eintretende neue Eskorte unterbrach sein Wehklagen. Mit verbundenen Augen ging's im dunklen Wagen bei grimmiger Kälte weiter. Endlich wurde wieder gehalten — dieselben Formalitäten: schlechte Hütte, elendes Essen, Alles düster und schweigsam.

So geht's drei Tage und Nächte lang ununterbrochen weiter. Dann hält plötzlich der Wagen. Man hebt den Halbtodten heraus und setzt ihn auf eine Bank nieder. Die Binde will diesmal nicht fallen. Er hört in der Nähe Tritte, zischeln und — entsetzlich — Gewehre laden. Der Rock wird ihm ausgezogen, die Hände werden ihm gebunden.

„Legt an — Feuer!"

Die Musketen krachen und lautlos sinkt Fragère zu Boden. Der Schrecken hatte ihm die Besinnung geraubt. Endlich kommt er wieder zu sich. Er wird aufgehoben und auf einen Stuhl gesetzt; man löst ihm die gebundenen Hände. Die Binde fällt

von seinen Augen — und er sitzt in demselben Gemache, an derselben Tafel, an demselben Platz, wo sein verhängnißvoller Witz ihm entfuhr, von denselben Gästen umgeben, der Kaiser in ihrer Mitte. Ein lustiges Gelächter begrüßte ihn und der Zar sagte: „Siehst Du, mein Bester, ich kann auch schlechte Witze machen!" D. C.

Vergrabene Schätze, die noch der Hebung warten. — Ein immer noch gangbarer Artikel des populären Aberglaubens ist die Hebung von verborgenen Schätzen. Leichtgläubigen wird von Betrügern bald eingeredet, daß sie große Schätze liegen wüßten, die sie durch allerhand übernatürliche Künste gegen gutes Entgelt zu heben im Stande seien. Dergleichen Fälle, in welchen immer erst durch bezahlten Hokuspokus Bann und Zauber gebrochen werden sollen, kommen weit häufiger vor, als man glaubt.

Schätze zu heben kann man leichter und natürlicher haben, wenn man nur die Stellen weiß, wo sie liegen, und da die Sucht nach Geld und Reichthum in unserer materiellen Zeit eine ziemlich große ist, so theilen wir das, was wir von vergrabenen Schätzen wissen, unseren Lesern mit.

Im Jahre 1787 wurde aus einem Pavillon des Dresdener Zwingers unter Anderem ein silberner Hirsch im Werthe von 3600 Mark gestohlen. Später bekannte sich ein Hausbesitzer, Wochatz mit Namen, nicht allein zu diesem, sondern auch zu vielen anderen, in der Bildergallerie, in der katholischen Hofkirche, im Schlosse zu Moritzburg u. s. w. verübten Diebstählen; aber Vieles von den gestohlenen Schätzen war nicht wieder zu erlangen, weil Wochatz es zum Theil eingeschmolzen, zum Theil in unverändertem Zustande vergraben hatte und sich auch nach seiner Verurtheilung beharrlich weigerte, die Stellen anzugeben, wo er die gestohlenen Schätze und das daraus gelöste Geld vergraben hatte. Nur gegen einen Mitgefangenen in Zwickau, einen Müller, der nach mehreren Jahren aus dem Zuchthause entlassen wurde, hatte

er im Vertrauen geäußert, er habe den silbernen Hirsch und 5000 Thaler klingendes Geld in der Umgegend von Dresden vergraben. Da ihm, der im hohen Grade schwindsüchtig war, das Versteckte nun doch nichts helfe, sollte der Müller hingehen, es ausgraben und mit einem Bruder des Wochatz theilen, was der Müller ihm geloben mußte. Nun nannte Wochatz die Stelle: linker Hand am Kannenhenkelweg in der Prießnitz beim Vogelherd, an einer grünen Säule mit einer IV., neben einem Lusthause und einigen hohen Kiefern. Die Kiefern sollten zwölf Fuß von einander entfernt sein.

Der Müller, der vermuthlich erst vergeblich gesucht hatte, zeigte die Sache der Behörde an, welche offiziell, aber gleichfalls ohne Erfolg suchen ließ. Darüber starb Wochatz an seinem Leiden und die vergrabenen Schätze sind bis heute noch nicht gefunden. —

Der berühmte Chemiker Leonhardt Thurneißer berichtet in seinem Verzeichnisse von verborgenen Schätzen, daß zu Merseburg am Venusberge, wo die Luppe und Saale zusammenfließen und vor Zeiten ein alter Tempel gestanden, „ein ganz gülden Bild, so groß als ein Mensch und der Abgöttin Bildniß sein soll, darbei viel Bücher der Abgöttin Gesetze zu befinden, wäre zu Zeiten Caroli Magni vergraben worden.“ —

Graf Wiprecht v. Groitzsch, welcher nach tapferer Gegenwehr in der Schlacht bei Mölsen, die zwischen den Gegenkaisern Heinrich und Lothar stattfand, verwundet wurde und in dem von ihm gestifteten Kloster zu Pegau starb, soll unter letzterem seine ganze Baarschaft, Kleinodien und Silberzeug, zusammen im Werthe von fast drei Millionen Mark, vergraben haben. —

Im „Hortus divitiarum von Georg Aurachen in Straßburg“ heißt es, daß beim Orte Ellingenrode unweit Erfurt, im Morgenbrodgrunde „am Wasser hinauf“, zwei Steinklüfte seien; an dem einen sei ein Mönch ausgehauen; da befinde sich ein Loch und darunter gediegen Golderz, das Pfund 114 Gulden werth.

Weiter hinauf, neben zwei großen Bäumen sei ein Haufen Erde oder Hügel, darunter ein Stein und unter dem Stein befinden sich mehrere Centner Goldkörner. Ebenso liege bei Wislau oder Wesela in Böhmen ein großer Schatz von Gold und Silber; neben der Heiligenkreuzkirche auf dem Berge sei ein Brunnen mit ausgesetzten Steinen, unter einem Steine soll sich, nach der Ansicht unseres Gewährsmannes, ein Bund von acht Schlüsseln befinden, mit diesen könne man eine, in einem Loche in einer alten Mauer gegenüber dem Brunnen befindliche eiserne Thür mit acht Vorlegeschlössern öffnen; man gelange dann in ein altes Gewölbe und darin läge der Schatz. Bei Zwickau liege ferner ein alter verfallener Steinbruch, in welchem gediegen Golderz sei, das zum Theil indessen von Venetianern weggeholt worden sei.

Von einer geradezu erstaunlichen Summe Geldes, die noch bei Merseburg verborgen unter der Erde ruht, berichtet uns der Chronist G. Spremberg in seinem „Verzeichniß waß an Schätzen verborgen“. Darin heißt es: „auf'm Georgenberge unter einer Linde zwei Ellen tief 21,000 Thaler, hinter der Kirche drei Ellen tief 20,000 Thaler, in vier Gewölben da, sieben Ellen tief 500,000 Thaler, beim Altar in drei Kästen, vier Ellen tief 50,000 Thaler, bei einem Fenster, drei Ellen tief 24,000 Thaler, von diesem sieben Schritt entfernt 40,000 Thaler; in der Stadtkirche beim Altar an zwei Orten in zwei Kasten 100,000 Thaler, in einem Pfeiler 10,000 Thaler.“ — Herzog Christian von Sachsen-Merseburg hatte seiner Zeit nach diesen Summen suchen lassen, indeß war die Durchsuchung trotz aller Mühe und Arbeit eine vergebliche gewesen.

Ein anderer Schatz soll in der alten Klosterkirche zu Grünhain ruhen, der noch nicht hat gehoben werden können; ebenso im alten Kloster zu Neustadt an der Orla und zwar „unter dem Bogen, worauf der Thurm ruhet“, in einem Gewölbe, das allerdings verschüttet ist.

Im Schlosse zu Annaberg soll die bekannte „Mutter Anna“, Kurfürstin von Sachsen, Gold und Diamanten in einem Gewölbe untergebracht haben, das zerfallen ist. Nach anderen Berichten soll dieser Schatz an irgend einer Stelle des Schloßgartens vergraben liegen. Beim Nachgraben fanden sich auch im ehemaligen Thiergarten vier verschüttete Gewölbe; allein die Schätze, wenn jemals dort solche hingekommen sind, harren noch ihres Erlösers.

Auch das preußische Dorf Berga, eine Stunde von Roßla, soll mit einem kolossalen Schatze gesegnet sein und zwar befindet sich derselbe unter der auf dem Berge liegenden Kirche in einem Gewölbe, zu dem ein vermauerter Gang führt. Das Ende des Ganges, welches unter der ehemaligen Prälatur sein soll, ist bis jetzt nicht aufgefunden worden, der Schatz soll mehrere Tonnen Goldes betragen und zur Zeit Karl's V. vergraben worden sein.

Diese Aufzeichnungen theilen wir natürlich nur der Kuriosität halber unseren Lesern mit, denn gesucht haben an diesen Orten schon gar Viele, gefunden aber hat noch Niemand etwas.

A. Bandholtz.

Ein sonderbares Geschäft. — Ob die viel erzählte Geschichte von dem Manne, der sich davon ernährte, daß er sich als Vierzehnten vermiethete, wenn irgendwo bei Tische nur dreizehn Gäste sich zusammengefunden hatten, wahr ist, wollen wir nicht verbürgen. Dagegen gibt es eine ganze Zahl sonderbarer Geschäfte, deren Vorhandensein vielen Lesern unbekannt sein dürfte, und deren Existenz verbürgt ist.

In New-York wurde ich mit einem der berühmtesten Reporter, einem Irländer, bekannt, der mich einst, nachdem wir gerade über die allerlei merkwürdigen Geschäfte, die in Amerika betrieben werden, gesprochen hatten, einlud, ihn andern Tages zu besuchen.

„Haben Sie schon jemals von einem Maler gehört, der ‚blaue‘ Augen bemalt?“ frug mich Mr. Blakely, der Reporter, als ich bei ihm eintrat, um ihn abzuholen.

„Blaue Augen?“ erwiederte ich. „Was meinen Sie damit?“

„Nun, sehen Sie diese Lady hier“ — damit wies er auf ein junges irisches Mädchen, das in einer Ecke saß und ein Tuch um das eine Auge gebunden hatte — „Mary Ann hat Unglück gehabt, sie ist in eine Rauferei hineingezogen worden und hat ein ‚blaues‘ Auge davongetragen und mich nun gebeten, sie zu Mr. Morgan zu begleiten. Kommen Sie, wir wollen aufbrechen.“

Mary Ann ging voran; nach einer Viertelstunde kamen wir in die Bowerystraße. Bei Numero sechsundneunzig machten wir Halt; dort befand sich ein sauberes Porzellanschild, das die Worte: „J. Morgan, Pointer“ (Maler) enthielt. Wir klingelten und traten ein.

Es war ein ziemlich großes, natürlich nach amerikanischer Sitte mit Teppichen belegtes und daher staubiges Gemach, in dem zahlreiche Kopien von Porträts, auch einzelne Landschaften hingen, alle mit prächtigen Rahmen versehen. Der Künstler, Herr Morgan, hatte ein unternehmendes fuchsartiges Gesicht und trug eine schwarze Sammetjoppe.

„Dieses Mädchen hier,“ sagte Blakely, „hat bei einer Rauferei ein ‚blaues‘ Auge davongetragen. Ich wollte Sie bitten, es zu beseitigen.“

Der Künstler verbeugte sich schweigend. Mary Ann nahm ihr Tuch ab; guter Gott, einen tüchtigen Schlag mußte sie erhalten haben, denn die ganze Umgegend des Auges war entzündet und begann nicht nur in blauem, sondern auch in grünem, gelbem und schwarzem lieblichen Farbenwechsel zu schimmern.

„Sie dient bei einer vornehmen Herrschaft nebenan bei mir,“ sagte Blakely erklärend, „und fürchtet ihren Dienst zu verlieren, wenn die Dame des Hauses sie in solchem Zustande erblickt.“

Mary Ann hatte auf eine Handbewegung des Künstlers hin in einem großen Lehnsessel Platz genommen, einem Stuhle, dessen

Hinterlehne, wie bei Zahnärzten, verstellbar war. Morgan hieß sie das Auge zwanglos schließen; dann überpinselte er die ganze Umgebung des Auges mit einer fast wasserhellen, augenscheinlich schnell trocknenden Flüssigkeit. Nach zwei Minuten war das gethan; er holte darauf mehrere Näpfchen herbei und widmete sich seiner Aufgabe mit großer Genauigkeit und Emsigkeit, indem er bald einen dunkleren, bald einen helleren Fleischfarbenton nach dem andern auftrug und schließlich das Ganze wieder mit einer durchsichtigen Flüssigkeit übermalte. Die Gesammtoperation dauerte gegen zehn Minuten. Als Mary Ann aufstand, war an ihrem Auge nicht die geringste Spur einer Verletzung wahrzunehmen. „Acht Tage nicht mit Wasser waschen," sagte Herr Morgan zu dem Mädchen, „und darauf mit warmem Essig leicht betupfen; dann wird Alles gut sein."

Auf einen Wink Blakely's entfernte sich das Mädchen dankend.

Blakely zog das Portemonnaie. „Was bin ich schuldig?" frug er.

„Mädchen dieser Klasse," sagte der Künstler, „pflegen fünf Dollars zu zahlen."

Blakely reichte ihm zehn, die Herr Morgan dankend einsteckte.

„Und nun gestatten Sie mir vielleicht noch ein paar Fragen zu stellen," begann mein Freund.

„Mit Vergnügen," erwiederte der Maler, „nehmen die Herren doch Platz! Sie sind von der Presse, wie ich vermuthe?"

„Richtig taxirt," entgegnete Blakely. „Treiben Sie diese — sonderbare Kunst schon lange?"

„Sieben Jahre ungefähr. Ich bin erst langsam und ganz allmählig in die Branche so zu sagen hineingedrängt worden, da ich sah, daß das Geschäft gut ging. Es dauerte lange, bis ich den nöthigen Ruf, die Kundschaft, erworben hatte. Jetzt bin

ich der Einzige, der ‚blaue‘ Augen bemalt. In der Greenstraße ist ein Konkurrent für mich erstanden, aber es ist ein Pfuscher, seine Bemalung hält nicht Stand, während ich für mindestens eine Woche garantire.“

„Gibt es wirklich so viele ‚blaue‘ Augen?“ warf ich schüchtern und zweifelnd ein.

Der Maler sah mich etwas mißbilligend an.

„Immer,“ entgegnete er; „besonders häufig freilich nach großen Festlichkeiten. Am Tage nach der bekannten Sankt Patricksprozession habe ich regelmäßig ein Dutzend Augen zu verschönern. Nach irischen Taufen, Begräbnissen und anderen Familienfeiern kommt stets der eine oder der andere Kunde. Auch Deutsche sprechen nicht selten vor. Neulich war sogar ein bekannter Bankier aus Wall-Street (der Straße, wo die großen Finanzgeschäfte sich befinden) bei mir, der im Dunkeln gegen eine scharfe Thürkante gerannt war und in Gesellschaft gehen wollte. Sie begreifen — mit grün und gelben oder schwarzen Farbenkonturen um das Auge konnte er das nicht, er wäre sonst in den Verdacht gerathen, Prügel erhalten zu haben. Diese Unglücksfälle sind gar nicht so selten; meistens stammt natürlich das ‚blaue‘ Auge von einem Faustkampfe her, und da das Boxen hier vielfach, auch von wohlhabenden jungen Männern als Sport betrieben wird —“

„Wozu haben Sie aber diese Gemäldegallerie hier?“ unterbrach Blakely seinen Redefluß.

„Es ist das ein kleines Nebengeschäft,“ sagte der Künstler. „Ich verleihe diese Kopien an anständige Familien, die ihre Wohnung für festliche Gelegenheiten passend ausschmücken wollen und keine Gemälde besitzen. Auch Ahnenbilder liefere ich auf Verlangen.“

Wir erhoben uns.

„Wenn Sie einmal Gelegenheit haben sollten,“ bemerkte Herr

Morgan zum Schluß mit einem feinen ironischen Lächeln, „stehe ich Ihnen gern zu Diensten — ich will zwar nicht hoffen —“

Wir schieden lachend aus dem „sonderbaren“ Geschäfte.

Ernst Otto Hopp.

Anna Luise Karsch und Friedrich der Große. — Klopstock nannte Friedrich den Großen mit Recht „den Fremdling daheim“, denn um die deutsche Literatur kümmerte er sich fast nicht und hatte für sie nur Spott und Tadel. Daher mag auch die Audienz, welche er am 24. Oktober 1769 in Sanssouci der Dichterin Anna Luise Karsch bewilligte, so merkwürdige Folgen gehabt haben. Bei dieser Gelegenheit war es — wie die Enkelin der „Karschin“, Helmine v. Chezy, in ihren Denkwürdigkeiten erzählt — daß Friedrich der in sehr wenig glänzenden Verhältnissen lebenden Dichterin versprach, er wolle „ihr das Leben sorglos machen“. Auf ihre wiederholte spätere Mahnung hieran schickte ihr der König zwei Thaler durch die Post. Sie nahm sie gar nicht an, sondern schrieb folgende vier Zeilen an den Geber:

„Zwei Thaler gibt kein großer König
Und sie erhöhen nicht mein Glück;
Nein, sie erniedern mich ein wenig,
D'rum send' ich lieber sie zurück.“

Friedrich soll herzlich darüber gelacht haben. Als ihn die Karsch später — im Januar 1773 — wieder an sein Versprechen erinnerte und mittheilte, daß sie fast nichts zu leben habe, schickte er ihr drei Thaler. — Es mochte eben in der That kein Brod im Hause sein, darum schickte die Karsch diesmal das Geschenk nicht zurück, sondern sie schrieb folgende Quittung:

„Seine Majestät befahlen,
Mir, anstatt ein Haus zu bau'n,
Doch drei Thaler auszuzahlen.

Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und pünktlich ausgerichtet
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern über'n Schmaus
Bei des abgegrämten alten
Magern Weibes Ueberrest,
Das der König darben läßt." C. T.

Was die Menschen Alles essen. — Bei der Wahl seiner Nahrung läßt sich der Mensch durchaus nicht von seinem Verstande allein leiten, und es ist geradezu erstaunlich, was die Menschen in den verschiedenen Zonen, Klimaten und Ländern Alles essen. Die Eskimos und Kamtschadalen bedürfen zum Schutz gegen die Kälte fetter Speisen, d. h. Speisen, die viel Kohlenstoff enthalten, welcher auch die Körpermaschine am besten heizt. Sie trinken über Alles gern Walfischthran, genießen Walfischfett und Fischthran als Suppe, und Talglichter dünken ihnen die kostbarsten Leckerbissen zu sein. Die Syrier, Araber und Egypter wissen den Heuschrecken Geschmack abzugewinnen. Die alten Phrygier in Kleinasien aßen gewisse Arten von Würmern, und einzelne Indianerstämme Amerika's thun dasselbe heute noch. Die alten Griechen verspeisten mit Vorliebe die Tatzen des Löwen und die Füße des Kameels, und die römischen Schlemmer der Kaiserzeit sahen auf ihren Tafeln ganze Schüsseln mit Nachtigallenzungen. In Afrika verzehren verschiedene Negervölker das Fleisch von Schlangen. Der Kalmücke aus Hinterasien verzehrt Mäuse, Ottern, Raubvögel, Füchse, Wölfe, lauter

Thiere, die wir schon wegen ihres Geruches nicht ausstehen können, aber seltsamer Weise verschmäht er das Fleisch von Hunden, Katzen und Wieseln. Der Jakute läßt sich das Fleisch des Aasgeiers wohl schmecken, würde aber Frösche und Schweine nicht anrühren. In Tonkin werden Löwen und Tiger gegessen, und die Bewohner der Baschi-Inseln kennen keinen größeren Leckerbissen als einen Ziegenmagen mit seinem vollständigen Inhalte. Die Neger genießen Elephantenfleisch, Strauße, Krokodile und Flußpferde, die Buschmänner und Hottentotten in Südafrika essen Ameisen und Holzwürmer. Am Orinoco in Südamerika gibt es Indianerstämme, welche Thonerde genießen, nachdem sie dieselbe mit Schildkrötenfett beträufelt haben. So wechseln in den verschiedenen Ländern der Erde die Speisen, je nach Bedürfniß und Laune des Menschen. Denn als Laune muß es angesehen werden, wenn man z. B. bei uns Schnecken genießt und in Frankreich aus Maikäfern mit Essig, Oel und Zwiebeln einen Salat bereitet, der sehr wohlschmeckend sein soll. Guten Appetit! Dr. A. B.

Je nachdem. — In einer im März des Jahres 1800 gehaltenen Rede hatte der Konsul Napoleon triftige Gründe gegen die Erblichkeit aufgeführt. „Die Erblichkeit," sagte er, „ist absurd; sie hat in diesem Lande lange bestanden, aber mit Einrichtungen, die lächerlich sind und die nicht wieder eingeführt werden können, noch sollen. Wie vermöchte man die Erblichkeit der obersten Staatsgewalt mit der Souveränität des Volkes zu vereinigen, wie beweisen, daß die oberste Staatsgewalt ein Eigenthum sei?" — Im Jahre 1804, als er sich zum Kaiser krönen und diese Würde in seiner Familie für erblich erklären ließ, sagte er (am 18. Mai) zu dem versammelten Senate: „Die Erblichkeit allein vermag einen Staat zu erhalten. So lange ich lebe, hat man nichts zu besorgen, nach mir aber würde ein gewähltes Staatsoberhaupt zu schwach sein, den Anhängern der Bourbonen zu widerstehen!" — Zu welcher Strafe würde der

Kaiser nun den Verwegenen verurtheilt haben, der es gewagt hätte, mit denselben Gründen gegen seine Souveränität anzukämpfen, wie sie damals der Konsul Bonaparte in's Treffen geführt? Kl.

Für unsere Damen. — Wenn wir unseren Blick eine Zeit lang auf ein lebhaft roth gefärbtes und auf einer weißen Unterlage liegendes Band heften und dann dasselbe schnell wegziehen, so vermag das Auge infolge der Ermüdung der von dem rothen Licht getroffenen Stelle der Netzhaut die vorhin bedeckte Fläche nicht mehr als weiß zu erkennen; sie erscheint dem Auge grün. Lag früher ein grünes Band da, so erscheint die Stelle roth. Grün und Roth sind zwei sogenannte Ergänzungs- oder Komplementärfarben; eine ergänzt die andere zu weiß; eine erscheint neben der anderen bedeutend frischer, lebhafter, als wenn sie für sich allein betrachtet wird. In derselben Weise verhalten sich Gelb und Violett, Orange und Blau. Und mancher industrielle Modehändler, der sich die Lehren Chevreul's zu eigen gemacht hat, weiß das Gesetz über die Farben zum Nachtheil und Aerger der Damen anzuwenden. Hat er etwa einen Kleiderstoff in mißrathenem schwachen Grün, so legt er wie durch Zufall irgend welchen rothen Stoff daneben, und siehe da, das Grün erscheint so lebhaft und rein, daß die bezauberte Dame gleich zum Kaufe entschlossen ist. Doch wird sie es erleben, daß die Farbe schon bei ihrer Rückkehr nach Hause verwandelt und entstellt ist, sofort nämlich, wenn nicht mehr die Komplementärfarbe daneben liegt. — Die Damen selbst aber können sich das Gesetz recht oft zu Nutzen machen; wollen sie, daß die Farbe ihrer Kleiderstoffe rein, lebhaft erscheinen soll, so brauchen sie nur beim Arrangement der Garderobestücke dafür Sorge zu tragen, daß in geschickter Weise die jedesmalige Ergänzungsfarbe neben dem Roth oder Blau, Grün u. s. w. angebracht wird. J. H.

Umgangene Verordnung. — Einst hatte Friedrich der Große, gegen die zur Zeit des siebenjährigen Krieges unter seinen

Offizieren wüthende Duellmanie eine strenge Verordnung erlassen, die dahin lautete, daß er auf jede Herausforderung schlechthin die Todesstrafe durch den Strang setzte, gleichviel ob das Duell stattfinde oder nicht. Um das Verbot des Königs zu umgehen, kamen einst während der Belagerung von Glatz der Graf Wittgenstein und General Bernsdorf auf folgende Idee: „Wir können uns nicht schlagen, Graf,“ sagte der General, „aber wir wollen uns auf jene Brüstung stellen, gegen die der Feind sein Feuer richtet, und so lange dort stehen bleiben, bis einer von uns getroffen wird.“ Der Gegner ging darauf ein, und Beide begaben sich an den bezeichneten Ort. Hier standen sie im Angesichte ihrer und der österreichischen Armee aufrecht da, die eine Hand stolz auf die Hüfte gesetzt und blickten sich wüthend an, bis schließlich der Graf von einer Kanonenkugel in zwei Stücke zerrissen wurde. —dn—

Wie entstand die Rede: „Einen Korb bekommen?“ — Folgende Sage, welche man sich in der Wesergegend erzählt, gibt die Antwort auf diese Frage. Im Mittelalter lebte eine Jungfrau mit Namen Kunigunde v. Spröbeborn, welche ihrer unvergleichlichen Schönheit und Tugend wegen zahllose Verehrer hatte. Einer von diesen hieß Bernhard, ein Anderer Bruno. Als Bernhard einst Kunigunde allein im Garten traf, betheuerte er mit heißen Schwüren, daß ihr an seiner Seite gewiß ein seltenes Glück blühen würde. Um ihn los zu werden, versprach sie, sich seinen Wünschen zu fügen, wenn er den Sinn der Buchstaben entziffere, die er morgen an der Frontseite des Schlosses lesen würde. Als er am anderen Morgen vor das Schloß trat, stand dort: „K. O. R. B.“ Siegesgewiß flog er die Schloßtreppe hinauf und stürzte in Kunigundens Zimmer zu deren Füßen. „Ich habe den Sinn der Buchstaben errathen,“ rief er, „Komm o redlicher Bernhard!“ — „Mit nichten,“ versetzte Kunigunde, „die Buchstaben sind die Antwort auf Eure gestrige Ver-

und sie bedeuten: Keines ohne Ritter Bruno!" — Betrübt schlich Bernhard hinweg. Das Volk aber, welches am Schlosse vorüberging, las: K. O. R. B. = Korb! C. T.

Unerwartete Wirkung. — Ein bekannter Schriftsteller hatte eine scharf verurtheilende Broschüre gegen das Lottospiel geschrieben. Die Presse spendete ihm Beifall und sagte voraus, das Buch werde sicherlich eine vorzügliche Wirkung ausüben. Die Wirkung blieb in der That nicht aus, denn kurze Zeit nach der Herausgabe erhielt der Verfasser folgenden Brief: „Hochgeehrter Herr! Mit tiefgefühltem Dank für Ihre von mir gelesene Schrift gegen das Lottospiel ergreife ich die Feder, um mich bei Ihnen für die ausgezeichnete Wirkung Ihres Buches zu bedanken. Ihre Schrift zählt 88 Seiten, 44 Blätter, und erschien am 27. März. Ich besetzte die Nummern 88, 44, 27 bei der letzten Ziehung und gewann 600 Gulden. Wenn doch alle Schriftsteller stets so nützliche Bücher schreiben möchten!" St.

Trefflicher Bescheid. — König Ludwig XI. von Frankreich pflegte oft Leute der verschiedensten Stände zur Tafel zu ziehen, um sich so am zuverlässigsten über die Verhältnisse im Lande zu unterrichten. Auch einem reichen Pariser Kaufmanne widerfuhr verschiedentlich diese Ehre, was dem Manne derartig zu Kopfe stieg, daß er schließlich den Monarchen um Erhebung in den Adelstand anging. Ludwig erfüllte die Bitte, lud den neugebackenen Edelmann aber seitdem nicht mehr zu sich. Der Letztere war darüber untröstlich und erbat sich endlich eine Audienz, worin er den König befragte, weshalb ihm derselbe seine Gnade entzogen habe. „Das ist doch sehr einfach," versetzte Ludwig. „Früher, da Ihr in Eurem Stande der Erste waret, galtet Ihr etwas bei mir, jetzt, da Ihr in Eurem neuen der Letzte seid, nichts mehr." L. M.

Die unvollkommene Wahrsagerin. — Der junge Graf Bonneville wettete einst mit seinen Freunden, daß er die berühmte Wahrsagerin Lenormand, die sich in den zwanziger Jahren eines großen Ansehens in der Pariser Gesellschaft erfreute, sofort überführen wolle, daß sie nichts wisse. Die „weise“ Frau empfing ihn, fragte nach seinen Wünschen und prophezeite dem Grafen aus den Karten alles Mögliche. Am Schlusse der Audienz stand der Graf auf, um sich zu empfehlen. „Darf ich um mein Honorar bitten?“ sagte da die Pythia stirnrunzelnd.

„Was, Sie wollen wahrsagen können und Alles wissen?“ fragte der Graf.

„Nun ja,“ antwortete die Lenormand, allerdings —“

„Unsinn! Nichts wissen Sie, denn wenn Sie Alles wüßten, so würden Sie auch gewußt haben, daß ich momentan keinen Pfennig Geld in der Tasche habe.“

Sprach's, ließ die Verblüffte stehen und hatte seine Wette glänzend gewonnen. —dn—

Gutes Deutsch. — Ein alter Veteran, der einst in einem bayrischen Corps unter Napoleon gefochten hatte, stritt mit einem Preußen darüber, der Kaiser habe auch Deutsch gesprochen, und bekräftigte endlich seine Behauptung mit den Worten: „Wie, hat er denn nicht bei Leipzig zu uns gesagt: ‚Adieu, Chevauxlegers!‘“ Kl.

Kurz und bündig. — Der bekannte Dr. Heim in Berlin liebte es nicht, wenn er unnöthigerweise konsultirt wurde. Einst kam auch eine Dame zu ihm und theilte ihm mit, daß sie einen Schnupfen habe. „Was nehme ich da?“ fragte sie den Doktor. — „Nun, einfach ein Taschentuch,“ sagte der Gefragte. — „Und meinen Sie, daß das genügt?“ — „Nun, wenn's nicht genügt, dann nehmen sie zwei oder drei,“ entgegnete trocken der Doktor. —dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.